Freimüthige Briefe

über

Doktor Bahrdts

eigne Lebensbeschreibung.

Aude aliquid brevibus Gyaris & carcere dignum,
Si vis esse aliquid!

Juvenal.

Berlin und Leipzig,

1791.

Erſter Brief.

Charakter Bahrdts und ſeiner Lebensbeſchreibung überhaupt.

Wertheſter Freund,

Ich ſchicke Ihnen des Hrn. Doktor Bahrdts Geſchichte ſeines Lebens, ſeiner Meinungen und Schickſale, von ihm ſelbſt geſchrieben *), hiebei zurück, und mache mit den Anmerkungen, die Sie von mir darüber verlangen, den Anfang.

Ich bin ſo wenig, als Sie, Hrn. Dr. Bahrdts Feind. Sie kennen ihn wenigſtens von Perſon, und verleugnen den Eindruck nicht, den ſein Aeußeres

*) Erſter Theil. Berlin 1790.

auf Sie gemacht hat. Ich hingegen habe ihn zu sehen nie Gelegenheit gehabt. Einer meiner genauesten Freunde, welcher fast jährlich nach Halle, und dort in die besten Gesellschaften kömmt, hat ihn nur von weitem gesehen, und ihn nie zu sprechen bekommen; die mit ihm zusammen gekommen sind, loben ihn mehrentheils, und wenn sie etwas an ihm tadeln, so ist es hauptsächlich Leichtsinn, nicht sowohl sittlicher, als vielmehr gelehrter Leichtsinn, der es ihn als eine Kleinigkeit ansehen läßt, Sätze, die einem großen Theil des Menschengeschlechts ehrwürdig sind, und Personen, welche bei den meisten in hoher Achtung stehen, ohne Schonung herunterzusetzen und verächtlich zu machen, ohne vorher diese Sätze und Personen hinreichend gewürdigt, oder über die Folgen, welche deren Herabsetzung haben könnte, genugsam nachgedacht zu haben. Was man ihm moralisch böses nachsagt, davon habe ich die Beweise immer nur schwach, wenigstens für mich nicht überzeugend gefunden.

Ich werde mich also gewiß nie erkühnen, über Hrn. Bahrdts moralischen Charakter irgend etwas herabwürdigendes zu sagen, insofern es nicht aus seiner eignen Lebensbeschreibung und aus seinen übri-

gen mir bekannt gewordnen Schriften deutlich erweisbar ist; und auch da werde ich mich immer geneigt zeigen, ihn mehr für leichtsinnig, als für moralisch böse zu erklären, ob er gleich durch seinen Leichtsinn unendlich viel Böses gestiftet hat, mehr Böses, als durch das von ihm hier und da etwa gestiftete Gute je aufgewogen werden kann. Aber freilich werde ich auch nie mich durch das Geschrei des ziemlich großen Haufens hinreißen lassen, welcher Hrn. Bahrdt wegen einiger seiner Schriften, worinn sehr gute Grundsätze vorkommen, für einen der praktisch moralisch besten Menschen auf der ganzen Gotteswelt erklärt, ohne je in einer nähern Verbindung mit ihm gelebt, ohne je solche Leute, die ihn näher kannten, ernstlich befragt zu haben.

Eben so wenig bin ich geneigt, Hrn. Bahrdt einen Platz unter Deutschlands guten Köpfen abzusprechen; nie aber werde ich denen beistimmen, die ihn für einen der vorzüglichsten und besten Köpfe erklären, die Deutschland oder gar Europa je hervorgebracht hat. Er ist immer ein sehr guter Kopf, und er hat insbesondre als Uebersetzer die vorzügliche Gabe, die Sätze alter Schriftsteller völlig so, wie er sie versteht, richtig im Deutschen darzustel-

len — eine Gabe, die unendlich vielen Uebersetzern von der Natur ganz versagt zu seyn scheint; — er scheint dazu, sogar in größter Eilfertigkeit und Zerstreuung, immer die passendsten Ausdrücke an der Schnur zu haben; er dringt eben so oft ganz in die Denkungs- und Argumentirungsart seines Schriftstellers ein, ohne sich gerade mit der Nachbildung seiner Schreibart zu beschäftigen. Alles dies sind unverkennbare Vorzüge, um die ihn so mancher, der jetzt das Verdammungsurtheil über ihn spricht, beneiden sollte. Wie schwer wird es, sich dabei des Gedankens zu erwehren: wenn dieser Kopf in der Jugend besser gebildet wäre, fleißiger studirt hätte, jetzt mit mehrerer Langsamkeit und Bedachtsamkeit arbeitete, und minder auffallend als beifallswürdig zu schreiben sich bestrebte; was würde er haben leisten können? Allein so wie die Sachen jetzt stehen, da Hr. B. so viel nur blos darum hinschreibt, um Aufsehen zu erregen, so oft die Absicht andern persönlich wehe zu thun verräth, so häufige Blößen giebt, die theils seine Unwissenheit, theils seinen Mangel an Wahrheitsliebe, theils die Wankelmüthigkeit seines Systems beweisen: kann man sich da enthalten, bald ihn zu bemitleiden, bald die Achseln über ihn, den Achselzucker, zu zucken?

Unstreitig ist Hr. B. in seinen eignen Augen eine viel zu merkwürdige und außerordentliche Person. Dies haben seine meisten neuesten Schriften gezeigt; aber keine zeigt es deutlicher, als diese Lebensbeschreibung, wo so viel Selbstgefälligkeit, so viele Zufriedenheit mit seinem werthen Ich, und eine so stolze Erhebung über so manchen gewiß verdienten, gelehrten und der Welt nützlichen Mann hervor scheint, daß man der erklärteste Bewunderer Bahrdtischer Größe und Verdienste seyn muß, wenn man die Augen dagegen verschließen will. Man hat an so vielen neuern Gelehrten den Egoismus getadelt; sehr oft hat ein Egoist den andern dieses Fehlers bezüchtigt, und das Publikum hat laut erklärt, daß beide Recht hätten; aber ein so auffallender Egoismus, als der ist, welchen Hr. Bahrdt sich in seiner Lebensbeschreibung hat zu Schulden kommen lassen, wahrlich dergleichen ist mir, wenn ich höchstens den Freiherrn von Trenk mit seiner eignen Lebensbeschreibung ausnehme, noch gar nicht vorgekommen.

Ich habe, welches Sie nach Ihrer Güte nicht übel deuten werden, Ihr Exemplar mit unendlich vielen Ausrufungszeichen am Rande versehen. Die meisten dieser Zeichen finden sich bei solchen Stellen,

wo Hr. B. sich des gröbern Egoismus schuldig gemacht hat. Hätte ich nach der neuesten Mode statt Eines Ausrufungszeichens ihrer immer drei oder mehrere setzen wollen, — es würde nicht viel weißer Rand übrig geblieben seyn.

Egoismus verführt zu kleinen und großen Unwahrheiten, allerlei feinen und gröbern Verfälschungen der wirklichen Geschichte, hier und da zu einer absichtsvollen Verkleinerung anderer, und zu noch einer Menge Fehler gleicher Art. Von diesen wimmelt das Bahrdtische Buch, und da helfen die bloßen Ausrufungszeichen nicht, sondern man muß sich schon ein wenig genauer über so etwas heraus lassen. Dies wird auch das vorzüglichste Augenmerk bei den Anmerkungen seyn, die ich Ihnen über Hrn. Bahrdts Leben nach und nach mittheilen werde. Ich bin nicht allwissend, und habe mit Hrn. Bahrdt nie an einem Orte zusammen gelebt. Daher kann ich ihm durch meinen Verdacht zuweilen Unrecht thun; ich bin mir aber des Vorsatzes, ihm nie Unrecht zu thun, zu sehr bewußt, als daß ich fürchten dürfte, zu oft in diesen Fehler zu verfallen.

Von manchen Personen, zu deren Verunglimpfung Hr. B. etwas sagt, wissen wir alle, daß sie

nicht mehr am Leben ſind. Dieſe können ſich nun nicht mehr verantworten, und wofern nicht etwa hier und da zu ihrer Ehrenrettung ein guter Freund aufſtehet, ſo hat H. B. gut erzählen. *)

Von andern iſt es unbekannt, ob ſie noch leben. Aber die Art, wie Hr. B. mit denen, die er ſeine Feinde nennet, nach ihrem Tode umzuſpringen gewohnt iſt, wird dem Leſer beim weitern Verfolg des Leſens nach und nach ſo bekannt und geläufig, daß man von vielen Leuten, deren er erwähnt, mit Gewißheit vorausſagen kann, ſie ſind todt, und Hr. B. tanzt nun auf ihrem Grabe, ihres Nichtwiederaufwachens gewiß, etwas dreiſt und ſchamlos herum. Ich werde zuweilen von einem und dem andern auf Veranlaſſung der etwas liebloſen Bahrdtiſchen Aeußerungen die Vermuthung wagen, daß Hr. B. ihn todt wußte

*) Er ſelbſt meint S. 2, er habe darum ſein Leben, auf welches von allen Orten und Gegenden her gehaart wurde, nicht eher ſchreiben können, weil bisher ſo viele Menſchen noch am Leben waren, die er von dem Publikum hätte kompromittiren müſſen. Der unſchuldige Mann, der ſo ungern kompromittirt! Ich frage nur: Iſt es nicht faſt ſchlimmer, einen Geſtorbnen läſtern, als zehn noch Lebende, die es verdienen, kompromittiren?

oder todt glaubte. Wie oft ich darinn irre, werden Sie ja, die Sie mit dem noch lebenden gelehrten und politischen Deutschlande bekannter sind, als ich, leicht sehen.

Sehr wider meinen Willen haben Hrn. Bahrdts Erzählungen seiner Schicksale mich an Stellen aus der Lebensbeschreibung des schon vorher erwähnten Freiherrn von Trenk erinnert, wo es auf etwas mehr, als bloßen Egoismus, ankömmt. Dies sind diejenigen, wo er den Feinden, die er an so manchen Orten fand, wie dies allen Leuten, guten und schlechten, begegnet, vor denen der Ruf hergeht, immer Gesinnungen beilegt, die kein eingefleischter Teufel so arg haben kann, und andre, wo er erzählt, was seine Feinde für böse Schicksale hinterher gehabt, und dabey zu verstehen giebt, daß die Vorsehung, die er überhaupt mit seiner wichtigen Wenigkeit sehr beschäftigt glaubt, für ihn, ihren Geliebten, Rache geübt habe. Diese sehr alttestamentische Gesinnung durfte man allenfalls bei dem Freiherrn unbefremdend finden, dessen Religionsbegriffe wohl noch etwas ungeläuterter geblieben seyn mögen, als sein poetischer Geschmack, der bekanntermaßen höchst ungeläutert ist. Aber dergleichen in

der Lebensbeschreibung des aufgeklärten, oder, um einen Schritt weiter zu gehen, des aufgeklärt seyn wollenden Bahrdt anzutreffen, das hätte ich nicht vermuthet!

In der Lebensbeschreibung des besten Menschen auf Erden, die er selbst vor seinem Tode herausgiebt, finden sich zuverlässig hier und da gewisse Ueberhüpfungen und Lücken, wo der Verfasser entweder, der ersten Regel des pragmatischen Geschichtschreibers zuwider, die Veranlassungen zu diesen und jenen Nüancen seines Charakters anzugeben vergißt, oder uns hier und da ein andres ihn betreffendes Geschichtchen schuldig bleibt. Dadurch wird aber eine solche Lebensbeschreibung offenbar minder lehrreich. Wir wollen wissen, wie jemand das ward, was er ist; er mag sich nun dessen, was er ist, zu schämen haben oder nicht. Wir verlangen aber auch, daß er sich nicht anders eingeschlagen vorstelle, als er wirklich eingeschlagen ist. Herr B. sagt uns, er sey anfänglich in vielen gelehrten Dingen unwissend gewesen; er zeigt uns aber nicht, wie er darinn in kurzer Zeit gelehrt geworden. Die Wahrheit ist, daß er in vielen Stücken immer sehr ungelehrt geblieben; und da hätte er aufrichtig gestehen sollen, es sey nicht recht, daß er von Sachen schrieb, worinn er unwis-

send war: und es ist nichts mehr und nichts weniger, als baare Täuschung, wenn er nun hinterher verhehlen will, daß so manche seiner Bücher sehr unläugbare Beweise seiner Unwissenheit sind. Allein gesetzt, er hätte sich auf einmal so merklich weiter gebracht, z. B. im Hebräischen und in der Kritik, so hätte er zeigen müssen, was bei seiner doch immer ein wenig zügellosen und zerstreuungsvollen Lebensart ihm auf einmal eine so mächtige Hülfe gab. Dann hätten Genies und Schwächlinge an seinem Beispiele lernen können, anstatt daß jetzt die letzten verwunderungsvoll ihr Haupt schütteln, und die ersten den Entschluß fassen, ihr Leben zu genießen, weil man doch hernach immer wie B. noch vieles leisten könne. Hielt Hr. B. sich wirklich für ein Genie erster Größe, wie es freilich leider das Ansehn hat, so hätte er wohl gethan, über die kleine Grenzlinie der Bescheidenheit zu steigen, und seinen Lesern zu sagen: lieben Leute, das ging bei mir wohl, aber unter Euch wird es kaum dem Tausendsten so glücken. Allein das sagt Herr Bahrdt seinen Lesern nicht: und so ist sehr zu besorgen, daß, da die Zahl der Halbwisser und sich solglich geniedünkenden täglich zunimmt, jeder, sollte er auch noch schlechtere Lehrmeister haben, als Hr. B. sie gehabt zu haben

geſteht, noch früher mit den Geheimniſſen unkeuſcher Liebeswerke bekannt werden, noch unreifer zum Magiſtergrad und Profeſſorat, oder gar zu einem wichtigern Amte gelangen, ſich mit ſeinem Genie und Hrn. Bahrdts Exempel tröſten, und folglich es am Ende mancher lange nicht ſo weit bringen wird, als Herr Bahrdt es in einem Theile ſeines Lebens gebracht hat. Wahr iſts, mancher bringt es bei weit geringerm Genie, bei weit minder gemeinnützigen Kenntniſſen noch viel weiter; aber eben daraus folgt, daß man dergleichen Schlüſſe nicht machen muß. Nicht darauf kömmt es an, wie viel gute Meinung jemand für ſich hat; nicht einmal darauf kömmt es an, wie viel Genie jemand beſitzt, ſondern was er wirklich leiſtet. Dies hat Hr. B. nicht geſagt, und dies wird er vermuthlich auch im Folgenden nicht ſagen; gleichwohl aber verlangte dies die Ehrlichkeit. Hundert geſchicktere Männer, als Hr. B. iſt, die aber keine Profeſſorſöhne waren, über die kein Klotz ſich erbarmte, die nicht gerade in einen Zeitpunkt trafen, wo ſolche auffallende Sätze, welche dem bisherigen Lehrbegriff der chriſtlichen, beſonders der proteſtantiſchen Kirche Hohn ſprechen, den meiſten Beifall fanden, würden das Glück nicht gemacht haben, das Hr. B. machte, würden bei vie-

len Unregelmäßigkeiten ſich nicht ſo lange erhalten haben. Dies hätte Herr B. nicht blos ſagen, ſondern wiederholt ſagen ſollen, wenn er ſein Leben nicht zu ſeinem Beſten, ſondern zu jedermanns Beſten geſchrieben hätte.

N. S. So eben erhalte ich ſchon den zweiten Theil der Bahrdtiſchen Lebensbeſchreibung durch einen hieſigen Freund, ſo daß Sie ſich alſo mit der Ueberſchickung deſſelben keine Mühe w[illegible]ben dürfen. Unmittelbar vorher hatte man erzählt, Hr. B. wolle ſich nach der Zurückkunft aus der Magdeburgiſchen Gefangenſchaft von ſeiner Frau ſcheiden laſſen. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ſehr mir nach dieſer Sage die Stellen aufgefallen ſind, worinn Hr. B. in dieſem zweiten Theil von ſeiner Frau ſchlecht ſpricht.

Man ſchreibt mir von einem ſichern Orte, es ſey an dieſe Ehescheidung nicht gedacht. Vielleicht hat gar nur die Art, wie Hr. B. über ſeine Ehehälfte ſpricht, zu dieſem Gerüchte Gelegenheit gegeben. So weit hat es noch niemand getrieben, von ſeiner noch lebenden Frau, ſelbſt wenn er von ihr geſchieden war, ſo geringſchätzig, oder auch, wenn Sie dies lieber wollen, ſo aufrichtig und unverhoh-

len zu ſprechen, als Hr. B. von der ſeinigen thut. Doch da er im zweiten Theil anfängt, es unverhohlen zu bekennen, daß er ſeine Werke nur nach demjenigen Preiſe ſchätzt, den ſie ihm vom Verleger baar einbringen: ſo iſt eben ſo wahrſcheinlich, daß er ſeinem lieben Weibe mit der Summe, welche ſeine Aeußerungen über ſie ihm vom Verleger eingebracht haben, ein Geſchenk machen, und übrigens dieſe Aeußerungen vor ihr ſelbſt ſo geheim halten wird, als es die Umſtände zulaſſen. Kömmt eine dienſtfertige Gevatterinn, oder Freundinn, und trägt der armen Frau das zu, ſo wird ſie nach ihrer ängſtlichen Natur — ich nehme ſie, wie Hr. B. ſie beſchreibt, — mehr leiden, als das ganze Geſchenk werth iſt. Wenn aber künftig ein jeder Gelehrter, der ein Stück Geld verdienen will, ſich die Freiheit nimmt, ſeine eigne geliebte Ehehälfte noch bei ihren Lebzeiten der ehrbaren Welt ſo ganz entblößt zur Schau zu ſtellen, ſo werden wohl die lieben Weiber ein kleines Geſchrei erheben, oder gar die Obrigkeit ſich ins Spiel miſchen müſſen. Geſchieht das letztere nicht, ſo fangen unſere Weiber wohl gar an, auch über ihre Männer zu ſchreiben — eine Materie, welcher ſie am allermeiſten gewachſen ſind, — und Gnade dann uns!

Zweiter Brief.

Bahrdts Büste mit einer schamlosen unlateinischen Unterschrift.

Seiner Lebensbeschreibung sein Bildniß vorzusetzen, ist an sich nichts unerlaubtes; wenigstens ist der Freiherr von Trenk nicht der erste, der es gethan; — freilich mag er der erste seyn, der sich vor den ersten Theil in Uniform, und vor den zweiten in der Gestalt eines Festungsgefangnen hat stechen lassen. Hr. B. hat den Freiherrn hier nicht nachgeahmt, sondern ist seinen eignen Weg gegangen. Er zeigt sich uns weder in seiner Gefängnißgestalt, noch in seinem Doktorornat, sondern in einer Büste, wie es freilich einem bei Leibesleben schon verewigten Manne nicht anders geziemt, worinn er ohnehin verschiedene Dichter, besonders den vortreflichen Herrn von Böhlau, zu Vorgängern hat, vor dessen unsterblichen Gedichten, wo ich nicht irre, ebenfalls das Bild des verdienstbelasteten Verfassers en buste prangt, vieler andern zu geschweigen. Hätte nun freilich Bel, Benner oder andere Leute dieser Art (als etwa Semmler und Göze, oder zum

Noch

Noch Spalding und Röſſelt) ſo etwas gethan, wie würde mein B. ſpotten! Aber freilich: duo cum faciunt idem, non eſt idem. *)

Zwar die Büſte gienge noch immer an, aber die Verſe darunter! — Und nun die Verſe? Sagen ſie denn etwas ſo böſes? Haben nicht auch andere Schriftſteller Verſe, lateiniſche Verſe unter ihr Bildniß — Büſte oder nicht Büſte — machen laſſen? Und zwar ſo lobpreiſende Verſe, daß der Verfaſſer, wenn er zugleich Herausgeber war, billig darüber erröthen mußte? — Ich antworte: Schwerlich hat denn doch jemand Verſe unter ſein Bild ſetzen laſſen, worinn er allein als Lichtverbreiter vorgeſtellt, und folglich das Korps der übrigen Gelehrten geradehin des Verbreitens der Dunkelheit beſchuldigt, und alſo, um einen Bahrdtiſchen Ausdruck zu gebrauchen, für eine Geſellſchaft von Hammelköpfen erklärt wird.

Die Unterſchrift unter der Bahrdtiſchen Büſte:

*) Zu Deutſch: was ein Fehler iſt, wenn Bel und Benner es thun, wird zur Tugend, ſo bald Bahrdt es nachmacht.

Anmerkung für unlateiniſche Leſer.

Hic ego, qui adsuxi rationis luce coetuos,
Centenis carus, diris a millibus ictus;
Hei seriora dabunt negatas secula grates.

Diese Unterschrift heißt, aufs bescheidenste übersetzt, also:

„Ich, dem seine Zeitgenossen das Licht der Vernunft verdanken, war vielen Hunderten lieb, „und ward von vielen Tausenden verwünscht. „Nun die spätere Folgezeit wird mir den jetzt „versagten Dank nicht verweigern."

Alle Kenner der Latinität behaupten, diese prahlende Unterschrift der Büste sey übrigens nicht einmal rechtes Latein, und sie bemerken zugleich, in den Wörtern adsuxi, seriora und negatas wären offenbar Fehler gegen das lateinische Sylbenmaaß, die ein Doktor der Theologie, sobald er einmal seinen Willen dazu gab, daß man einen hexametrischen Lobspruch unter sein Bild setzte, nicht hätte unbemerkt lassen müssen. Es ist ja nicht nöthig, sagen sie, daß jedermann lateinische Verse machen könne; aber wer sich nun einmal dazu hinsetzt, ein Paar Gedanken in lateinische Verse zu bringen — eine Kunst, die vor ein Paar Decennien noch jeder Se-

kundaner verſtand, — der muß in ſo wenigen Zeilen durchaus alle Fehler vermeiden, oder ſich als einen Stümper auslachen laſſen. Dies wird alſo auch das Schickſal des Bahrdtiſchen Lobdichters ſeyn, nur daß auf den Heiden ſelbſt ein Theil des Gelächters zurück fällt.

Dritter Brief.

Bahrdt preiſt ſeine eignen Verdienſte.

Ich komme vom Titelkupfer zur Vorrede, oder zu dem erſten Kapitel. Hr. B. ſagt ſelbſt, er wolle die Geſchichte ſeiner Thorheiten und ſeiner Verdienſte entwerfen. Finden Sie den lezten Ausdruck nicht auffallend? Wer ſagt gern: meine Verdienſte? In der That findet man Leute, die es ſagen; aber die meiſten von ihnen werden allgemein für ſtolze Thoren gehalten. Nur wenige kommen mit der Beurtheilung durch: „der Mann hat Verdienſte, aber „er ſollte ſich deſſen weniger bewußt ſeyn!“

Bei dem wirklich großen Mangel an Selbſtkenntniß, den Hr. B. ſo häufig verräth, iſt ihm wohl kein einzigesmal der Gedanke eingefallen: Ob ich aber nicht auch mir zuweilen etwas als ein Verdienſt anrechne, das im Grunde bloßes Unverdienſt iſt? So würde es z. B. allerdings ein Verdienſt ſeyn, wenn Hr. B. viele Leute, die bisher in der Religion nicht dachten, ſondern gedankenlos glaubten, zum eignen Nachdenken durch ſeine Schriften aufgereizt hat. Aber da fragt ſich's nun: Hat er das gethan? Wo ſind die ſchätzenswerthen und Achtung verdienenden Menſchen, welche ohne ihn nicht bis zum Licht durchgedrungen wären? Hinausſezzung über alles iſt keine Aufklärung; dies iſt ein allgemein zugegebner Grundſatz. Wer durch Bahrdt lernte, ſich über alles hinweg ſetzen, iſt durch ihn nicht zum Licht durchgedrungen, ſondern unter Anführung eines Irrlichts in den Sumpf gerathen. Alſo darauf kömmt's an, ob jemand durch Bahrdt wirklich zum Licht geführt iſt: alsdenn hat B. Verdienſt; — oder ob viele durch ihn in Sumpfe gerathen ſind: alsdann hat er Unverdienſt. Wo ſind die ehemaligen Erfurter und Gießner Studenten, die jezt den Weg der Tugend und Gelehrſamkeit wandeln, den ſie ohne Bahrdt gar nicht oder nicht

h gut würden gefunden haben? Wo die Marſchlin-
er und Heidesheimer Philanthropiſten gleicher Art?
Wo endlich ſind aus den neueſten Zeiten die Halli-
chen Studenten, die, wenn ſie von den Preußiſchen
Konſiſtorien vorzüglich brauchbar zu Kirchenlehrern
gefunden wurden, oder ſonſt in jedem andern Fache
echtſchaffne und anſtellige Subjekte abgaben, es
rei geſtanden, daß ſie ohne Doktor Bahrdt nicht
geworden ſeyn würden, was ſie waren? Mir ſind
ergleichen Subjekte nicht bekannt geworden, ob
ch gleich auf der andern Seite auch geſtehen muß,
aß ich von keinem gehört habe, der die Schuld ſei-
er Verführung und ſeines Mißrathens auf B. ge-
choben hätte. Hat Hr. B. wirklich Verdienſte, ſo
ird er uns in den folgenden Theilen die Männer
chon anzeigen, die durch ihn, und zwar durch ihn
orzüglich, gebildet ſind. Seine Gegner mögen her-
ach die traurige Beſchäftigung übernehmen, Un-
lückliche zu entdecken, die ohne Hr. B. nicht un-
lücklich geweſen wären? Sie ſehen, ich entſcheide
ichts; aber ſchlimm iſts, daß ſich aus Hrn. B.
igner Beſchreibung wenig oder gar nichts dieſer
rt entdecken läßt. Was etwa dahin könnte gezo-
gen werden, wollen wir in der Folge näher betrach-

ten, und dann immer ſehen, was Verdienſt, und was Unverdienſt zu heißen verdiene.

Vierter Brief.

Bahrdts Beruf zu einer eignen Lebensbeſchreibung.

Herr Bahrdt glaubt S. 3, zu einer eignen Lebensbeſchreibung gehöre gerade ein ſolcher Mann wie er, der nun bald funfzig Jahre lang durch ein ungeheuer großes Publikum gleichſam Spießruthen gelaufen ſey, und daher faſt gar nichts mehr von derjenigen Empfindlichkeit übrig habe, welche die meiſten Menſchen unfähig macht, die reine Wahrheit von ſich ſelbſt aufzuſtellen oder ſich in puris naturalibus zu zeigen. Wir ſehen hieraus, daß alle bisherige eigne Lebensbeſchreiber entweder Heuchler, und das ſcheint Hr. B. von den meiſten geglaubt zu haben — oder Buben waren, die ihre Streiche theils auf Koſten andrer zu bemänteln ſuchten, theils noch im reifen Mannsalter davon con amore zu ſprechen ſich nicht enthalten konnten.

Die Begierde, Hrn. Bahrdts Konfessionen zu vernehmen, war so groß gewiß nicht, als er sich vorstellt. Die meisten, die seine Lebensbeschreibung zu lesen wünschten, versprachen sich wohl eine sie unterhaltende Lektüre, aber gerade nichts weniger als Wahrheit. Wir sind neugierig, gestanden so manche, als Hr. B. sein Leben ankündigte, was er dieser und jener wohlbekannten Begebenheit für eine Tournüre geben wird. Man kannte Hrn. B. aus seiner Bibel im Volkston und einigen andern Schriften so sehr als einen Mann, der alles sehr gut zu tourniren weiß. Diese Neugierde, aber auch diese Neugierde allein, war der Grund der Erwartung bei einem Theil des Publikums. Aber kaum zehn Personen des ganzen Publikums mögen einfältig genug gewesen seyn, zu erwarten, daß sie nun hinter die wahre Beschaffenheit mancher Sachen kommen würden. Denn sicher bedurften die Leiden des jungen Werther einer Berichtigung weniger, als diese eigene Biographie.

Uebrigens hat das wohl seine Richtigkeit, daß zu einer solchen Biographie, wie Hn. Bahrdts seine nun einmal ist, gerade ein solcher Mann gehört, der durch vieles Spießruthenlaufen gegen manche seine

Empfindungen verhärtet worden, und der sich also kein Gewissen macht, einen gewissen Theil des Publikums — freilich nicht eben den verehrungswürdigsten — auf eine etwas unfeine Art zu amüsiren. Daß aber ja diese amüsirt seyn wollenden Herren — und Damen (denn auch Damen verschlingen dergleichen amüsante Sachen zuweilen) sich nicht einbilden, als wenn bloß ihre Befriedigung Hn. B. zur Herausgabe seiner Lebensbeschreibung vermocht habe! Davon sind wir denn wohl besser unterrichtet. Zwei ganz andre dringende Anforderer wollen bei Hr. B. immer befriedigt seyn. Der erste ist nicht so wohl sein Magen allein, wie viele wähnen, sondern (um dem Hn. Professor Mangelsdorf einen Ausdruck abzuborgen) sein ganzer animalischer Theil; der zweite die Sucht durch Schmähungen zu gefallen. *) Nur ein Mann, wie H. B. konnte sich so viele sonderbare Aeußerungen im Angesichte des Publikums ohne Erröthung verstatten, dergleichen schon auf der vierten Seite eine vorkömmt, wo er sagt: „Recensenten und Priester und Theologen und

*) Das flebile maledicendi cacoëthes, sagte ein alter Leipziger Magister, den Hr. B. wohl nicht muß gekannt haben, weil er nirgends — über den ehrlichen Mann gespottet hat.

„Maurer, und Gott weiß, was sonst noch für Men-
„schenracen, haben mich bereits dermaßen an den
„Pranger der Publicität gestellt, daß mir die auf
„mich gerichteten Blicke der Menschen so gleichgül-
„tig geworden sind, wie Adam und Eva ihre Blöße
„gewesen seyn muß, ehe der unglückliche Apfel sie
„zwang — sich zu bedecken."

Wie in aller Welt kömmt der Apfel hieher, wenn Hr. Bahrdt nicht durch eine elende Possenreisserei das Gelächter einiger kleinen Geister rege machen wollte, die mit der biblischen Geschichte gar zu gern Spaß treiben oder Spaß treiben hören, sollte dieser Spaß auch nicht einmal die sogenannte biblische Geschichte selbst, sondern spätere jüdische Zusätze treffen, dergleichen doch der Apfel offenbar ist.

Fast sorge ich indessen, Hr. B. hat wirklich einen Apfel gegessen, der ihn gezwungen hat — oder vielmehr klug genug gemacht hat — seine Blöße hin und wieder zu bedecken, und sich seinen amüsant seyn wollenden Lesern zuweilen nur im Brustbilde darzustellen, — und so hätten wir auf einmal den Aufschluß über die Büste des Titelkupfers.

Bei allem, was Hr. B. von seinem Beruf zur Lieferung einer eignen Biographie sagen mag, kann

ich doch aus seinen eignen Worten beweisen, daß er kaum wenigstens noch ein Paar Jahre hätte zurück bleiben müssen. Muß man beinahe funfzig Jahre Spießruthen durch das Publikum gelaufen seyn, ehe man zu einer solchen Arbeit schreitet, so mußte er, der doch vor seinem zehnten Jahre noch wohl keine Spießruthen gefühlt hat, und folglich noch kaum vierzig Jahre Spießruthen gelaufen seyn kann, weil er erst 1740. geboren ist, wenigstens noch ein halbes Decennium verziehen, um durch eine beinahe funfzigjährige Gefühllosigkeitserwerbung sich zu seinem Geschäfte zu qualifiziren. Wer weiß aber, wäre alsdann die ganze Sache nicht unterblieben. Man will Beyspiel haben, daß einige Leute erst fünf Jahre nach dem funfzigsten — verständig, discret und auf das Gefühl des Wohlstandes aufmerksam geworden. Wäre dies nun Hrn. Bahrdt in den nächsten fünf Jahren auch begegnet, — vielleicht hätte man nie seine Biographie zu lesen bekommen.

Zuletzt wird man Hr. B. noch zu fragen berechtigt seyn, warum er denn die Herausgabe seines Lebens nicht überhaupt verschoben, und es erst nach seinem Tode ans Licht treten lassen? Im Tode

iſt Wahrheit! Faſt möchte ich ſagen: Nur im Tode iſt Wahrheit! Manches, was er jetzt geſagt hat, konnte ihm doch wohl eine kleine Verfolgung, wenigſtens Unannehmlichkeiten zuziehen. Aber der Tod ſchützt. Auch Hn. Bahrdts Familie hat einen Magen, und er konnte durch Hinterlaſſung einer recht aufrichtigen Lebensbeſchreibung ſich um ſeinen eignen guten Ruf und um die Seinigen zugleich verdient machen. Aber freilich, die wohlgeordnete Liebe fängt von uns ſelbſt an, und unſre Familien mögen ſehen, wie ſie nach unſerm Tode, wenn ſie uns bis an denſelben bedient und gepflegt haben, fertig werden!

Fünfter Brief.

Bahrdts Lebensbeſchreibung von Pott.

Ehe Bahrdt in Inquiſition kam, erzählte man ziemlich allgemein, er habe ſein Leben zwei Buchhändlern zugleich verſprochen, von dem einen es ſich bezahlen laſſen, und ſodann dem andern es geliefert.

Wo ich nicht irre, hieß es weiter, er habe den ersten Buchhändler versichert, das Werk, welches der andre verlegen werde, sey nicht seine Arbeit. Bald darauf kam die Religionsedikts-geschichte, und kaum fünf Bogen gedruckt, so kündigte ein gewisser Dr. Bert in Leipzig, von welchem ich so wenig weiß, wer er ist, daß ich nicht einmal sagen kann, in welcher Fakultät man ihn mit der Doktorwürde geziert hat, ebenfalls eine Bahrdtsche Lebensbeschreibung an, von welcher er behauptete, daß er sie aus Bahrdtischen Papieren zusammentragen werde. Von der Bertschen Beschreibung erschien der erste Theil früher, als der erste Theil der Bahrdtischen, und es ist also der Mühe werth, zu sehen, wie sich Hr. Bahrdt darüber erkläret, und wie beide Beschreibungen mit einander übereinstimmen, oder einander widersprechen.

Hr. Bahrdt sagt uns also, er habe einmal unter mehrern die Herausgabe seiner Lebensbeschreibung betreffenden Projekten, auch das gemacht, welches er das unglücklichste nennt, sie in der Waltherschen Buchhandlung in Leipzig maskirt herauszugeben, und zwar so, als wenn ein Dritter sie schriebe, um sie desto unpartheiischer schreiben zu

können *). Herr Pott, der mit der Waltherschen Buchhandlung in Verbindung ſtehe, habe zu der Zeit, wo B. im Gefängniſſe (zu Halle) keinen Menſchen ſprechen durfte, deſſen unerfahrne Tochter, ein Kind von funfzehn Jahren, beredet, ihm ihres Vaters ſämtliche ſeit vier und zwanzig Jahren geſammelte Briefſchaften und Dokumente einzuhändigen, unter dem Verſprechen, daß er deſſen Geſchichte ſchreiben, und den Gewinn davon ſeiner Familie zu ihrer

*) Elſer und Friedrich ſchrieben ihre Lebensbeſchreibungen in der dritten Perſon, nicht um ſie unpartheiischer zu ſchreiben, oder gar um ſie unpartheiischer ſchreiben zu können (denn beide maskirten ſich nicht), ſondern weil das ewige ich beleidigt. So durfte alſo B., auch wenn er ſich nicht maskirte, in der dritten Perſon ſchreiben; und ich wünſchte, er hätte es gethan. Er würde gewiß gefunden haben, daß er auf den Er nicht ſo viel Gewicht legen dürfte, als er auf den Ich gelegt hat. Sonſt wäre ſeine Lebensbeſchreibung der Pendant zum zweiten Theil des patriotiſchen Kaufmanns geworden, wo der ehemalige Magdeburgiſche Buchführer und Kommerzienrath Hechtel ſeine Geſchichte in der dritten Perſon beſchrieben hat, nachdem der Berliniſche Bankier Gottkowski die ſeinige im vorhergehenden Theil in der erſten beſchrieben hatte. Bahrdts Lebensbeſchreibung aus dem Bahrdtiſchen ins Gottkowſkiſche zu überſetzen wäre ſchwer. Ins Hechtelſche — o das wäre Kleinigkeit!

und Bahrdts eigner Unterstützung schenken wolle. Er habe aber theils von den längst eingegangenen Pränumerationsgeldern nicht einen Heller erhalten, theils von glaubwürdigen Freunden gehört, daß der erste Theil der Pottischen Beschreibung so wenig seine Gesichte sey, als die gemahlten Tauben auf den Altären dem heiligen Geist ähnlich sehen.

Der letzte Brocken ist wieder eine (noch dazu spielend ausgedrückte) Bahrdtsche Lustigmacherei, zum beliebigen Lachen für diejenigen, welche fehlerhafte Vorstellungen von religiösen Sachen so gern dazu gemißbraucht sehen, die Religion selbst lächerlich zu machen. Man sagt wohl im gemeinen Leben, das sieht dem oder dem so ähnlich als der Mantenkönig dem König David; aber daß die Tauben an den Altären dem heiligen Geist ähnlich oder unähnlich sehen, ist eigentlich wohl noch keinem Menschen eingefallen. So oft Hr. B. auf diese Art witzelt, ist, wie man leicht bemerken wird, gewöhnlich der Fall, daß er uns über dieser Plaisanterie den wahren Zustand der Sachen vergessen machen will.

Zudem, welche klägliche Wendung ist es, ich habe gehört, der erste Pottische Theil sey nicht

meine Geſchichte! B. konnte ſie ja leſen, und, wo es nöthig that, widerlegen. Und ſelbſt, wenn er ſie nicht las, ſo konnten ihm doch die glaubwürdigen Freunde Stellen anführen, wo Pott die Wahrheit verſchwiegen, oder Unwahrheiten vorgebracht hatte. Aber eben, daß B. nicht widerlegt, iſt ein Beweis für die Glaubwürdigkeit der Pottiſchen Geſchichte. Uebrigens muß ich das geſtehen, daß B. wirklich ſeine Erzählung ſo eingerichtet hat, daß kein Menſch merken kann, er habe das Pottiſche Buch geleſen oder nur durch Erzählen das geringſte von dem Inhalt deſſelben vernommen. Iſt dies Kunſt, ſo verdient ſie als vollkommne Kunſt bewundert zu werden. Aber genug, er hätte zur Befriedigung ſeiner Leſer den erſten Pottiſchen Theil leſen, und ihn berichtigen müſſen.

Jetzt wollen wir Herrn Pott *) hören!

Dieſer fängt damit an, daß er ſagt, B. habe ihn durch ein unglaublich inkonſequentes Verfahren in eine vierteljährige Gefangenſchaft geſtürzt, und zwar deshalb, weil er die Bahrdtſche deutſche Union

*) Leben, Meinungen und Schickſale D. C. Fr. Bahrdts aus Urkunden gezogen von D. Pott. Erſter Theil mit Kupfern. 179 .

zerstöret habe. Mir ist unbekannt, von welcher Gefangenschaft hier die Rede sey: denn man sagt im Publikum, der zweite Theil der Pertschen Beschreibung sey darum nicht erschienen, weil Pert wegen des von ihm geschriebenen Commentars über das Preußische Religionsedikt im Gefängnisse sitze: aber die vierteljährige Gefangenschaft, in die Pert von B. gefüret seyn will, hatte wahrscheinlich nach einem Vierteljahre schon im März 1790. (wo die Vorrede unterschrieben ist) ihr Ende erreicht. Hernach erzählt er, er habe sich anfänglich nicht als Verfasser dieser Lebensbeschreibung nennen wollen, seinen Entschluß aber hinterher (da die ersten Bogen schon gedruckt waren) geändert. Er verspricht die größte historische Treue und behauptet, daß er verschiedenes unterdrückt, unter andern sogar manches, worüber ihm Bahrdt während seiner Hallischen Gefangenschaft, besonders seine Jugendsünden betreffend, Auskunft gegeben. Hat das letzte seine Richtigkeit, so wollte B. auch, und willigte dazu ein, daß P. sein Leben schreiben sollte. Hat nun Pert weder der Familie noch ihm etwas bezahlt, — zwar von dem Bezahlen an die Familie sagt B. kein Wort, sondern er meint nur, Er habe keinen Heller empfangen — so kann es wohl seyn, daß P. die Kosten der viertel-

jähri-

jährigen Gefangenschaft, die er Bahrdten zu danken haben will, in Rechnung gebracht hat; und da müßte man denn freilich die genauern Umstände wissen, um mit Sicherheit über Recht und Unrecht entscheiden zu können.

Setzt Herr P. die Bahrdtische Geschichte fort, so muß er thun, was B. nicht that, und sich über alle die Umstände genauer erklären, in deren Erzählungen er und B. von einander abweichen. Vermuthlich ist das Recht wo nicht immer, doch wenigstens viel öfter auf seiner Seite, da er öfters in solchen Sachen, die B. anders erzählt, — welches P. doch unmöglich vorauswissen konnte — Stellen aus Briefen und andern schriftlichen Urkunden anführt, die schwerlich erdichtet oder aus der Luft gegriffen seyn können. Er wird meines Erachtens wohl thun, wenn er in den folgenden Theilen fortfährt, interessante Stellen aus solchen Urkunden abdrucken zu lassen; denn sie werden uns am besten in den Stand setzen, zu urtheilen, ob B. gelogen hat oder gar ferner zu lügen fortfährt. Soll ich Ihnen indessen meine Muthmaßung eröffnen, so mag das funfzehnjährige Mädchen wohl nur die Dokumente eines gewissen Zeitraums an H. P. abgeliefert haben, und

für die Fortsetzung des Lebens mag bei ihm nicht viel diplomatisches mehr vorhanden seyn. Dafür aber ist er vielleicht mit den Anekdoten der neuern Bahrdtischen Geschichte aus andern Quellen desto bekannter; und so wird man die Anführungen aus Urkunden minder ungern — obgleich immer noch ungern — vermissen. Ein solcher verstellter Engel des Lichts als Bahrdt ist, kann durch Urkunden am besten eingetrieben, d. i. zwar für seine Person nicht beschämt, — denn wie wäre das bei ihm und sogar bei den meisten seiner Bewunderer möglich? — aber doch vor dem Publikum demaskirt werden.

Zwar auch Hr. Pott gehört in gewissen Stücken, ohne daß es Affektation zu seyn scheint, zu Hn. B. Bewunderern; allein wenn er in den Gegenständen seiner Bewundrung auch geirrt haben sollte, — wie ich freilich zeigen werde, daß er mehrmals darinn geirrt hat — so hat er doch auf der andern Seite sowohl durch wörtliche Anführung von Briefen und andern Urkunden, als auch durch anderweite lichtvolle Darstellung Bahrdten so geschildert, daß man von demselben unmöglich eine gute Meinung hegen kann, sondern dem fast allgemeinen Urtheil von seiner äußerst auffallenden Unmoralität beistimmen muß.

Außer dem Leichtsinn legt Hr. Pott Bahrdten vorzüglich Schwatzhaftigkeit und Bereicherungsbegierde zur Last. Was die Bereicherungsbegierde und die Abentheuerlichkeit der dahin abzielenden Plane betrifft, so begehrt B. selbst seinen Fehler in diesem Stücke nicht zu entschuldigen, sondern schiebt die Schuld davon auf einen Bedienten seines Vaters, der ihn mit Felsenburgsgeschichten und ungeheuern Planen unterhielt, wiewohl man billig fragen könnte, warum ein Mann, der sich nach seiner Erzählung von so vielen andern Vorurtheilen losgerissen hat, der endlich nach Abschüttlung aller Fesseln des Vorurtheils bis zur Entdeckung der Wahrheit gekommen ist, daß Jesus von Nazareth ein Naturalist war, und die ächte christliche Religion von der ächten natürlichen gar nicht unterschieden ist, — wofür ihn besonders in Berlin von dem farbichten Theil des Volks nicht allein, sondern auch von einem Theil des schwarzen so viel Beifall zugetauchzt worden — warum dieser Mann sich auch von den romanhaften Bereicherungsplanen nicht losreißen konnte. Seine ausnehmende Liederlichkeit rügt er selbst nicht so sehr, als Herr Pott; und man wird in mehrern seiner Schriften das Bestreben gewahr, sich über diesen Punkt damit weiß zu brennen, daß

er vor der Bekanntschaft mit dem weiblichen Geschlechte nicht lange genug sey gehütet worden, indem er aller Erfahrung zuwider annimmt, daß das bloße Hüten bis zu einem gewissen Jahre etwas helfe, und doch von seiner leipzigischen ärgerlichen Begebenheit an bis zu seiner Verheirathung sich seiner Ausschweifung schuld giebt, so wenig als er nach seiner Verheirathung die mindeste Anzeige von kleinen ehelichen Untreuen giebt, die doch, wenn das System von der Hütung und Nichthütung seine Richtigkeit hätte, ihn nicht sonderlich beschimpfen könnten. Herr Pott erwähnt, vermittelst einer historischen Prolepse, des Bahrdtischen Christinchens. Hr. B. hat sich dieser Prolepse überhoben, und wenn an der Sache etwas ist, — von der auch in der gartigen Schrift: Bahrdt mit der eisernen Stirne etwas vorkömmt — möchte er uns auch wohl im Folgenden die Beichte darüber schuldig bleiben. *)

Sie werden in der Folge sehen, daß Hr. Pott selbst die ärgerliche Leipzigsche Geschichte auf eine entschuldigende Art erzählt. Lassen Sie mich dabei

*) Jetzt steht etwas davon in Wellands, des Bruders der Bahrdtin, gegen seinen würdigen Herrn Schwager herausgegebnen Schrift.

anmerken, daß Hr. P. so wenig als Hr. B. von der Tugend des menschlichen Geschlechts einen hohen Begriff hat, und daher über die in Leipzig und an andern Orten seiner Meinung nach herrschenden Ausschweifungen und Laster auf eine viel zu lachende, und folglich leichtsinnige Art spricht. Das konnte er unterlassen, ohne daß deshalb irgend ein Mensch seine Geschichtserzählung minder unterhaltend würde gefunden haben.

Worüber ich mich in Hn. Potts Buche am meisten gewundert habe, ist, daß er die Geschichte von Bahrdts litterarischen Produkten mehrmals nicht bloß ausführlicher, sondern auch sogar richtiger erzählt, als B. selbst. Was kann man daraus anders schließen, als entweder daß er mit mehrerer biographischen Genauigkeit zu Werke ging, als B. selbst; oder daß dieser, weil er wußte, worüber sich Pott weitläuftiger ausbreiten würde, über dergleichen Gegenstände hinwischte, und sich dafür an andere hielt, von denen P. freilich nicht so genaue Nachricht geben konnte, als er selbst?

Im Pottischen Buche sind viele, zum Theil auffallende Druckfehler, die der Verfasser mit seiner Entfernung vom Druckorte entschuldigt. Aber

warum hängte er von den vornehmſten unter ihnen kein Verzeichniß an? Jetzt wird mancher bei der Verſtümmelung dieſer und jener eignen Namen auf Unwiſſenheit ſchließen, welches doch unrecht wäre, weil man genugſam ſieht, daß er mit allen Umſtänden der von ihm zu erzählenden Geſchichte recht gut bekannt war.

Sechſter Brief.

Bahrdts Vater.

Doktor Johann Friedrich Bahrdt, der die Freude und das Herzeleid zugleich hatte, die Welt mit unſerm Helden beſchenkt zu haben, ward in der gelehrten Welt nie für ein großes Licht geachtet; doch hörte man auswärts immer von ihm, daß er ein in Leipzig ſehr beliebter Prediger ſey.

Was Hr. P. von dieſem Manne meldet, den er einen bekannten Gottesgelehrten nennt, hat er wohl größtentheils aus Bahrdtiſchen Papieren, die er nicht allemal richtig verſtanden haben mag, — oder

Bahrdt müßte aus dem Gedächtnisse falsch erzählt haben. Wenigstens finde ich folgende Verschiedenheiten.

Pott sagt: Er ging auf die hohe Schule zu Leipzig, ohne ein einziges Buch, ohne einmal eine Bibel zu besitzen; von Leipzig ging er nach Wittenberg. Bahrdt hingegen: Er studirte in Wittenberg und Leipzig (also in umgekehrter Ordnung), und erzählte mir oft, er habe nicht so viel Baarschaft gehabt, sich eine hebräische Bibel und andere zu den Vorlesungen erforderliche Bücher zu kaufen.

P. sagt: Er hatte einen eben so armen Freund, als er selbst war, der ihm jeden Sonntag achtzehn Pfennige gab, um einmal warm essen zu können, und dieser Freund erhenkte sich hernach selbst. B. hingegen macht (wie es richtiger scheint) aus dem exaktirenden Landsmanne und dem sich erhenkenden Freunde zwei Personen. Bahrdts Zusatz ist: mochte dieser Mensch wohl mehr Schuld haben an der unvollkommnen Stimmung seiner Seele und an der Schwäche seines Nervensystems, als mein Vater an seiner glücklichen Laune und Geistesstärke! — Wie kann Hr. B. über eine Sache, die er nur vom Hörensagen weiß, so positiv sprechen? Ein anderer

würde vielleicht mit gleichem Rechte die Ursache des verschiednen Erfolgs darauf schieben können, daß Bahrdts Vater alle Tage seinen Morgen- und Abendsegen betete, und der andre nicht. Und so giebt es hundert und abermal hundert Auflösungen für Eine; ohne daß wir nöthig haben, zum Fatalismus unsre Zuflucht zu nehmen.

Wenn P. den Oberkonsistorialpräsidenten, der des alten Bahrdts Glück mit Gewalt machte, Graf von Holsendorf, der junge Bahrdt aber eben denselben Graf von Hohendorf nennt, so hat unstreitig der erste Recht. Ich glaube nicht einmal, daß es auf der ganzen Welt Grafen von Holsendorf giebt. Da dieser Fehler für einen Bahrdtschen Gedächtnißfehler zu arg seyn würde, so wird man wol vermuthlich für einen aus Bahrdtscher Nachlässigkeit unangezeigt gebliebnen Druckfehler erklären müssen; einmal (S. 22.) ist auch wirklich der Fehler im Buche selbst verbessert, indem der alte Bahrdt der Holzgraferische Liebling genannt wird.

Bahrdt, der Sohn, versichert, sein Vater habe sich auch in der Latinität bald empor gearbeitet, nachdem er nach Leipzig gekommen; aber P. dagegen meldet, es wären ihm noch in seinen spätern

Jahren oft Sprachschnitzer entwischt, die seine Feinde sehr bitter gerügt hätten. Darinn stimmen beide überein, daß der Vater zu viel Geschäfte gehabt habe, als daß er sich um die Erziehung seines Sohnes viel habe bekümmern können. Allein eben das war, wie es scheint, des Sohns Glück. Hätte der Vater, der damals der Orthodoxie mit Mund und Herzen ganz ergeben war, den Sohn selbst zu bilden Zeit gehabt, so würden sich sicher alle die herrlichen Anlagen nicht entwickelt haben, auf die jetzt Karl Friedrich Bahrdt so stolz seyn kann. Und da man Beispiele hat, daß bei der sorgfältigsten Aufmerksamkeit und Hütung die Zöglinge doch ausschrammen: so wäre noch die Frage, ob denn nicht Bahrdt, der Sohn, wenn er sich eines Fehlers contra sextum schuldig gemacht hätte, die Schwachheit würde gehabt haben, gleich seinem Jugendlehrer Jäger (B. 1. S. 68.) der Theologie zu entsagen, und so die Gottesgelahrtheit eines ihrer vorzüglichsten Lichter zu berauben. Besser also immer, Bahrdts Erziehung ward vernachlässigt, als daß die dereinstige Erziehung und Belehrung des Menschengeschlechts durch ihn unterblieb.

Was aus dem alten Bahrdt würde geworden seyn, wenn er länger gelebt hätte, darüber sind P.

und B. auch nicht einig. Der letztre glaubt, dessen kurz vor seinem Tode herausgegebne Predigten zu Bestreitung schädlicher Vorurtheile in der Religion wären ein Beweis, daß er angefangen habe, ein Orthodoxer zu werden, und daß, wenn er länger gelebt hätte, er gewiß in seinen theologischen Kenntnissen zur Reife gekommen seyn, und seine veränderten Meinungen, — vielleicht mit Aufopferung wie sein wahrheitliebender Sohn — bekannt haben würde. Dagegen sagt Hr. Pott: Der Kopf des Mannes war zu sehr in die Form des alten Systems gedrückt, als daß man hoffen konnte, er werde auf seine alten Tage Kraft genug haben, sich aus dem Muste des alten Sauerteigs in dem Grade herauszuarbeiten, in dem es erforderlich gewesen wäre, wenn er für die Aufklärung etwas bedeutendes hätte mitwirken sollen. So weit Hr. P! Was ich dazu sage? Es ist bekannt, daß nach dem funfzigsten Jahre niemand so leicht sein System mehr verändert: diejenigen etwa ausgenommen, die, wie der jüngre Bahrdt, alle Messe ihr System verändern, um die Pressen zu beschäftigen, und ihren Magen nicht unbeschäftigt zu lassen. Doch muß Karl Friedrich selbst fürchten, auch bei ihm werde bald nach dem funfzigsten Jahre die Lust sein System zu ver-

ändern vergeben, weil er zum dritten Theil davon spricht, daß er — wenn nur noch vorher einige Felsenburgische Plane werden eingeschlagen seyn — dem Schriftstellerhandwerk ganz entsagen wolle.

Sollte sich aber selbst dazu, daß der alte B. jene Predigten schrieb, nicht sonst ein Aufschluß finden lassen? Seine bisher herausgegebnen Predigten waren wirklich nicht sehr gelesen. Unterdessen hatte Ernesti Predigten herausgegeben, vor dem er, in Absicht auf äußerliche und körperliche Beredsamkeit, bei weitem den Vorzug zu haben dachte. Diese Predigten hatten dem ungeachtet bei aller ihrer Trockenheit Beifall gefunden, den man nicht ohne Grund darinn suchte, daß er von der alten Form nicht blos der Predigten, sondern hin und wieder auch wirklich der gemeinen homiletischen Glaubenslehre und Lehrform etwas abgewichen war; wie leicht konnte dabei Bahrdts Neid rege werden! Nun hatte er einen Sohn, der damals bereits durch seine Entfernungen vom Lehrbegriff mehr Aufsehen zu machen angefangen hatte, als vorher durch alle seine orthodoxen Arbeiten. Was war also natürlicher, als daß er, vom Sohne noch obenein wahrscheinlich aufgemuntert, sein Heil auch einmal zu versuchen de

schloß? Nehmen wir nun vollends dazu, daß der Sohn ihm einige hundert Dispositionen zu Predigten gemacht hatte (S. 33), über die er hernach leichter predigte, als über seine eignen; daß er dieses Sohnes Schriften mit Prädilektion las (S. 30); so ist mehr als wahrscheinlich, daß er so wenig als Ernesti die Hälfte des alten Ernsts aufgegeben habe. Er prangte bloß, wie Ernesti ebenfalls, mit dem, was er im Widerspruche gegen manche zu krasse Ausdrücke übelverstandner Orthodoxie zuweilen gedacht und geäußert hatte. Wie endlich, wenn jene Predigten gar dem Herrn Sohn vor dem Abdruck zur Durchsicht und einiger Verbesserung zugeschickt wären? Uebrigens war der alte Bahrdt wohl ein zu kluger Mann, als daß er durch voreilige Aeußerungen sich in Leipzig neue Feinde und Anfechtungen hätte bereiten sollen. Sicher hat er seinem Sohne zuweilen gerathen, etwas mehr piano zu gehen, und wer das thut, mit dem hat es keine Noth!

Es gehört wenig zu unserm Zweck, ob der alte Bahrdt wo nicht ein Liebhaber, doch wenigstens ein Liebling des Frauenzimmers gewesen. Herr Paez scheint beides zu behaupten: Karl Friedrich Bahrdt leugnet das erste ganz, und schweigt von letzterm.

Wir, von Leipzig Entfernte, können hier nichts entſcheiden. Indeſſen wollen wir hoffen, daß Bahrdt, der Vater, auch hierinn klüger war, als Bahrdt, der Sohn. Hn. Potts Begriffe von der Unſittſamkeit des damaligen Leipzigſchen Frauenzimmers ſind unſtreitig unrichtig. Die Prediger waren damals auf ihren Ornat und auf die Beobachtung der äuſſerſten Decenz eingeſchränkt. Leipzig hat dabei die Ehre, daß es früh in offnen Geſellſchaften freie Munterkeit der Geiſtlichen erlaubt hat, denen ich aber nicht hätte rathen wollen, über die äuſſerſten Gränzen des ſtrengſten Wohlſtandes zu ſchreiten. Selbſt Cruſius, dieſer äußerſt exemplariſche Mann, zeigte ſich in Geſellſchaften, unter Frauenzimmern aufgeräumt, ohne daß man es ihm verübelte. Aber ſicher würde man es jedem verübelt haben, auf den ſich nur der geringſte Grad von Argwohn hätte bringen laſſen. Bahrdt, der Vater, hatte ohnehin eine ſchöne Gattin von den unbeſcholtenſten Sitten: und wer ein ſolches Gut hat, iſt nicht nach fremdem lüſtern. Herr Pott thut unrecht, daß er ein ſo ungegründetes Geſchwätz auch nur von weitem begünſtigt. Selbſt Bahrdt, der Sohn, hätte klüger gethan, wenn er die übel gegründeten Berichte ihrem Unwerth überlaſſen, und ihrer gar nicht erwähnt

hätte. Aber es ist um das Gewissen ein eigenes Ding. Vertheidige Du nur deinen Vater, dachte vermuthlich Hr. Bahrdt, so wird man schließen, daß der Sohn, der sich ganz nach ihm bildete (S. 33), eben so wenig das Wasser getrübt habe.

Einige andere Umstände, den Vater betreffend, z. B. als der Sohn eine geladene Pistole auf den Tisch legte, und ihm durch die Thüre zurief, daß sie ihn treffen würde, wenn er sich weiter wagte (S. 151); ferner der unglückliche Einfall, den Hiob zu kommentiren, und ein System der messianischen Religion hinein- oder herauszukünsteln; die mannichfaltigen Bemühungen, dem Sohne eine gute Beförderung, eine reiche Frau, oder gar die Unsterblichkeit eines auffallenden Vergehens zu verschaffen, sind Dinge, worüber sich viel anmerken ließe, die ich aber nicht weiter berühren will, obgleich der liebe Sohn — vermuthlich um seinem Verleger mehr Bogen zu verschaffen — sich weitläufig darüber ausgebreitet hat.

Siebenter Brief.

Bahrdts Kinderjahre und Hausinformateren.

Was Herr Pott über den Knaben Bahrdt und die Geſchichte ſeiner erſten Jahre ſagt, kömmt mit dem, was uns B. ſelbſt erzählt hat, ſo genau überein, daß man wohl ſieht, P. hat unter den Bahrdtiſchen Schriften, die er nach Bahrdts Behauptung als einen Raub an ſich gebracht hat, auch ſchon einen Entwurf zu einer Lebensbeſchreibung vorgefunden. Man kann alſo aus dieſer Uebereinſtimmung auf die Gewißheit der gelieferten Sachen ſelbſt nicht ſchlieſſen, und dieſe können ganz bequem bloß aus der Luft gegriffen oder mit gewiſſen Nebenzügen ausgeſchmückt ſeyn, die Bahrdts erfinderiſcher Geiſt hinzuzufügen oder zu erdichten gut fand, und die Hr. Pott nicht anders, als aus ſeiner Urkunde zu liefern vermögend war, weil denn doch ſchwerlich jemand in Leipzig ſeyn wird, der ſich dieſer Jugendlappalien noch genau erinnert.

Bahrdt hatte in seiner frühen Jugend schlechte Informatoren. Er entschuldigt seinen Vater theils über die Wahl, theils über die öfftere Abwechselung derselben, mit Gründen, die wenig beweisen. Hr. Pott giebt zu, daß die Lehrer schlecht waren, deklamirt aber in einer Note über das Informatorhalten, unter der Voraussetzung, daß alle Informatoren von schlechter Herkunft, schlechten Sitten, und weniger Unterweisungsfähigkeit sind. Ich denke, die Informatorstelle bei einem Manne, wie der alte Bahrdt, der zu Stipendien und Beförderungen auf mancherlei Art behülflich seyn konnte, war nicht zu verachten; und wäre also nur in der Wahl nicht unvorsichtig verfahren, so würden immer, auch für wenig Geld, gute Informatoren zu haben gewesen seyn. In den damaligen Zeiten nahm z. B. kein vernünftiger Mann einen bloßen Reimschmid zum Informator. Hat also der alte B. dergleichen genommen, so ist's ihm unstreitig zu verargen. Daß eben dieser Mensch sich in Gegenwart seiner jungen Eleven ungesittet und unkeusch betrug, konnte dem Vater ebenfalls bei einiger Aufmerksamkeit nicht verborgen bleiben. Wer seine Söhne mit dem Informator ausgehn läßt, kann, ohne dabei viel Zeit einzubüßen, die Söhne nach ihrer Zurückkunft fragen,

gen, wo sie gewesen sind, und wer außer dem Informator mehr da war. Die unschuldigen Kinder werden gewiß die Wahrheit sagen; ja selbst, wenn der Informator die Erkundigung vorhergesehen, und Stillschweigen anbefohlen hätte, werden sie sich leicht verrathen, und der Vater wird hinreichend von der Lage der Sachen unterrichtet seyn. Erzählt also Bahrdt, der Sohn, wahr, so häufet er immer viel Schuld auf seinen Vater, mehr als durch überhäufte Arbeit, ja selbst durch Mangel pädagogischer Kenntnisse gerechtfertigt werden kann. Etwas wichtiger ist die Entschuldigung, daß der im Bahrdtischen Hause herschende Geldmangel die Annahme tüchtiger Informatoren hinderte. Auch Leute aus guten Häusern sind indessen oft dürftig, und nehmen bei Professoren, die nicht viel geben können, lieber Kondizionen an, als bei stolzen und übermüthigen Civilbedienten, hoffärtigen Edelleuten, bauerartigen Schulzen und Müllern u. s. w. Eben so oft sind auf der andern Seite Leute von schlechter Herkunft, wo nicht gleich manierlich, doch geschneidig und gelehrig genug, den guten Ton anzunehmen, wenn sie nur gut gezogen werden. Der alte Herr Bahrdt hatte also das Auslesen. Zum Unglück scheint er aber nur immer auf Leute gestoßen zu seyn,

die verwildert oder ungebildet waren. Es ist vielleicht leichter einen Ungebildeten zu bilden, als einen Verwilderten auf den rechten Weg zurück zu bringen. Aus Hrn. Bahrdts ganzer Erzählung sieht man nicht, zu welcher von beiden Klassen seine ersten Hofmeister gehörten; wahrscheinlich aber mögen sie wohl alle zur letztern gehört haben. Er sagt weiter nichts, als daß sie zur geringsten Klasse gehörten; aber er erklärt sich über diese geringste Klasse nicht weiter.

Unstreitig — denn, weil Hr. B. sich nicht erklärt hat, will ich mich erklären — muß man bei Leuten von unmittelbar schlechtem Herkommen am meisten auf seiner Hut seyn, und sie nicht zu Informatoren annehmen, wenn sie nicht wenigstens gute offenbare Beweise von ihrer Geschliffenheit, oder doch von ihrer Schleifbarkeit geben. Aber die Ungeschliffenheit pflanzt sich oft im gelehrten Stande auf das dritte und vierte Glied fort, und wird unter diesen Umständen oft desto ärger. Ich pflege daher Leute, die einen Landpredigersohn zum Informator ihrer Kinder annehmen wollen, immer sehr vor Uebereilung zu warnen, weil der Vater leicht eines Handwerkers Sohn seyn, und die nicht abge-

legten ungeschliffnen Sitten auf den Sohn fortgepflanzt haben kann. Nicht selten sind diese Leute von mittelbar schlechtem Herkommen schlimmer, als die von den Hefen des Volks zuerst etwas Emporgekommenen. Beide stiften als Informatoren viel Unheil; mich dünkt aber immer, das Unheil kann noch größer werden, wenn der Informator von besserm Herkommen und besserer frühern Erziehung war, alsdenn aber auf der Universität aus der Art schlug, das etwa Gelernte vergaß, und sich den Lastern überließ. Unstreitig gehört nur wenig Prüfung und Menschenkenntniß dazu, diese Menschenarten von andern zu unterscheiden, und wenn der alte Herr Bahrdt sie annahm, so war das unstreitig ein Fehler. Ob aber dieser Fehler dem Sohne unwiederbringlich geschadet hat, ist eine andre Frage. Da er doch hinterher beßre Lehrer gehabt zu haben gesteht, so hätte er ohne Wunderwerk ebenfalls besser werden können, als er geworden ist.

Herr B. läßt hierbei eine Frage unbeantwortet, die billig nicht unerörtert hätte bleiben sollen. Waren denn damals in Leipzig keine Schulen für ganz junge Leute? Selten sind alle untere Klassen einer oder mehrerer Schulanstalten schlecht. Konnte

nun da Babrdt, der Vater, seine Kinder nicht in eine dieser öffentlichen Schulen schicken? Oder war es eine Art von Professorstolz, sie von dem öffentlichen Unterricht zurückzuhalten? Herr B. hätte dies wohl, so gut als Hr. Pott entscheiden können: beide haben es nicht gethan. In der That wäre es zwar traurig, aber doch lehrreich, wenn man hören müßte, die untern Lehrstellen waren damals in Leipzig alle so schlecht besetzt, daß ein Professor lieber schlechte Studenten und Kandidaten zu Hauslehrern annehmen, als sich an die öffentlichen Schulen wenden mußte. Waren aber die Schulen damals in erträglichem Stande, oder, mit andern Worten: ist aus andern Kindern, die man den untersten Klassen der dortigen öffentlichen Schulen anvertraute, mehr geworden, als aus Karl Friedrich Bahrdt und einigen andern damaligen Professorkindern, — war das nicht eine Gelegenheit, zum Vortheil des öffentlichen Unterrichts vor dem Privatunterrichte etwas zu sagen? Herr B. konnte dies um so viel lieber thun, da ein Vater in den jetzigen Zeiten eher entschuldigt werden kann, wenn er mit Ueberschung öffentlicher Schulen eine Pension oder sonst etwas ähnliches für seine Kinder aufsucht, wo nicht alle Menschenstände bunt durch einander sitzen.

So wie des Vaters Einnahme stieg, und derselbe einen höhern Gehalt für die Hausiehrer bestimmen konnte, fand er deren auch bessere. B. ist hier ausführlicher als Pott; nur daß der letztre ein von B. eigenhändig entworfenes Jugendgespräch B's mit seinem Vater einrückt, das, wie er richtig erinnert, nicht viel Kennzeichen der Glaubwürdigkeit an sich hat, sondern wahrscheinlich erst ganz spät von Bahrdten erdichtet ist. Er findet seinen Vater mit einem fetten Dorfpfarrer bey einer Doppelflasche Wein, dergleichen sie oft mit einander auszustechen pflegten (ein satirischer Zug gegen seinen leiblichen Vater!), und macht ihm exegetische Einwürfe gegen die Einheit des Wesens des Vaters und des Sohnes, und gegen die Zeugung des Sohnes; der alte Bahrdt wird über den ketzerischen Sohn böse, klagt, daß sich die Vernunft bei demselben zu regen anfange u. s. w. Hätte der Knabe damals schon dergleichen heterodoxes Zeug plaudern können, so konnte er unmöglich in seinem zwanzigsten Jahre ein ehrlicher orthodoxer Eiferer seyn, wie er doch gewesen seyn will. Diese Konsequenz muß er auch jetzt wohl ganz richtig eingesehn haben, weil er selbst dieses Vorfalls erst späterhin gedenkt. Man sieht indessen so viel daraus, daß er lange mit sich zu Ra-

the gegangen ist, was er für Begebenheiten — gleich viel, ob wahr oder unwahr — in seine Lebensgeschichte hineinbringen wolle.

Gelegentlich erfahren wir, daß der jetzige Hr. Professer Plattner, den er — ich sehe nicht recht, warum — einen hochberühmten Philosophiepredi-ger nennt, mit den Bahrdtischen Kindern gemeinschaftlich unterrichtet ward, und daß Fritz Bahrdt zuweilen, indem der Lehrer sich aufs Bette gelegt hatte, mit dem Bakel unter dem Arme den Informator der übrigen vorstellen mußte.

Daß diese Schulgesellschaft zuweilen Stücke aus der biblischen Geschichte aufführte, erzählt Hr. Pott so gut als Bahrdt selbst; folglich fand ersterer es in dem zum Behuf der künftigen Bahrdtischen Lebensbeschreibung gesammelten schriftlichen Archive, wodurch das Ding, so wenig es sonst unwahrscheinlich ist, wieder sehr verdächtig wird.

Unter den beiden ersten bessern Lehrern hatte unser Bahrdt sehr an Pierät zugenommen. Den dritten, Namens Jäger, behielt er nur drei Vierteljahr; sonst wäre er, wie er selbst versichert, ein Heiliger geworden. Das müssen wir ihm nun freilich glauben, und es steht uns frei, unsere Eindil-

ungskraft damit zu beschäftigen, was auf diesen Fall durch den Heiligen Bahrdt Deutschland für ein Himmel auf Erden würde geworden seyn. Dieser Jäger trug die Züge seiner engelreinen Seele in jeder seiner Mienen, und war fromm wie eine Heloise, — wie fromm war denn Heloise? — und dabei doch so munter und aufgeräumt in Gesellschaften, daß kein Epikuräer vor ihm scheu wurde. Sollte der letzte Theil dieser Beschreibung nicht etwas Non-Sense enthalten? Unstreitig ist eine solche engelreine Seele noch besser, die in Gesellschaften munter ist, und dabei die Epikuräer in Respekt hält, daß sie nicht durchfallen.

Der heloisische engelreine Jäger fällt, und schwängert im Rausch eine vierzigjährige Magd im Bahrdtischen Hause, wird unglücklich und stirbt. Und Hr. Bahrdt, statt sich hier die schickliche Aeußerung zu erlauben, daß ihn Jägers trauriges Beispiel von einer ähnlichen Verirrung nicht abgeschreckt habe, daß er aber kein Thor gewesen sey, sich, wie Jäger, darüber zu Tode zu härmen, — statt dieser Aeußerung was thut er? Erinnern Sie sichs noch aus dem Lesen seines Lebens? Er citirt seine analytische Erklärung der Briefe der Apo-

stel, und erklärt sie, wie er sagt, nach Biographenpflicht und Fug feierlich für eine seiner besten Schriften. Diese originelle Stelle steht S. 69. Weiter kann man den Egoismus nicht treiben!

Achter Brief.

Bahrdt auf niedern Schulen.

Nun kömmt Bahrdt, weil der Vater die Hauslehrer aufgiebt, auf ein Jahr in die Niklasschule, wo er aber nichts lernt. Bei dieser Gelegenheit ein Ausfall auf den seligen Reiske, dessen schlechter Vortrag beschrieben wird, ungeachtet B. demselben nicht beiwohnte, sondern nur in die Klasse des Konrektor Adami kam. Es war da nichts zu lernen, sagt er. Hr. Pott hingegen, der sich hiebei veranlaßt findet, auf die Einrichtung der Schulen in Sachsen nachdrücklich loszuziehen, meint, B. habe zu seinen Kenntnissen in der Kritik, in den alten Sprachen und in der Philologie gewiß auf der Nikolaischule den Grund gelegt. Er setzt hinzu, daß

ter der Brut, die des alten, einfältigen, arabisch-
iechischen Reiske, und des nicht so gelehrten, aber
enigstens eben so lächerlichen Konrektors spottete,
riedrich Bahrdt der Anfänger und Vollender aller
shaften Jungenstreiche war, und daß er zuletzt
legirt werden sollte, als er es so eingerichtet hatte,
aß ein Lehrer den Esel, der Bahrdten umgehängt
erden sollte, selbst um den Hals bekam. B. ist
schamhaft, dieser ihm zugedacht gewesenen Rele-
ation nebst der Eselsgeschichte *) gar nicht zu er-
ähnen, sondern gesteht nur im Allgemeinen, daß
e Schüler überhaupt und er mit es sehr schlimm
emacht hätten, und daß er selbst insbesondre auf
osten eines gewissen Hn. von Hohenthal witzig zu
yn gepflegt habe, dem er eine Hammelsnatur bei-
gt. Dieser Herr von Hohenthal ist weiter nicht
haraktersirt, kann aber leicht noch leben, und
ürde berechtigt seyn, Hn. Bahrdt wegen dieser
rzählung injuriarum zu belangen.

Nunmehr geht es mit Bahrdten auf die Schul-
forte, welche recht tief herunter zu gehen er so we-

*) Hr. Gott verspricht einen Anhang zu Bahrdts Leben unter dem Titel: vermischte Gedanke aus Bahrdts Leben, wo noch mehr Schulstreiche vorkommen sollen; cui bono?

nig als Hr. P. Worte genug finden kann, obgleich so mancher, in der Folge äußerst brauchbar gewordne Mann seine Schuljahre dort zugebracht hat, wodurch alle zu bittre Kritik auf einmal zu Schanden wird. Weil B. in Ansehung seiner eignen Begebenheiten mehr ins Detail geht, so wollen wir bei ihm allein stehen bleiben, und nur das noch vorher erwähnen, daß Herr Port ihn hier wirklich reisen läßt, da er selbst hingegen versichert, seine Mutter und die dem Vater zugekommene Nachricht von seiner unglücklichen Lage auf der Schulpforte habe denselben bewogen, ihn von da fortzunehmen, und in einem Alter von kaum vollen funfzehn Jahren nebst seinem noch jüngern Bruder die Akademie beziehen zu lassen.

Publizität ist immer eine heilsame Sache, auch wenn sie zu spat kömmt. Hr Bahrdt überschreibt sein achtes Kapitel: Schulpforte, wie sie zu meiner Zeit war. Ist seine Beschreibung vollkommen wahr, und der jetzige Zustand dieser Fürstenschule ist gegenwärtig anders und besser, so wird man begierig seyn, den Namen des würdigen Mannes zu erfahren, der diese Veränderung bewerkstelligt hat. Hr. B. sagt davon kein Wort, sondern scheint ge-

ube zu haben, daß, wenn die Schulpforte jetzt
er sey, als zu seiner Zeit, derjenige, dem diese
rbesserung zu verdanken ist, ja nur nach seinem
ispiel sein eigenes Leben herausgeben dürfe, um
Welt das in vielen Bogen bekannt zu machen,
s ihr in einer einzigen Zeile, oder höchstens auf
nigen Blättern, bekannt gemacht werden konnte.
der ist der Zustand noch immer der nämliche, -- wie
der That Herr P. uns scheint glauben machen zu
ollen, — was hat da die Publizität den Fürsten-
häuern geholfen? Oder endlich sind die Erzählun-
n unrichtig oder wenigstens übertrieben — der
emalige Zustand mag nun fortdauern oder nicht —
arum widerlegt man sie nicht?

Was mich betrifft, so bin ich geneigt, das letzte
u glauben, daß nämlich B. der Sache etwas zuviel
hut. Ich besinne mich nicht mehr auf diejenigen,
ie mir vor einigen zwanzig Jahren allerlei von der
Schulpforte erzählet haben, und kann also von ih-
er Glaubwürdigkeit kein Urtheil fällen: aber dessen
esinne ich mich noch sehr wohl, daß diese Leute meh-
rentheils über die zu weit getriebene Strenge der
Lehrer gegen die Schüler klagten, und insbesondre
von so genannten Fustigazionen viel erzählten, und

diese als äußerst barbarisch beschrieben. Ich habe seitdem manchen Mann kennen lernen, der auf der Schulpforte theils zu Bahrdts Zeit, theils später erzogen ist, aber ich bin nicht darauf verfallen, von dem Schein, der mir im Grunde zu wenig interessant, Erkundigung einziehen zu wollen.

Indessen muß ich, die ich besser unterrichtet bin, vor der Hand schon alles, was Bahrdt von der Schulpforte zu berichten für gut befunden hat, als wahr gelten lassen, bediene mich aber meines Rechts, darüber Anmerkungen zu machen.

Wenn eine Schule so verderbt und voller Mißbräuche ist, wie sie die Schulpforte beschreibt, so kann dem Lehrer schlechterdings nicht. Nun aber nennt B. den letztern immer den würdigen Heinig, ohne uns zu erklären, wie ein Mann, der offenbaren Mißbräuchen nicht steuert, würdig heißen kann. In der Einrichtung, daß ein Schüler über ein Paar andere die Aufsicht führt, ist nichts auszusetzen, so bald nur dafür gesorgt wird, daß der Aufseher oder der Obergesell die ihm untergeordneten zum Guten anhalten will. Ein junger Mensch kann bei dem andern, wofern es ihm nur ein rechter Ernst ist, weit mehr gutes stiften, als drei oder vier alte und ernst-

ste Lehrer zu thun vermögen. B. selbst hatte ja
ch einen vernünftigen Obergesellen, und so wer-
n ihn wohl mehrere gehabt haben. Aber das war
eulich abscheulich, wenn es wahr ist, daß jeder Pri-
aner sich für berechtigt hielt, einen Sekundaner
maulschelliren und zu nasenstüdern, wie er wolte.
s ist auf einer jeden Schule dieser Art das aller-
othwendigste, daß ein Schüler vor den Anfällen
es andern sicher sey, und ich kenne mehr als Eine
Schule, worinn man es darinne zur größten Voll-
ommenheit gebracht hat. Alle Schuld liegt wahr-
ch, wenn die Sache sich so verhält, an dem alten
freitag, auf den Herr Bahrdt nichts kommen las-
n will.

Das Essen in dem Speisesaal oder Cönakel war
chlecht, sagt B. In zwei Jahren bekam er kein
rünes Gemüse zu kosten (S. 83). Wo blieb aber
as viele Gemüse, das natürlich in den großen
Gärten des Klosters wachsen mußte?

Die obern Schüler forderten den untern das
ab, was sie nicht essen konnten oder wollten, oft
auch manches, das sie noch gern gegessen hätten.
Das mußten ja die Aufseher, die im Speisesaal ge-
genwärtig waren, bemerken. Wie verhielten sie

sich, wenn sie es bemerkten? Davon sagt uns B. wieder kein Wort, und ist also ein unvollkommner Erzähler. Daß in der Siechenstube gutes Essen war, gesteht er doch selbst; folglich muß es doch nicht ganz an guter Aufsicht in diesem Stück gefehlt haben.

Die Wahrheit ist, daß, wo jungen Leuten, die an Freitischen zusammen speisen, gar zu leicht sich eine Sucht das Essen zu tadeln, verbreitet. Ich habe selbst davon mehrere Erfahrungen gehabt, und ich erinnere mich, in spätern Jahren verschiedene meiner Kommilitonen gefragt zu haben, ob sie sich nicht den ehemaligen Tisch jetzt wieder zurückwünschten, wenn sie ihn nur haben könnten; sie sind so aufrichtig gewesen, es mit Ja zu beantworten. Gemeiniglich geben Leute von schlechtem Herkommen dabei den Ton an, und diejenigen, die etwas besser Bereitetes zu essen gewohnt waren, die es aber wohl an den Fingern abzählen konnten, daß sie am Freitische das väterliche Essen nicht wiederfinden würden, folgen dann nur gar zu leicht nach. Eine Anmerkung, die B., wenn er billig wäre, zu machen nicht hätte verabsäumen sollen.

Die harte Behandlung der ſogenannten Pfeifjungen (Klätſcher) war, wie man ſieht, doch immer noch in den Schein des Rechten gehüllt. Ein Pfeifjunge brauchte nur nie zu ſpät zu kommen, nie ein Buch oder ſeinen Spanier (Hut) zu vergeſſen, nie mit einem Loche im Strumpfe zu erſcheinen, ſo konnte ihm kein großer Schüler, der die Würde eines Inſpektors bekleidete, etwas anhaben.

Wir laſſen jetzt die Schulpforte, um uns blos mit dem Schüler Bahrdt zu beſchäftigen! Er giebt ſich ſelbſt das Zeugniß eines angeſtrengten Fleißes, und eines freundlichen und angenehmen Knaben (S. 102), womit Hr. P. nicht ſo allerdings einſtimmt, indem er vielmehr verſichert, Fritz Bahrdt habe ſich hauptſächlich durch ſeine Sucht, Hetzereien und Klatſchereien anzuſtiften, dort ſo überſchwenglich viel Ohrfeigen und Naſenſtüber zugezogen. *) Mit einer Art von Wohlbehagen ſpricht er von ſeinen lateiniſchen Verſen, die er ſchon damals machte; aber wenn ſie nicht richtiger waren, als die ſind, welche

*) Nach Bahrdts eigener Rechnung belief ſich die Anzahl aller Ohrfeigen, die er während ſeines Aufenthalts auf der Schulpforte erhielt, auf ungefähr 500. Wie viel hat er davon wider Verdienſt empfangen?

unter seiner Würde stehen, so waren sie auch für einen Pferdemäkler noch schlecht genug. Wie die Geschäftchen, die er selbst verachtet, wohl mögen beschaffen gewesen seyn! Nicht einmal den Dreißer, den er nur dem lateinischen Gradus ad Parnassum vergleicht, weiß er zu nennen.

Neunter Brief.

Bahrdt als Student.

Wenn ein andrer gewöhnlicher Mensch seinen Sohn in einem zu frühen Alter auf die Universität schickt, so ist er ohne weiteres ein Narr. Die Söhne der Professoren aber machen billig eine Ausnahme. Die jungen Bahrdte wurden also sehr früh in die akademischen Geheimnisse eingeweiht. Mit großem Erstaunen liest man, daß unserm unbärtigen Helden sogar die Wahl seiner Kollegien überlassen ward.

Ueber Crusius ist wohl nie auffallender geurtheilt worden, als B. thut, wenn er (S. 118) sagt: Er war als Philosoph der richtigste Denker, und

als

als Theolog der größte Phantaſt! Zwar weiß ich, daß viele andre manche theologiſche Meinungen des ſel. Cruſius für Träumereien und Einbildungen erklärt, und ihn dabei dennoch als Philoſophen bewundert haben. Aber ihn als Theologen ganz für einen Phantaſten zu erklären, dazu gehört eine Bahrdtiſche Stirn. Herr T. in ſeinem Buche über Erneſti drückt ſich auch über den Theologen Cruſius viel beſcheidner aus, konnte auch nicht wohl anders, da in ſeinem ältern theologiſchen Syſtem vieles von Cruſius entlehnt iſt, wie dies auch mit unſers B's älterm Syſtem hin und wieder der Fall war. In Berlin hält man von Cruſius philoſophiſchem Syſtem nicht viel (ungeachtet viele Cruſianer behaupteten, daß der jetzt von vielen Berlinern faſt vergötterte Kant vieles aus Cruſius Werken entlehnt, und nur etwas überkleidet habe), und wenn man da von ſeiner Theologie ganz ſchlecht ſpricht, ſo iſt es kein Wunder: aber dabei kann man ganz konſequent handeln. Wie hingegen Bahrdts Urtheil über ihn konſequent heißen könne, ſehe ich ſchlechterdings nicht ein. Auch Hr. P. zieht ſehr auf Cruſius los, womit ich mich aber nicht aufhalten will.

Bahrdt ward, wie er ſagt, in Cruſius Schule Philoſoph und Schwärmer zugleich. Wie er die

Schwärmerei nach und nach ablegte, und bei jedem einzelnen Vorfalle dieſes Ablegens ſich immer einbildete ſie ganz abgelegt zu haben, ſieht man aus ſeiner ganzen Lebensbeſchreibung. Nun wird er wohl ſchwerlich noch etwas abzulegen haben. In Anſehung der Philoſophie findet man aber gar keine Nachrichten von einigem Ablegen. Folglich wird da wohl noch alles beim Alten ſeyn, und wenn B. ſehr alt wird, und mit Verſpottung der Theologie den allgewaltigen Magen nicht länger friedigen kann, ſo wird die Reihe auch an die Philoſophie kommen, wo man aber, aus bekannten Gründen, mit bloßem Lachen nicht ſo weit kommt, als in der Theologie. Ich bin neugierig auf dieſe Epoche. In Bahrdts neueſten Schriften merkt man wenig Cruſiſche Philoſophie mehr, ſo daß er viel davon ausgeſchwitzt haben kann. Bücher hat er nicht, wie er mehrmals verſichert: und Cruſius Werke werden in Halle auch ſchwerlich ſonderlich geſuchen zu bekommen ſeyn, wenn es dort auch nicht aus der Mode käme, Bahrdten zu leihen. Da will nur ſehen, wie er es anfangen wird, Cruſius zu widerlegen.

Als Cruſianer freute ſich Bahrdt, oder verlangt wenigſtens, daß wir es ihm glauben ſollen, auf die

vorſtehende, allgemeine Judenbekehrung, deren
inbruch doch Cruſius bekanntermaßen nicht ſo bald
wartete; er betete um die baldige Beginnung des
uſendjährigen Reichs. Die Hand aufs Herz!
at B. wirklich darum gebetet, überhaupt in frü-
ern Jahren ſo viel gebetet, als er uns in ſeiner Le-
ensbeſchreibung glauben machen will. Der fleißige
eter thut ſolche Fehltritte nicht, als B. gethan
at; das geben meines Wiſſens ſelbſt diejenigen Theo-
gen zu, die dem Gebet blos eine Erweckungskraft
guten Handlungen beilegen. Mußte aber B. als
ruſianer um ſo etwas beten? Bei Cruſius war be-
anntermaßen, wie bei Bengel, alles nach ganzen
nd Neunteljahren berechnet. Das tauſendjährige
eich hatte alſo ſeinen beſtimmten Anfang, und die
rühere Beginnung deſſelben war durch Beten nicht
erhalten. Bahrdt hat alſo entweder nicht darum
ebetet, welches am wahrſcheinlichſten iſt, oder,
enn er es that, ſo zeigte er dadurch weiter nichts,
ls daß er Cruſius nicht verſtanden hatte. Jetzt
ommt etwas, das wir ihm eher glauben können, als
as Beten! Er ſchwur — Aufgabe: wie vielmal
ſter in ſeinem Leben er wohl mag geſchworen als
gebetet haben? — Chriſtus habe das Blut, das er
am Kreuze vergoſſen, wirklich und in natura mit in

den Himmel genommen. Bei dieſer Gelegenheit macht Herr B. einen Unwiſſenheitsfehler, der faſt unmöglich von einem, der die Cruſiſche Meinung jemals gründlich, das heißt, auch mit Zuratheziehung der gelehrten Geſchichte ſtudirt hat, begangen werden kann. Er ſagt: wie Cruſius und ſein Nachfolger Bengel es aus der Verſicherung Pauli bewieſen haben. Welcher Anfänger in der Geſchichte theologiſcher Meinungen weiß nicht, daß nicht Bengel das Cruſiſche, ſondern Cruſius das Bengelſche Syſtem adoptirt hat? Erneſti ſtichelte mit dem Namen der Bengeliſten nur zu häufig auf Cruſius. Woher alſo dies Hyſteron-Proteron des lieben B.? Zu meinem Leidweſen weiß ich ihm gegen den Verdacht der Unwiſſenheit auch nicht einmal mit der Vermuthung eines Druckfehlers zu helfen. Eher möcht' in die gleichfolgende Stelle ein Druckfehler eingeſchlichen ſeyn, wo er ſagt, er habe die Dreieinigkeit ſo aus der Metaphyſik demonſtrirt, daß er vorausgeſetzt, Gott müſſe von Ewigkeit her ein Objekt des Vergnügens, und zwar ein ſolches, das in ihm ſelbſt vorhanden, gehabt haben; dazu wäre aber Eine Perſon zu langweilig, mehr als drei aber nicht nothwendig, wo vielleicht entweder ſtatt Eine oder auch ſtatt drei eigentlich zwei ſollte geleſen werden.

Er ſtudirte ſo ein Paar Jahre bei Cruſiuſſen
und ſchloß Sprachen und Geſchichte, welche
n den Kopf aufräumen, ganz aus. Was ſa-
Sie zu dieſem Lobſpruche der Sprachen und der
ichte? Beide können den Kopf aufräumen, ob
leich zweifle, daß Bahrdt, wenigſtens durch die
n — denn ich werde bald weiter von der Arm-
eit ſeiner Sprachgelehrſamkeit zu reden ha-
— viel bei ſich aufgeräumt habe *); aber das
rfachlichſte Aufräumen geſchähe, dächte ich,
immer durch die Philoſophie. Dieſe muß ja
in den Sprach- und Geſchichtsſtudien unſere
rin ſeyn.

B. tadelt und lobt ſich durch einander, und da-
iderſpricht er ſich öfters. So ſagt er von ſei-
Univerſitätsleben S. 116: An Lektüre und an
atfleiß wurde ſo wenig als an die Leitung deſſel-

* Ein Freund, der dieſes lieſt, fragt mich: Und wann
hat denn Bahrdt durch die Geſchichte in ſeinem Kopf
aufgeräumt? Wüßte er Geſchichte, ſo würde er zu-
weilen darauf anſpielen, wie auf die Bibel; aber dies
thut er nie. — Ich wußte dem Freunde nichts zu er-
wiedern. Daß B. in der Kirchengeſchichte ſchlecht be-
ſchlagen ſey, behauptet Hr. P. S. 74.

ben gedacht. Vielleicht soll man hinzudenken: von meinem Vater; aber er sagt gleich darauf: worauf ich verfiel, das geschah. Also hat es das Ansehen, als wenn auch er nicht daran dächte. Aber S. 125 heißt es dagegen: Ich fing tausenderlei an, bald in Absicht auf Lektüre, bald in Absicht auf eigne Uebung im Niederschreiben meiner Gedanken. Das Vornehmste ist, daß er bald hernach gesteht: Ich blieb im Ganzen ein trübseliger Ignorant. Die folgende Geschichte allein kann nur zeigen, wodurch und in welcher Lebensperiode diese trübselige Ignoranz aufgehört, und da will sich, wie ich zeigen werde, nicht so recht etwas finden. Hr. Pott spricht rühmlicher von Bahrdts erlangter Geschicklichkeit auf der Akademie, als B. selbst.

Als Student ward B. in seinem funfzehnten Jahre seinem Geständnisse nach, zur Unkeuschheit, oder, wie er auf eine einem ernsthaften und reuvollem Manne wenig anständige Art spaßhaft sagt: in puncto puncti verführt. Hr. Pott (S. 117) will diesen Zeitpunkt etwas früher, nämlich ins vierzehnte Jahr, und also vor die Universitätsjahre setzen; aber er kann unrecht haben, weil B. so heilig versichert, er habe auf der Schulpforte noch

nichts von Geschlechtstrieben und allen dahin gehörenden Dingen gewußt. Wie dem auch sey, so ist die Beschuldigung (S. 130) gegen christliche Gesetzgeber zu hart, daß sie die Bestrafung der Verführung der Jugend gar nicht für ein Objekt ihrer Aufmerksamkeit halten. Die Deklamation ist hier ohnehin umsonst, da selbst Bahrdts Vater von dieser angeblichen Verführung nichts merkte, und folglich sie der Obrigkeit noch weniger zu Ohren kommen konnte.

Was soll man übrigens von dem sonderbaren Rathe sagen, den B. den Aeltern ertheilt, um ihre Söhne vor Ausschweifungen zu bewahren, wobei er auf eine ebenfalls wieder sehr unschickliche Art S. 131 seine Besorgniß äußert, die Herren Söhne möchten deshalb auf ihn schmälen? Sie sollen ihnen wöchentlich nur 2 Groschen Taschengeld geben. Hat man jemals etwas einfältigers gehört? Er meint, er habe dieses schmalen Taschengeldes wegen weder unter Studenten gehen, noch sich in Spiele einlassen, noch Dörfer und Wirthshäuser besuchen, und folglich — auch beim andern Geschlechte dasjenige wenig oder gar nicht haben können, was einmal ohne Bezahlung nicht zu haben sey. So erfahrungslos ist B. doch wohl nicht, daß er nicht wis-

sin sollte, wie alles dies nur bei höchst wenig Leuten ein genugsam starker Riegel sey, sie von Ausschweifungen zurück zu halten. Freilich nur wenig Väter können sagen: Ich habe meinem Sohne gute Grundsätze mit auf die Universität gegeben, und vermöge dessen bin ich sicher, daß er in keine Verirrung gerathen wird; denn zwar sehr viele Väter geben ihren Kindern Grundsätze mit, die sie selbst für sehr gut und stark halten, die aber ihre Kraft hernach nicht beweisen wollen, allein wenige sind deren, welche den rechten Punkt, und ich will es breit sagen, die rechte Mittelstraße zu treffen wissen. Jahrbt möchte immerhin einmal einem Komment beigewohnt haben, wie er es rühmt, daß er es nicht gethan hat: — was ist es denn nun am Ende für ein Unglück, wenn jemand ein- oder ein paarmal bei dieser handwerksburschenmäßigen Belustigung gewesen ist? lachen wird mancher, noch in seinen alten Tagen, daß er an einer Narrheit oder Tollheit Theil nahm, die einem Musensohn keine Ehre bringen kann; aber da sie ihn weder arm, noch niederträchtig, noch liederlich macht, so wird er doch schwerlich auf seinem Todbette daran zurück denken. Eben so möchte er auch allenfalls einmal einen Degen gezogen, d. i. ein Duell gehabt haben. Die

meiſſen Duelle der Studenten ſind Kindereien, welche ganz aufhören würden, wenn die Obrigkeit ſie nicht noch als unverbeſſerliche Kindereien betrachtete, als ſie wirklich ſind. Wie ſelten geſchieht Schade dabei! Möchte er ferner zuweilen ein Trinkgelag beſucht haben, in ſo fern dies von einem Kommerce unterſchieden, und vermuthlich noch ein klein wenig ehrbarer iſt, oder endlich, welches, unter allen den böſen Dingen, die er wegen ſeines geringen Wochengeldes unterlaſſen zu haben ſich rühmt, das allererträglichſte iſt, möchte er gar einmal auf einem Schlitzen gefahren ſeyn. Er könnte dabei doch ein guter, nutzbarer Prediger und muſterhafter Katheberlehrer geworden ſeyn, wenn nur nicht am Ende noch ein garſtiges und hinzukäme: Und ich kann dafür, daß mich mein Vater ſo kurz behandelt hat, von mir prädiciren, daß ich in puncto puncti — immer wieder der luſtige Studentenausdruck! — in den zehn Jahren bis zu meiner Verheirathung *), weniger gethan habe, als die meiſten jungen Leute,

*) Wohl zu merken, Hr. P. will das anſehn haben, daß er als Ehemann hierinn nie gefehlt habe. Meine einzige Verirrung dieſer Art führt er an, ob ſie ihm gleich nur kurzum in einer öffentlichen Schrift ſeines Schwagers Schuld gegeben werden.

die einmal mit der Sache Bekanntschaft erlangt haben, in einem Jahre zu thun pflegen. Nun so hatte ja denn doch das schmale Wochengeld nicht ganz geholfen, das er ja ohnehin in den letzten Jahren nicht mehr genoß, sondern als Magister und Gerechter sich das Wochengeld selbst gab. Wie herrlich wäre es, wenn anstatt dieser für die meisten jungen Leute injuriösen Beschuldigung — denn was ist injurieuser, als seine Ausschweifungen, nach Art liederlicher Weibsbilder, mit der pöbelhaften Ausrede bemänteln wollen: andre haben es noch ärger gemacht, als ich? — B. uns sagen könnte: ungeachtet ich einmal durch die häßliche vierzehnjährige Magd die unglückliche Bekanntschaft mit der Sache gemacht hatte, so war ich doch klug genug, mehrere Jahre hindurch mich vor der Wiederholung zu hüten! Dann wäre doch noch etwas lehrreiches bei der Lebensbeschreibung. Jedoch freilich Wahrheit soll das höchste Gesetz des Geschichtschreibers seyn, und er muß sich uns schildern wie er war. Also, ungeachtet seines schmalen Wochengeldes, ungeachtet des Ruhms, den er anderswo (S. 72) sich selbst giebt, daß er nicht eigentlich verliebter Natur sey, schweifte B. doch aus, und setzte es bis zu seiner Verheirathung, folglich auch noch als

Professor zu Erfurt, fort. Wenigstens folgt dies deutlich aus seinem vorher wörtlich genau angeführten Geständnisse. Und wenn er dabei noch ein Wort sagte von Gewissensbissen, hernach empfundener Reue, Versuchen sich Gewalt anzuthun? Nichts von allem diesen, sondern diejenigen jungen Leser dieser Lebensbeschreibung, welche wie B. früh gefallen sind, sollen lieber an den Fatalismus glauben, sich allenfalls einbilden, es müsse so seyn, und, wenn sie nicht weiter können, die Schuld auf die Gesetzgeber schieben, oder das ganze jüngling[illegible] schlecht beschuldigen, daß im Ganzen es niemand besser mache, Keuschheit eine unter dem Monde unerhörte Tugend, und Luderleben am Ende so etwas unverzeihliches nicht sey, als einige mürrische moralische Pedanten uns weiß machen wollen. Ich scheine Ihnen doch hier gegen B. nicht zu hart? Er spricht in seinen neuesten Schriften von den Strafen der menschlichen Verachtungen so, daß er keine andere, als die natürlichen Folgen derselben anerkennen will. Er hat die Sünden gegen das sechste Gebot so setten getrieben, daß seine Gesundheit nicht darunter gelitten hat. Wäre er etwas vorsichtiger gewesen, so hätte auch seine Ehre nicht gelitten. Eine Sünde ohne Strafe ist so gut als

gar keine Sünde. Hütet sich also ein Bahrdtischer Schüler und Nachahmer nur vor diesen beiden bösen Folgen, so wird er sich alles erlaubt glauben.

Wenn B. seine etwas edlern Verliebungen erzählt, so tritt er bei dieser Gelegenheit wieder mit Hrn. P. in einen Widerspruch, den ich nicht zu vereinigen weiß. Er rühmt S. 145. seine frühzeitige Unanfechtung an den höchst möglichen Grad von Reinlichkeit an seinem Körper sowohl als an seinem Anzuge. Hingegen finde ich im Pott (S. 39) folgende Stelle: „Von seinem zweiten Lehrer, einem „ekelhaften Schulz, einem entsetzlich schmutzigen Menschen, dünkt Bahrdten wahrscheinlich noch heute „zu Tage sein cynisches Wesen in Wäsche, Kleidung und häuslicher Einrichtung an." Wer unter beiden redet nun die Wahrheit?

Noch weit auffallender ist indessen folgende Verschiedenheit. Pott erzählt trocken weg (S. 76): „Unser Bahrdt ließ sich eines Tages (die Ursache ist „mir unbekannt, doch hatte er vermuthlich triftige „Gründe) nebst noch einem seiner Kommilitonen als „preußischer Husar anwerben. Allein kaum hatte sein Herr Vater diese schreckliche Nachricht vernommen, als er eilte, ihn loszukaufen." Dieser Husa-

rengeschichte erwähnt Bahrdt in einem eignen Kapitel, welches er — warum? mag ein andrer rathen, vielleicht um etwas witziges zu sagen — einer theologischen Fakultät gewidmet hat, ebenfalls, aber so daß er die ganze Geschichte für unwahr erklärt, und mit nicht unwahrscheinlichen Umständen erzählt, daß ein andrer Bahrdt, der Sohn seines zu Wittenberg lebenden Vaterbruders, in Leipzig unter die Preußischen Husaren gegangen, und daß man aus Verwechselung der Personen allen in den nächsten Tagen aus Leipzig abgegangenen Briefen das Postskript angehängt, der gute Dr. Bahrdt habe das Herzeleid erlebt, daß sein hoffnungsvoller *) Sohn ihm entlaufen und unter die Husaren gegangen sey. Er setzt hinzu, in Leipzig habe sich, weil man ihn täglich in seiner gewöhnlichen Kleidung gesehen, der Irthum sehr bald offenbart. Und dem ungeachtet erzählt Pott, der dies schwerlich in seinen schriftlichen Bahrdtischen Nachrichten gefunden

*) Alle wenig moralisch wahrscheinlich ist, daß alle Briefe aus Leipzig, noch dazu alle in einem Postskript, dieses erdichteten Vorfalls Erwähnung gethan, alle Briefe den Sohn des D. Bahrdt hoffnungsvoll, kein einziger ihm einen wilden Menschen und Windbeutel genannt? Bahrdt voltärisirt hier offenbar.

haben kann, es noch. Ich glaube, er hat sich übereilt, und Bahrdt hat diesmal völlig richtig erzählt. Aber dafür ist es auch eine Lust zu sehen, wie der letztere bey dieser Antastung seiner Ehre über die Briefklatschereien predigt und loszieht, und zu gleicher Zeit die sehr überflüssige Mühe übernimmt, sich gegen das bey seinem letzten Arrest durch einige Zeitungen verbreitete Gerücht, als wenn er ein falscher Münzer sey, zu vertheidigen, wobei er kalkulirt, daß er unschuldigerweise in die Mäuler von vierzig tausend Menschen gekommen sey, ungeachtet er seines Arrestes wegen, der dann doch wirklich auch keine rühmliche Veranlassung hatte, in wenigstens eben so viel Mäuler kommen mußte. Das Schlimmste ist noch, daß unmittelbar, nachdem er seine etwas langweiligen Klagen über die Klatschereien, welche doch von einigen andern neuern mit Herrn Bahrdt gleichdenkenden Theologen unter dem Namen der Medisance als eine der Welt gar nützliche Sache vorgestellt werden, kaum geendigt hat, er selbst etwas hinschreibt, das ihn von neuem in der Leute Mäuler bringen kann. Heißt nicht die Aufschrift des zunächstfolgenden Kapitels: Ich, als Löwensteinischer Dragoner? Nun darf nur jemand kommen, der das Buch blos durchblättert, so wird er weiter

erzählen, Bahrdt ist einmal unter die Oesterreichischen Dragoner gegangen, und hat es in seiner Lebensgeschichte selbst erzählt. Uebrigens ist die Löwensteinische Dragonergeschichte sehr fade erzählt und äuserst uninteressant, trägt auch sogar einige Spuren hinzugelogener Umstände an sich.

Zehnter Brief.

Magister Bahrdt, das große Licht.

Ich übergehe die langweiligen Liebschaften *) unsers theuern Bahrdts, seine gewaltsame Eroberung eines Manuskripts von Fausts Höllenzwang, ja so-

*) Bei einer derselben schrieb er (S. 1[illegible]) einen Liebesbrief zusammen, welchen seiner Einbildung nach kein Goecking an sein Nantchen herzbrechender schreiben konnte. Goecking ward bekanntermaßen erst geraume Zeit nach dem siebenjährigen Kriege Schriftsteller, wie ist es also möglich, daß ums Jahr 1760. ein verliebter Tropf sich hätte einbilden können, er schriebe herzbrechender als Goecking? Wenn unser Bahrdt nur etwas seiner Einbildung nach Witziges sagen kann, so scheut er keine Parachronismen.

gar seine erste Predigt, um ihn desto geschwinder die höchste Stufe in der Weltweisheit erklimmen zu lassen. Er spottet über das Magisterexamen, aber er beweist zugleich, daß er noch jetzt in einem strengen Magisterexamen könnte abgewiesen werden, so wie er es damals nicht ward, ob er sich gleich den schlechtesten unter den damaligen Kandidaten des Magisteriums nennt. Wer weiß nicht, was eine Aphthonianische Chrie ist? Wer weiß nicht, daß sie von dem Aphthonius, einem bekannten griechischen Sophisten, den Namen hat? Und unser theologischer Dr. Bahrdt, der mit so weiser Mine auf die Chrie herabsieht, kann bis auf diese Stunde den Namen der Chrie noch nicht schreiben. Er hatte in Leipzig Autodidakt sprechen lernen, fand aber hernach, daß Autodidakt gebräuchlicher sey; nun schloß er, es sey auch besser, daß er das, was er in Leipzig eine Aptonianische Chrie genannt hatte, eine Autonianische nennen müsse, und so nennt er sie wirklich S. 229. Dadurch ist die Gelehrtengeschichte mit einem bisher unerhörten Schriftsteller Autonius vermehret, von dessen Existenz unser gelehrter Verfasser niemand bereden möchte, als die Frucht seiner eigenen Lenden, den würdigen Pastor Rindviegius, von dessen Leben und Thaten ich eben einige Probebogen

er-

erhalte. *) Wars nun Wunder, daß Bahrdtius, der den Aphthonius nie mit Augen gesehn hatte, am ersten mit der Aphthonianischen Chrie fertig war, indessen seine Mitkollegen des Magisterthums, die wenigstens den Namen Aphthonius zu schreiben verstanden, noch an den Federn kauten? Wurden nicht etwa auch lateinische Verse aufgegeben? Mit denen wird Magistrandus Bahrdt vermuthlich eben so geschwind fertig gewesen seyn, aber sie werden auch wohl denen unter der Büste an Unrichtigkeit nichts nachgegeben haben.

An seinem Promotionstage half er den Plan ausbrüten, daß die Universität Wittenberg einen alten Holzhacker, Namens Andreas, für baares Geld zum Magister machen sollte. Der Spaß gelang, wie er erzählt; aber erstlich weiß Gott, ob er wahr erzählt, zweitens kann dieser Streich jeder Fakultät zu unsrer Zeit eben so leicht gespielt werden als der Wittenbergischen, und drittens, da Andreas durch eine eingeschickte Aphthonianische Chrie Ma-

*) Man wird wohl thun, wenn man Bahrdts und Rindvieghus Leben gleich hinter einander liest, um dann aus der Vergleichung à la Mauvillon zu beweisen, daß beide Einen Verfasser haben.

gister geworden seyn soll, Doktor Bahrdt aber den Namen einer solchen Chrie nicht mit den rechten Buchstaben zu schreiben versteht, so haben Andreas und Karl Friedrich sich eben so wenig etwas einander vorzuwerfen, als die beiden Fakultäten, durch welche sie kreirt, d. i. aus nichts zu etwas gemacht wurden.

Jetzt geht es auf die Habilitationsdisputation los, deren Titel er vergessen zu haben affektirt. Da er selbst gesteht, daß nichts daran war, so verdient sie keiner weitern Aufmerksamkeit.

Unter den Disputationen, die er für andere schrieb, und unter seinem Vorsitz vertheidigen ließ, meint er, waren verschiedene ziemlich gut gerathen, und die über Ps. 2. und Ps. 8. am besten. Er bedenkt aber nicht, daß, wenn nur einigermaßen ein gesunder Bissen an diesen Disputationen gewesen wäre, der alte Ernesti ihrer aus Freundschaft für den alten Bahrdt in seiner theologischen Bibliothek würde erwähnt haben *); welches er aber weislich

*) Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß zu den damaligen Zeiten in den Leipziger gelehrten Zeitungen manche dieser Bahrdtischen Disputationen, zwar nicht ohne Lob, aber auch keine einzige ohne Tadel, angeführt wurde. Im zweiten Psalm übersetzte er continuo te genero. Das war nicht orthodox, aber noch weniger vernünftig.

unterlaſſen hat. Beiläufig giebt B. dem Latein, worinne dieſe Diſputationen geſchrieben ſind, das Lob, daß es erträglich geweſen ſey. Gleichwohl ſchrieb er einige Jahre hernach, wie ſeine Schriften zeigen, noch ziemlich ſchlecht Latein, und da er ſchwerlich ſo früh zurückgelernt haben wird, ſo wird die Latinität jener unverdauten Diſputatiönchen unſtreitig wohl noch ſchlechter geweſen ſeyn. Die gegen Febronius, über welche alle kluge Leute den Kopf heftig ſchüttelten, erklärt er jetzt ſelbſt für armſelig. Er hätte immer die exegetiſchen mit in eben denſelben Topf werfen ſollen.

Ich habe ſchon erwähnt, daß Hr. P. von den Schriften Bahrdts hin und wieder beſſere Notizen giebt, als Bahrdt ſelbſt. Dies leidet nun, nachdem Bahrdts vierter Theil erſchienen iſt (denn auch dieſer iſt jetzt bereits in meinen Händen), zwar in ſo fern eine Ausnahme, daß dieſem vierten Theile ein vollſtändiges Verzeichniß aller Bahrdtiſchen Schriften angehängt iſt; allein im Zuſammenhange der Erzählung hat Bahrdt von manchem geſchwiegen, was P. benutzt hat. Dies gilt zum Beiſpiel von der erſten unter allen Bahrdtiſchen Schriften, der Abhandlung de uſu linguae arabicae ex comparatione cum he-

draca. Lipſ. 758. 4. Ich kenne das Dingelchen nicht ſelbſt, aber unſer F., welcher alle dergleichen Schriftchen ſorgfältig zu ſammeln pflegte, ſagte mir, daß er es unausſprechlich elend gefunden hätte; wie dies mit den meiſten in die Arabiſche Litteratur hineintappenden Schriften bei ihm der Fall war. Wenigſtens läßt ſich aus Bahrdts ſpätern Schriften, wo er zuweilen ſeine arabiſche Kenntniß Schau zu tragen verſuchte, und ſich damit trefflich blos gab, mit Recht ſchließen, daß dieſer erſte Verſuch noch ein gut Theil elender war. Höchſt beſorglich iſt noch wohl dazu ein guter Theil davon aus andern Büchern ausgeſchrieben, wie wir bald ſehen werden, daß dies bei einem andern Bahrdtiſchen Buche der klägliche Fall war. Hr. Pott ſagt indeſſen eben bei Gelegenheit dieſer Schrift, daß der Verf. im 19ten Jahre, da er ſie ſchrieb, nichts weniger als ungeſchickt geweſen, und ſich überall als ein junger Menſch von Kopf, von Kenntniſſen und großen Anlagen gezeigt habe.

Als Magiſter ſchrieb B. auch ſeines Vaters Leben in lateiniſchen Verſen, deſſen Daſeyn Hr. P. blos anzeigt (S. 109), und wovon er ſelbſt ebenfalls ſchweigt. Außer Leipzig, wo die proſodiſchen Feh-

ler durch Bels und seiner Helfershelfer Beispiel schon privilegirt waren, ist es wahrscheinlich nicht viel bekannt geworden, natürlich aber hat es dazu beigetragen, daß der Vater ihm immer günstiger wurde.

Eilfter Brief.

Bahrdt als Catechet und akademischer Docent.

Unser Held habilitirte sich bald, und fing seine Vorlesungen damit an, daß er die Dogmatik unter dem Namen einer Repetition des väterlichen Kollegiums über diese Wissenschaft lehrte. Er überredet sich noch jetzt, daß er durch dieses öffentliche Lehren viel gelernt habe, und muß also wohl schwerlich die Bemerkungen einiger sehr welterfahrner Männer zu Gesichte bekommen haben, daß diejenigen, die im Lehren lernen, bei aller zerstückten Vorbereitung niemals irgend eine Disciplin approfondiren. Die Ursache ist auch leicht zu begreifen. Ein solcher Docent bereitet sich immer nur auf ein Paar Paragra-

ben vor, sieht also das Ganze nicht mit Einem Blicke vor sich, wählt unter den mancherlei Meinungen, die er beim Nachschlagen seiner Hülfsbücher vorfindet, gemeiniglich die auffallendern, um Aufsehen zu erregen, will in der Folge nicht gern das wieder zurücknehmen, was er im vorigen behauptet hat, trägt Sachen, die sich auch nach einer 5- bis 6stündigen Vorbereitung nicht wollen ins Reine bringen lassen, äußerst unvollkommen oder verworren vor, und, welches das vornehmste unter allen ist, er beobachtet nicht das rechte Ebenmaaß, sondern breitet sich über bekanntere Sachen weitläuftiger aus, und wischt leicht über die wichtigern hin, verbringt auch mit den Prolegomenis und den ersten Kapiteln so viel Zeit, daß zuletzt gejagt werden muß. Man sage nicht: dies läßt sich bei der öftern Wiederholung solcher Vorlesungen nach und nach ins Gleiche bringen. Wie wenig darauf zu rechnen sey, sieht man, wenn man die nachgeschriebnen Hefte der meisten Professoren aus höchst verschiednen Jahren mit einander vergleicht. Die meisten glauben mit der ersten Vorbereitung ihrer Pflicht ein Genüge gethan zu haben: auch ist ihnen selten Zeit genug zur neuen Vorbereitung übrig, weil sich immer andere Arbeit und vornehmlich immer neue Vorlesungen finden, wel-

che mit täglichem 5- oder 6stündigen Schweiße ausgearbeitet seyn wollen.

Wie B. seine Vorlesungen dazu genutzt habe, sich in den Disciplinen selbst festzusetzen, davon hat man einen augenscheinlichen Beweis an seiner hebräischen Grammatik. „Nachdem ich die nach meiner Vorstellung wichtigste Wissenschaft (die Dogmatik) hinter meinen Rücken hatte *), ging ich „auf das Hebräische los. Ich machte den Anfang „mit einem sogenannten fundamentali, und verfuhr „wie mit der Dogmatik. Zu halben Tagen saß ich, „und studirte die Subtilitäten der Punktveränderungen, und lernte Regeln und Exempel auswendig, „um in jeder Stunde als ein Mann auftreten zu „können, der seiner Wissenschaft mächtig ist. Und „so war ich am Ende des halben Jahres so firm in „der hebräischen Grammatik, daß ich meinen Kedep „so gut wie Bosek analysiren konnte.“ Wie firm er aber geworden war, das zeigte theils seine elende 1765. erschienene hebräische Grammatik, die so viel unverdautes aus andern wiederholt, theils und noch

*) Dieser Ausdruck ist recht eigentlich passend. Was man hinter den Rücken geworfen hat, sieht man nicht mehr an. Man dankt Gott, daß man seiner quitt damit fertig ist.

mehr sein 1768. ans Licht getretener Kommentar über den Maleachi, welchem letztern in dem ersten Stücke des eilften Bandes der Allgemeinen Deutschen Bibliothek S. 143. ff. so viele auffallende Verstoße gegen den hebräischen Donat Schuld gegeben, und zum Theil mit Beispielen belegt werden, die nicht wohl Sünden des Setzers seyn können: Und doch spricht der selbsterkenntnißlose Prahler von Firmität!

Was er von seinem Durchbruch oder von dem durch Herrn Prof. Fischer erlangten Anfang seiner Aufklärung sagt, würde keine Anführung verdienen, da so wenig daraus zu lernen ist, wenn ich nicht bemerken müßte, daß B. hier als bereits Magister sich in einem Gespräche mit seinem Vater redend einführt, und alle die Einwürfe macht, die er in einer von Hr. P. angeführten und bereits oben erwähnten Unterredung schon als Schüler gemacht haben will, da eben mit einem Landprediger einer Doppelflasche der Hals gebrochen ward. In einem von beiden Aufsätzen ist also geradehin gelogen. Einen Einwurf, den jemand als Magister erst lernt, kann er nicht schon als Schüler vortragen.

Wenn er übrigens S. 279. ſagt, es ſey zwar durch die philologiſche Behandlung der Bibel in ihm der unerſchütterliche Grund zum Unglauben gelegt, und ſeine Bekehrung vollendet worden, aber der Weg ſey lang geweſen und er habe die mühſame Laufbahn erſt in ſeinem vierzigſten Jahre geendet: ſo wird man außer anderm mehrern Non-Senſe auch noch das dabei zu bemerken finden, daß B. in dem, was er nach ſeiner witzigen Art Unglauben nennt, gewiß nach dem vierzigſten Jahre noch zugenommen habe.

Er weiß mit Zuverläſſigkeit nicht zu ſagen, ob er ſich kurz nach erlangter Magiſterwürde zum Kandidatenexamen in D. präſentirt habe. Wie ſtimmt das mit dem Ruhme, den er ſeinem Gedächtniſſe ſonſt beilegt? Vermuthlich iſt das Examen früher geſchehen; allein weil er etwas einzumiſchen geſonnen war, woraus, um mich ſeines eignen Ausdrucks zu bedienen, einige Funken des Vernunftlichts hervorſtrahlten, im Vorigen aber er ſich bis zur Zeit ſeiner Bekehrung oder ſeines Durchbruchs als ganz verfinſtert vorgeſtellt hatte, ſo blieb ihm nichts übrig, als eine Vergeßlichkeit zu affektiren. Das ganze hervorſtrahlende Vernunftlicht beſtand

am Ende in weiter nichts, als daß er über den Unglauben des Apostels Thomas gepredigt und gezeigt habe, daß ihm gar nicht der Beiname des Ungläubigen zukomme (ganz recht! sondern des Schwergläubigen; aber nun weiter!), und daß er uns vielmehr zum Muster der Vorsicht vorgestellt sey. Ob das wirklich so geschehen sey, muß man nun dahin gestellt seyn lassen. Jetzt würde er freilich im Stande seyn, über Petrus Verleugnung zu predigen und mit eiserner Stirn zu behaupten, daß sie uns zum Muster der Weltklugheit vorgestellt sey. Aber damals war er noch wohl ein gutes Theil schüchterner.

Wer das Examen und die Predigt mit angehört hat, thäte der Welt wirklich einen Gefallen, wenn er das, was dabei vorgefallen, etwas genauer und umständlicher bekannt machte. Mich dünkt, mich dünkt, unser Held würde wohl bei einer wahrheitsgemäßen Erzählung in einer etwas traurigen Gestalt erscheinen.

Catechet ward er um 1762. In dieser Qualität muß er in eine nahe Verbindung mit dem Herausgeber der schwarzen Zeitung gerathen seyn; denn ich erinnere mich, daß damals nicht allein verschiedene andere von Bahrdts Schriftchen darinn

weidlich gelobt, sondern insbesondre einmal gesagt ward, da ein anderer Catechet etwas Ketzerisches *) behauptet hatte, Hr. B. habe die üble Idee wieder ausgelöscht, die man sich aus jener Schrift von einem Leipziger Catecheten gemacht habe.

Da B. hier auf einmal auf seine Verbindung mit dem jetzt Zeizischen Hrn. Teller kömmt, dem er eine Katzennatur beilegt, und dabei die in den beiden Ketzeralmanachen bis zum Ekel durchgekauten Katzenhistorien wiederholt, so hätte er billig uns nicht allein sagen sollen, daß sie beide gemeinschaftlich (wenn es wahr ist) die zwei Schreiben an den Magister Karl Friedrich Bahrdt **) worinn auf Gottsched und Bel pasquillantische Ausfälle vorkommen, verfertiget hätten, sondern es hätte uns auch erzählt werden müssen, wie beide gemeinschaftlich in dem bekannten Auto da Fe von Abt gemißhan-

*) Er hatte, wo ich nicht irre, behauptet (nach Glassius und andern), ein Berg-Gott sey so viel als ein großer Berg. Das wollte man ihm nicht gelten lassen.

**) Unstreitig haben die zwei Briefe an Hr. M. C. F. Bahrdt, seinen verbesserten Christen in der Einsamkeit betreffend, (S. allg. D. Bibl. B. 1. St. 2. S. 145) die Idee zu diesem Titel hergegeben.

dele wurden. Dieſe zwei Schreiben fehlen im vierten Theil unter ſeinen Schriften.

Nun kömmt er auf ſeinen verbeſſerten Chriſten in der Einſamkeit, von dem, wie er wohl hätte anmerken mögen, in dem eben gedachten heilloſen Auto da Fe geſagt wird, daß ihn die Spötter den im Waſſer erſauften Chriſten in der Einſamkeit zu nennen pflegen. Bei allem Böſen, was er jetzt ſelbſt von dieſem Buche ſagt, will er doch keine Verketzerungsſucht auf ſich kommen laſſen, ſondern betheuert, daß es ihm blos darauf angekommen ſey, es durch ſeine Einſchaltungen chriſtlich zu machen. Es iſt bekannt, daß ſein eigenes Glaubensbekenntniß von dem Zeizer mit ähnlichen Einſchaltungen herausgegeben iſt, und dadurch an ihm ein ſehr lehrreiches Vergeltungsrecht ausgeübt worden, das alle ſchreibſüchtige Kinderköpfe, die ſich mit ihren Zunöthigungen an große Männer drängen, nicht genug beherzigen können.

Zwölfter Brief.

Held Adjunkt ſeines Vaters und außerordentlicher Profeſſor.

r außerordentlichen Profeſſur gelangte er, wie
P. uns benachrichtigt, nachdem er einige Mo-
e früher dem Vater als Prediger adjungirt war,
Ende des Jahres 1766. Beim Antritt derſelben
rieb er ein Programm de incluto bibliothecae
Rorsalis Dresdenſis codice bibliorum manuſcripto,
s ihm eine kleine Proſtitution zuzog, deren Hr.
(welcher die Beſchreibung vielmehr als intereſ-
nt lobt) gar nicht, er ſelbſt aber nur beiläufig
d in gefliſſentlicher für viele Leſer faſt dunkler
ürze gedenkt.

Er hat S. 220. ff. erwähnt, wie er mit dem
rchtbaren Klotz in Bekanntſchaft gerieth, aber
uch, weil er in einem vorgeleſenen Aufſatze auf
enſelben ein wenig geſtichelt hatte, bald wieder
erfiel. Nun war Klotz ein ſchlimmer Mann und
ls gedachtes Programm erſchien, ſo nahm er der

Gelegenheit wahr, ſich auf folgende Art über ihn in ſeinen Actis litterariis *) luſtig zu machen. Ziegra (der vorerwähnte ſchwarze Zeitungsſchreiber) und Treſcho ſitzen zuſammen. Der erſtere giebt dem letztern das Inauguralprogramm ihres geliebten Freundes. Tr. blättert ein wenig darinn, und fängt vor Angſt an zu ſchwitzen und zu verbleichen. Z. fragt: was iſt das? Ach, lieber Gott, ſagt Tr., da ſehe ich, daß unſer Freund in dieſem Schriftchen viele Leute ungenannt ausgeſchrieben hat. Man nimmt darauf Wolfs hebräiſche Bibliothek und Karpzovs Critica ſacra zur Hand, wo ſich dann das vielfache Corpus delicti findet, indem Treſcho vorlieſt und Ziegra nachſchlägt. Endlich endigt ſich die ganze Farce damit, daß Treſcho die Schuld auf die böſen Geiſter ſchiebt, mit welchen B. dekannterweiſen in einem ewigen Krieg lebe, und die ihn daher verblendet, und bei den profanen Kritikern lächerlich gemacht hätten, welche Auflöſung Ziegras Beifall findet. — Dies iſt die Schmach, deren B. S. 336 erwähnt, und die er innigſt gefühlt zu haben geſteht, die er aber zugleich als die Veranlaſſung angiebt, das Erniedrigende der Feſſeln des Kirchenglaubens zu empfinden. Grade als wenn

*) Volum. IV. p. 236. ſeqq.

ihn Klotz nicht hauptsächlich als einen Ausschreiber ausgehöhnt hätte! Das Ausschreiben wird doch wohl nicht zu den Fesseln des Kirchenglaubens gehören? Sonst liegt unser Held wahrlich noch jetzt tief und fest in diesen Ketten. Andre schreibt er nicht mehr aus, aber sich selbst, und tischt uns sogar manches, was er schon im Kirchen- und Ketzerallmanach und anderswo zum Besten gegeben, selbst in dieser Lebensbeschreibung wieder auf.

Doch das ist der gewöhnliche Lauf der Welt. Wer um seiner Schuld willen verfolgt wird, giebt immer einen andern Grund der Verfolgung an. Selbst die ganze Verfolgung von Seiten Klotzens rührte wohl von etwas mehr als ein wenig Sticheln her. Wenigstens spricht Hr. Pott mehr als einmal von Bahrdts Lästerzunge, Pasquillsucht, hämischer Bosheit ꝛc. ꝛc.

Herr P. spricht noch von einem eigenen gegen den Hofrath Bel gerichteten Pasquill, zu welchem Klotz unserm Helden, nach seiner Aussöhnung mit ihm, den Stoff hergegeben. Was er damit für eine Schrift meint, weiß ich noch nicht zu errathen; aber in Bahrdts eignem Verzeichnisse seiner Werke am Ende des vierten Bandes ist auch davon keine Spur anzutreffen.

Dreizehnter Brief.

Bahrdts Katastrophe.

Mitten in der besten Laufbahn zu seinem in Leipzig zu gründenden Glück macht sich Bahrdt durch ein äußerst unbesonnenes Betragen desselben verlustig. Aber über die einzelnen Umstände dieses Betragens sind P. und B. keineswegs einig. Wenn ja ein Punkt in der ganzen Bahrdtschen Lebensbeschreibung ist, wo man den einen wie den andern Verfasser in Verdacht ziehen könnte, nicht die reine Wahrheit geschrieben zu haben, so ist es dieser; doch konnte unstreitig Bahrdt mehr Gründe haben, die Wahrheit zu verschweigen, als Pott, zu derselben etwas hinzu zusetzen.

Gesetzt, B. habe völlig Recht, wenn er vorgiebt, er sey nur ein einzigesmal in dem Hause einer öffentlichen Hurenwirthin gewesen, und dieser einzige Besuch habe für ihn den betrübten Erfolg gehabt, daß er sich als Vater eines Kindes habe müssen angeben lassen: so kann ihn dies doch nur wenig entschuldi-

gen

gen, auch ſogar wenn man den angeblichen Rheinweinrauſch mit in Betrachtung ziehen wollte. Ein Leipzigſcher Prediger, welcher aus einem Kaufmannshauſe, wo man ihn mit altem Rheinwein traktirt hat, zurückkehrt, iſt landüblichermaßen im Ornat. Der Rheinwein rauſcht bekanntlich nicht ſehr, am wenigſten ſo, daß er nicht den geringen Grad von Beſonnenheit übrig laſſen ſollte, welcher dazu gehört, im Ornat ſeinen Arm nicht einer gemeinen Dirne zu reichen, oder auf jede andre Art ſie nach Hauſe zu begleiten. Von wie vielen kann man unterwegens, von wie vielen beim Eingange in das berüchtigte Haus ſelbſt erkannt werden! In der That, eine Unenthaltſamkeit dieſer Art iſt faſt zu groß, als daß man ſie einem Prediger zutrauen könnte, wenn er auch noch ſo queckſilberner Natur, und obendrein ein wenig benebelt iſt. Zwar ſagt B., er habe die Perſon für ein Bürgermädchen angeſehn; allein iſt dabei nicht eben ſo viel und noch mehr zu bedenken? Wir wollen Bahrdten immer die Ehre thun, und ihm zutrauen, daß er überhaupt wohl wußte, in welcher Gegend die berüchtigten Häuſer waren -- das weiß ja wohl der ehrlichſte Mann von der Welt, und es iſt eine Klugheitspflicht, dergleichen zu wiſſen. Da er auch vorausſetzen mußte,

daß man einen so bekannten Mann, als er war, sicher würde erkannt haben, so mußte er natürlich — oder er müßte der unbesonnenste Mensch auf Erden seyn — in der Folge sich bekümmern, wo er gewesen sey. Alles das versichert er zwar, nicht gethan zu haben; aber wer kanns glauben? Und nur Einmal sah er das Mädchen? Das wäre an sich so unglaublich nicht, allein [illegible] hatte er doch vor allen Dingen uns benachrichtigen müssen, ob er nicht aus ihrem Geldmangel und andern Umständen den wahren Stand und das Gewerbe der Person entdeckt habe. Wir wissen also bis jetzt weiter nichts, als: so hat B. für gut befunden, die Sache zu erzählen.

Nun wollen wir sehen, wie Hn. Potts Nachrichten sich damit vertragen.

Pott sagt also (unter ausdrücklicher Versicherung, daß sich diese Geschichte so verhalte, und daß er alle solche Umstände weglasse, in Ansehung deren er nur der gemeinen Sage folgen könnte): es sei die ganze Stadt habe gewußt, daß B. verbotene Häuser besuche, und er insbesondre dergleichen Besuche sehr oft bei einer gewissen alten Kupplerin abgestattet, die eine Klientin des Hofraths Bel und eine Bekannte Gottscheds, zweier abgesagten Feinde des al-

en und jungen Bahrdts, gewesen; 2) nach entdeck-
er Schwangerschaft eines lüderlichen Weibsbildes
n dem Hause jener Kupplerin, habe B., der als
Vater angegeben worden, mit Beirath eines seiner
Freunde, des Advokat Weikart, die Sachen vermit-
elst eines ausgestellten Wechsels über 200 Thaler
abgemacht oder abzumachen geglaubt; 3) er habe
darauf seine Besuche bei der Person fortgesetzt; 4)
ein Leipzigscher Polizeidiener, Namens Ellinger,
habe diesen Wechsel in dem verbotenen Hause in B's
Gegenwart weggenommen, und ihn bei der Obrig-
keit denuncirt. Das muß man denn doch wenig-
stens sagen, daß diese Erzählung ziemlich cirkumstan-
ziirt ist, und weit mehr innere Kennzeichen der
Glaubwürdigkeit hat, als die Bahrdtische!

Jetzt da nun B. weiß, was P. von ihm erzählt
hat, wäre es in einem der folgenden Theile wohl
historische Pflicht gewesen, denselben zu widerlegen.
Aber von allem diesen nichts! Wir sollen die un-
glaublichen Erzählungen, die er uns über seine eige-
nen Verirrungen vorlegt, eben so leichtgläubig hin-
nehmen, als eine Anzahl gutmüthiger Schafe seine
Travestur der evangelischen Geschichte, ich will sa-
gen, seine Bibel im Volksten angenommen hat.

Wie geht es zu, daß B. diejenigen Personen, welche schwarz gegen ihn gehandelt haben, immer aufs allerschwärzeste vorstellt, so daß man glauben sollte, es hätten sich gegen einen Engel des Lichts lauter eingefleischte Teufel verschworen? Seinen Feinde, dem Hofrath Bel, giebt freilich auch Herr P. ein sehr schlechtes Zeugniß, und behauptet unter anderm, daß er die Kupplerin, deren Haus B. besuchte, beredet habe, das Schwangerwerden eines gewissen Weibsbildes, zu der sich B. hielt, nicht durch die gewöhnlichen Künste zu hindern, damit hernach B. als Vater des Kindes angegeben werden könnte. So etwas läßt sich nun von einem schlechtdenkenden Manne wohl glauben: es ist eine Schadenfreude, von der man wohl schon mehr Beispiele oder wenigstens viel ähnliches erlebt hat. Allein mit nichten! Dann wäre Bel nicht das Ungeheuer gewesen, das er nun mit aller Gewalt seyn soll. Bahrdt hatte ein Pasquill auf ihn gemacht, und Bel war von der Genugthuung zurückgestanden. Nun muß er Tag und Nacht auf den Untergang seines fruchtbaren Gegners studiren. Was thut er also nach B's Vorstellung? Er verspricht dem alten Weibe (S. 375.) zehn Louis d'or, wenn sie B. in die Falle locken könne. Abscheulich! Nun muß ein

ädchen ein ganzes Vierteljahr oder drüber sich täg-
ch herausputzen, Bahrdten bei der Zurückkunft aus
inen Abendgesellschaften aufgassen, bald vor bald
inter ihm stets im artigsten Anzuge sich zeigen;
ber der zwar nicht fromme aber doch enthaltsame
Bahrdt hatte es, weil er sie für ein Bürgermädchen
ielt, wenig zu Herzen genommen (S. 373), bis
ndlich einmal zu einer Zeit, da alle seine Sinne
ffen waren, der Streich gelang. Nun wollen wir
inmal rechnen! Bel verspricht zehn Louis d'or, die
hm so schwer zu geben wurden, wie man weiß; den-
noch rechnet die Kupplerin, die Godscheskv, darauf.
Man erfährt, in welche Gesellschaften Bahrdt geht,
nd paßt ihm natürlicherweise öfters vergebens auf,
eil er in Begleitung andrer fortgeht, oder für die-
en Abend gar nicht in der Gesellschaft gewesen ist u.
. w. So oft er allein ist, nimmt ers wenig zu
Herzen. Unterdessen versäumt die arme Dirne ihre
übrige Einnahme, die in der Zeit wohl mehr als 10
Louis d'or betragen haben könnte. Wer kanns glau-
ben? Aber, sagen Sie, B. sagt ja kein Wort davon,
daß sie ihm über ein Vierteljahr nachgelaufen sey.
O, allerdings sagt ers! Sie hat seit Johannis auf-
gepaßt. (S. 375.) Im Herbst des Jahres 1767.
erscheint die Vettel (S. 370.) und giebt die Person

schwanger an. Nehmen wir späten Herbst an, so kommen gute vier Monate heraus. Wäre das Aufpassen den ganzen Sommer 1766. hindurch geschehen, und Held B. hätte auch noch den Herbst und einen kurzen Theil des Winters hindurch widerstanden, so konnte die Godscheffsky ihm im Herbst 1767. die nahe bevorstehende Entbindung der Kreatur melden, und alles wäre noch in seiner Ordnung. Indessen will ich annehmen, daß die ganze Begebenheit in das Jahr 1767. falle.

Die Vettel meldet den Tag (den einzigen Tag, an welchem B. in ihrem Hause gewesen seyn will), aber B., der es doch so leicht konnte, meldet ihn nicht, und setzt uns dadurch ausser Stand, über seine Verirrung einen weitern Kalkul anzustellen.

Ein lüderlicher Student, oder, wie B. selbst ihn nennt, ein Trunkenbold will den Wechsel, den B. der Godscheffsky gegeben hatte, von ihr mit Gewalt zurückhaben; darüber verklagt diese Bahrdten, daß er ihr den Degen auf die Brust gesetzt habe, welches doch ganz erdichtet war. Von dieser Klage müßte doch nun ganz Leipzig, müßte insbesondre Hr. P. wissen, und beide wissen nichts davon. P. sagt vielmehr ausdrücklich, man habe, nachdem

Ellinger den Wechsel eingebracht, die alte christli-
he Dame und ihre Zöglinginn citirt, und beide hät-
en alles gestanden. Wie stimmt das?

So fiel der große Mann, der (S. 370) „kei-
nen einzigen Feind durch Beleidigung (?), son-
dern alle durch Eifersucht und Neid hatte," oder
— um den unerträglichen Egoisten selbst sprechen
u lassen — die schöne Ceder war gefällt (S. 380)
nicht vom mächtigen Arm eines Edlen, sondern
von einer Kupplerinn und einem Trunkenbolde!!
Von einer Ceder läßt sich nun zwar nicht sagen,
daß sie zu ihrer eigenen Fällung das meiste beigetra-
gen; aber leider von Menschen gilt es nur zu oft,
daß sie Zerstörer ihres eignen Glücks sind, und dann
die Schuld auf andere wälzen wollen. P. hat Recht,
wenn er sagt, bei einem klügern Betragen stand
Bahrdten die glänzendste Laufbahn offen, er würde
jetzt Primarius der Universität, Decemvir, Prälat
zu Meißen und vielleicht gar Superintendent seyn.
Fuchs B. aber scheint zu verstehen zu geben, daß
er diese Traube nicht gemeckt habe; wenigstens sagt
er, sein Fall habe für die Erleuchtung der Welt
mehr Vortheil gehabt, als sein Emporsteigen je
hätte haben können. Er würde es niemand übel

nehmen, welcher behauptete, seine Unbesonnenheit habe im Plan der Vorsicht gelegen, um viele glücklich zu machen und zur Erkenntniß der Wahrheit zu bringen, und man dürfe das, was die katholische Kirche singt, o felix culpa, kecklich auf ihn anwenden. Soll ich es beweisen, daß dieses die Vorstellung ist, die wir uns nach seiner Absicht von der Sache machen sollen? Er findet es (S. 332) ganz augenscheinlich, daß die Vorsicht alle Versuche, ihn in Leipzig glücklich zu machen, vereitelt habe: denn es sey ihm wenigstens einleuchtend, daß er in Leipzig nie zu der Aufklärung, nie in den großen Wirkungskreis gekommen seyn würde, in welchen sie ihn geleitet, und zwar er vor Gottes Angesicht gewiß sey) zum nutzbaren Mann gemacht habe. Und doch ist das eben der Mann, dem seine größten und unbesonnensten Gönner es tausendmal ins Gesicht gesagt haben, daß seine Unbesonnenheiten Schuld wären, daß sie den nutzbaren Mann nicht anstellen und gebrauchen könnten.

So wie B. überhaupt wegen seines angeblichen einmaligen Fehltritts niemals die geringste Reue blicken läßt, so ahmt er auch völlig die Schamlosigkeit derjenigen Weibsbilder nach, die einmal ihre

hre verloren haben, und alsdann die Welt über-
den wollen, daß es überhaupt keine ehrliche Mäd-
den gebe. „Daß ich immaculatam juventutem *)
bis zu meiner Verheirathung behauptet hätte,
verlange ich niemanden zu bereden“ (es wäre
auch nach dem, was alle Welt weiß, und was so-
gar der Verfasser von sich selbst erzählt hat, ein
höchst possirliches Verlangen), „und es wird von al-
len hochwürdigen und hochehrwürdigen Herren in
Europa keiner verlangen, daß man's von ihm
glauben solle.“ Ist das nicht äußerst unverschämt?
Und kann ein Mann, der so unverschämt ist, die ge-
ringste Schonung verlangen?

Noch ein Beispiel eben dieser Unverschämtheit!
Da plaudert er (S. 352-360) viel von einem ge-
wissen Magister H., den er, weil er jetzt ein hoch-
berühmter Professor sey, nicht nennen wolle. Von

*) Dieses Bahrdtische Latein soll so viel heißen, als
reine Jungfrauschaft. Nach der Latinität
des Julius Firmikus könnte man es gar wohl durch
befleckte Jugend übersetzen, und diese hat denn
freilich wohl Friderions B. bis zu seiner Verheira-
thung, auch wahrscheinlich noch ein wenig später be-
hauptet.

diesem will er vervortheilt oder gar betrogen seyn — was geht dies das Publikum an? er kann ihn ja bei seiner Obrigkeit verklagen, wenn er gegründete Anbringungen an ihn hat — Das ist aber noch nicht genug, er weiß sogar, was M. H. mit dem ihm entzogenen Gelde gemacht hat. Hr. H., sagt er (S. 359) ganz trocken, hatte das Geld in Empfang genommen, und dem Wein- oder H... wirth zu lesen gegeben. Nach einem alten Sprüchwore suche niemand andere hinter der Thür, der nicht selbst mehrmals dahinter gesteckt hat.

Hr. P. hat uns die alte Anekdote von einem etwas muthwilligen Scherz, zu dessen Erfinder der Verleger der allgemeinen deutschen Bibliothek gemacht wird, aufbehalten (hier geh ich natürlich ein ꝛc.), und sogar den ehemaligen Kupferstich, der hernach zu so vielen Kopien auf Dosen ꝛc. Gelegenheit gab, wieder abdrucken lassen; B. hingegen, der doch voraussehen konnte, daß es manchem seiner Leser ein Gelächter abjagen würde — wozu er doch, wenn es auf anderer Kosten geht, gern das Seinige beiträgt — schweigt davon mäuschenstill, vermuthlich um uns glauben zu lassen, daß an seinen unanchertei Ausfällen gegen Hn. Fr. R. die dem ersten

Moralisten Europens so wenig ziemende Rachsucht keinen Antheil haben.

Folgendes Kupferstichs hat selbst Hr. P. nicht erwähnt. Man erinnert sich noch hin und wieder der Bibliothek der elenden Scribenten, die Klotz und Genossen 1768. herauszugeben anfingen, und die hernach von ihren Gegnern fortgesetzt ward. Die Vignette zum ersten Stück stellte einen Hasen vor, der sich im Spiegel besah, mit der Beischrift: obstupet ipse sibi, wodurch auf den jetzigen Herrn von Schirach gestichelt ward, welcher seine Uebersetzung von Marmontels Dichtkunst mit diesem unschicklichen Titelmotto durch einen lächerlichen Irrthum versehen hatte. Unter dieser Vignette ließ Klotz stechen: Schirach delineavit, Babo le jun. sculpsit. Ehe aber noch die Brochüre erscheinen konnte, erfolgte Babrdts Versöhnung mit Kl., und so ward die Unterschrift wieder wegradirt, auch vermuthlich ein oder ein Paar Bogen, worinn gegen B. etwas vorkam, kassirt *). Da dies eine der nächsten Folgen seiner Versöhnung mit Kl. war, so hätte er diese großmüthige Handlung seines wieder erlangten würdigen Freundes billig rühmen sollen

*) S. Allgem. Deutsche Biol. B. 10. St. 2. S. 124.

der hernach bei jeder neuen Schrift seiner Erfurtischen Kreatur so weidlich in die Trompeten stoßen ließ, als er vorher es drauf angelegt zu haben schien, dessen litterarischer Existenz das Garaus zu machen.

Irrt mein Gedächtniß mich nicht ganz, so ward in einem Klotzischen Journal oder in der Hallischen Zeitung damaliger Zeit Babridten sein Fehltritt contra sextum geradehin und bitter vorgeworfen. Ist dies, so wird dadurch das unwahrscheinlich, was B. erzählt, daß Kl. zu ihrer Wiederversöhnung schon acht Tage nach seiner Resignation den ersten Schritt gethan, und ihm über Naumburg ebenfalls der nächste Weg von Halle nach Leipzig durch eine Mittelsperson den Antrag dazu thun lassen. Klotz war nun sonst eben der Mann nicht, zur Aussöhnung die Hand zu bieten; aber einen reuevollen zum Kreuz kriechenden Sünder nicht zu verstoßen, dazu soll er weichherzig genug gewesen seyn. B. glaubte vielleicht, es beschimpfe ihn, wenn er den ersten Schritt gethan habe; folglich läßt er lieber Klotzen ihn thun. Genug das pax nobile fratrum ward versöhnt. B. weilete vier Wochen lang bei Kl., und ward in die Geheimnisse der Kunst be-

rühmt zu werden abgewehrt, die er von da an mit so gutem Erfolg und mit mehr als Klotzischer Stirne getrieben hat. Daß B's Aeltern in dieser Wiederversöhnung den Finger der Vorsicht so sehr, als ihr Erzgeberner, erkannten, wen sollte das nicht Wunder nehmen?

Eben diese Vorsicht hatte zwar die Godscheskÿ und ihre Pflegetochter als Werkzeuge gebraucht, Bahrdten in einen größern Wirkungskreis zu versetzen: weil sie aber mehr auf die Absicht als auf den Erfolg sah, so mußten beide ihren an dem Lieblinge des Himmels verübten Muthwillen büßen. Die erste mußte (S. 381.) durch ein langes Gefängniß elend werden. Die andre kam, ob sie gleich Galgen und Rad (o ho!) verdient hatte, leidlich durch, ward aber ein Paar Jahre darauf von den Würmern gefressen. Der mitleidige B. setzt hinzu: Meinerwegen *) hätte sie auch ruhig sterben mögen! Wie

*) Meinerwegen ist kein gutes Deutsch, und ich wollte dem Ritter von Zimmermann nicht rathen, sich ein ähnliches Wort zu Schulden kommen zu lassen, oder B. würde ihn züchtigen. Im zweiten Theile lassen sich die undeutschen und provinziellen Wörter recht. Da brußt Riebel S. 7., und hatinirt S. 8., führt seinen Freund in das süßeste Haus von ganz Erfurt S. 8., diesem kreckt der Kammerrath

chriſtlich iſt das? doch wäre es vielleicht noch chriſtlicher, ja ſo gar Bahrdtiſcher geweſen, des Ausganges dieſer beiden Perſonen gar nicht zu gedenken. Da B. in ſeinen neueſten Schriften keine andere Strafen der Sünden zugeſteht, als die unmittelbaren phyſikaliſchen Folgen derſelben, ſo können die Würmer unmöglich eine Folge von den erhaltenen oder vielleicht nicht einmal erhaltenen zehn Beſiſchen Louisd'or ſeyn: ja ſelbſt die Lebensart der Unglücklichen kann an der Krankheit unſchuldig geweſen ſeyn, an welcher oft fromme Perſonen ſterben.

Selmann S. 11. eine Schweinerei entgegen u. ſ. w. Das letzte Wort, welches vielleicht mit dem Niederſächſiſchen arbeien, laut ſingen und ſchreien, verwandt iſt, iſt B'n überhaupt ſehr eigen, und verräth ihn oft, wo er nicht verrathen ſeyn will. Es würde man um Beiſpiele aus dieſem Worte ſchon allein ſchlieſſen können, daß er der Verfaſſer des Kindvieginus ſey.

Vierzehnter Brief.

Klotzens Geschöpf in Erfurt.

Ich setze meine Anmerkungen auch über den zweiten Theil von Bahrdts Leben fort, ob ich mich gleich darüber minder weitläuftig auslassen werde.

B. befällt sich nunmehr in Degen und in der Haarbeutelperücke, nachdem er sich selbst nothanterisirt hat, so sehr auch einige der lieben Anverwandten diese Metamorphose beklagen. Klotz empfiehlt ihn an Riedel, der ihn allenthalben als einen Leipzigschen Exulanten einführt, welches B. wohl hätte verbitten mögen, wenn er nicht etwa mit seiner eignen Schande groß thun wollte.

Seiner eignen Erzählung nach hatte er keinen Gehalt. P. aber giebt ihm gleich vom Anfange an hundert Thaler.

Das Volmannische Haus, in welches ihn Riedel einführte, und wo er anfänglich als ein einfältiges und unschuldiges Kind erschien, aber sich bald

gelehrig zeigte (S. 9.), war von der Art, daß, wenn er nur irgend den Vorsatz hatte, sich zu bessern, wie sein Freund Schirach — der dies seine Lieblingsidee nannte, — er dasselbe ärger als die Pest würde geflohen haben. Böses hat er da niemals gethan, und sein Charakter (S. 12.) hat nichts verloren, (behüte Gott!) besonders in dem, was er Punctum puncti nennt; aber mit der herrschenden wilden Lebensart vertrug sich doch das fleißige Studiren, welches er, die Wahrheit zu sagen, so nöthig hatte, nicht gut. Da er aber doch einmal in diesem Hause so viel umsonst genossen hatte, so ist es auffallend, daß er von dem Genusse desselben ohne Theilnehmung, ja fast mit Frohlocken spricht. (S. 11.)

Wie zügellos Erfurt damals war, sah man aus dem ohngefähr um die damalige Zeit herausgekommenen Erfurtischen Zuschauer, der kaum ein halbes Jahr bestand, als er, wie man behauptete, wegen der nicht schlüpfrigen, sondern wirklich unzüchtigen und zügellosen Schreibart verboten ward. Ob B. oder wenigstens R. an dieser Wochenschrift Theil genommen, weiß ich nicht: doch habe ich mich gewundert, ihrer gar nicht gedacht zu finden, da sie mit Erfurts damaliger Charakteristik in sehr genauer Verbindung zu stehen schien.

Bei

Bei der Schilderung seiner Kollegen nennt er Riedeln einen bloßen schönen Geist, und spricht ihm gründliche und systematische Kenntniß der Philosophie ab. Gleichwohl ward Riedel als Philosoph nicht blos von seinem Jenaischen Lehrer Darics, sondern auch von andern nicht minder großen Weltweisen hoch geschätzt, wie ich denn z. B. weiß, daß selbst Crusius von ihm kein unvortheilhaftes Urtheil gefällt hat. Gerade als schöner Geist bedeutete Riedel weniger, wie jedermann weiß. In seinem Lehrbuche der schönen Wissenschaften hat ihm die Philosophie mehr Beistand geleistet, als die Schöngeisterei. Was die Lustmacherei betrifft, so fand er an B. einen gefährlichen Rival. (S. 38.)

Herr Herel hat Bahrdten wirklich ein Darlehn gemacht, wie man aus S. 90. sieht; aber er muß ihm auch wohl zuweilen dergleichen wieder abgemahnt, oder gar ein neues abgeschlagen haben: daher wird er nun als ein Geizhals geschildert, der, um kein Siegellack kaufen zu dürfen, die Siegel von Briefen sammelt, um sich eine Stange daraus zu drehen. Zur Steuer der Wahrheit muß ich sagen, daß, da ich Hn. Herel persönlich kenne, ich nie etwas ähnliches an ihm wahrgenommen, übrigens aber

verschiedene Briefe von ihm gesehen habe, deren Siegel gewiß nicht aus bereits gebrauchtem Lack zusammengesetzt war.

Unter den lutherisch theologischen Professoren zeigten sich die Herren Schmitt und Vogel bald als seine Feinde, ließen seine Kollegia nachschreiben u. s. w., welches B. in aller Einfalt auf die Rechnung der leidigen Orthodoxie setzt, ungeachtet ich ihn versichern kann, daß heterodoxe Lehrer diese Kunst nicht minder verstehen, und ihre gnädigen Chefs und Kuratoren mit unvollkommnen nachgeschriebenen Heften solcher Leute zuweilen belustigen, deren Aufkommen sie hindern wollen. Schmitt und Vogel erbaten sich über B's angebliche Irrthümer zu Wittenberg sowohl als zu Göttingen ein theologisches Responsum. Unter diesen mußte B'n freilich das Wittenbergische am meisten auffallen, und ist ihm denn auch so aufgefallen, daß Wittenberger *) seitdem bei ihm ein Schimpfname geworden ist. Nach dem Urtheile der allermeisten **) war es Hr. Bahrdten

*) Er hat, wie bekannt ist, so gar eine Note zur letzten Ausgabe seines neuen Testaments gemacht, worinn er die Wittenberger statt der verfolgungssüchtigen Juden setzt. Joh. 9. 22.

**) Man sehe z. B. die allgem. deutsche Bibl. B. 15 Stück 1. S. 5.

nicht ganz zu verdenken, daß er ein wenig empfindlich über die verdammende theologische Fakultät ward *); allein er hätte, wie jedermann urtheilt, wohl etwas gemäßigter zu Werke gehen können. Noch jetzt, sieht man, hat sich sein Eifer viel zu wenig abgekühlt, und er fühlt seinen Triumph, der schon damals so schwer nicht zu erwerben war, weil er theils die Lacher, theils die moderatern Theologen auf seiner Seite hatte, offenbar zu sehr, und kitzelt sich damit ganz ohne Noth. Das wichtigste bei der ganzen Sache war, daß sich bei B. durch die Noth, welche diese Angelegenheit ihm machte, die ersten Regungen des Hasses gegen Priester und Priesterreligion zu äußern anfingen, der endlich das unzerstörbare Triebwerk seines ganzen thätigen Lebens geworden ist. Nun komme noch jemand, und preise die Liebe als die wohlthätige Ursache so vielen Menschenglücks! Haß, Haß gegen Priester und Priesterreligion ist die fruchtbare Quelle, aus welcher durch den Kanal entweder von Bahrdts Dintenfaß, oder

*) Das Wittenbergische Responsum ist auf Schmitts Veranstaltung zu Arnstadt 1770. gedruckt erschienen; das Göttingische steht im 2ten B. der Bahrdtischen Briefe über die systematische Theologie. Samml. 2. S. 124. f.

von B's Indigenz so viel Segen über das Menschengeschlecht geflossen ist. Er versichert hoch und theuer (S. 531.), daß er höchst wahrscheinlich lebenslang der Orthodoxie treu geblieben, und nie der Gegner der positiven Religion geworden seyn würde, der er geworden und jetzt noch sey, wenn man ihn in Ruhe gelassen hätte. Wie mancher Apostat hat dies von sich gesagt!

In Erfurt gab B. außer dem bereits vorläufig von mir erwähnten Kommentar über den Malachi zuerst seine Doktordisputation heraus, worinn er den nichts weniger als neuen exegetischen Satz vertheidigte, daß Matth. 24. nicht vom jüngsten Tage die Rede sey, wie denn dies schon Baumgarten in Halle behauptet hatte, ungeachtet freilich ein gebornet Leipziger so etwas gedruckt zu debitiren noch nicht gewagt hatte. Aufsehen hat diese Doktordisputation nicht weiter gemacht. Man hat aber billig Ursach zu fragen, ob Hr. B. recht thut, daß er nunmehr, nachdem er so oft den Satz behauptet hat, das Christenthum und die natürliche Religion sey nicht im geringsten verschieden, und da er sich in keinem Stücke als ein Doktor der Theologie geirrt, ich sage, ob er recht thut, daß er noch immer den

titel eines Doktors der Gottesgelahrheit fortführt. Wenn ein Doktor der Arzneikunst sich überzeugte, daß alle Arzneikunst auf Charlatanerie hinaus laufe, würde er sich noch wohl weiter Doktor derselben wollen nennen lassen? Man weiß, wie böse Lessing ward, wenn man ihn Magister nannte. Eben so böse sollte B. werden, wenn man ihn Doktor der Theologie nennte. Wenn ein Magister Musquetier wird, so hört seine Magisterwürde auf (wir haben die beiden Magister Mausbeisen und Penzel gehabt); warum sollte ein Kaffeesieder nicht aufhören Doktor der Theologie zu seyn? Indessen will ich mich, was diesen Punkt betrifft, gern belehren lassen, und gebe zu, daß es jetzt mehrere Doktoren der Theologie giebt, die eben so wenig von der positiven Theologie halten, als D. B.

Bald nach Endigung des von Schmitt gegen ihn erhobenen Prozesses ließ er die lauten Wünsche des stummen Patrioten drucken *), welche Schrift er noch in Leipzig aufgesetzt zu haben behauptet. Das letzte Vorgeben ist äußerst unwahrscheinlich.

*) Nürnberg 1769. 8. vermuthlich schon in der Michaelismesse 1768.

Er will uns theils bereden, daß er manche im Erfurter Taumel ihm erst eingefallene Ideen schon in Leipzig gehabt, theils soll auch wohl dieses Vorgeben eine Entschuldigung der von jedermann gemißbilligten Späße und Possirlichkeiten seyn, von welchen das ganze Buch wimmelt. B. ward, vermuthlich durch seine eigene Waschhaftigkeit, bald als Verfasser bekannt, und bekam in Erfurt wegen der Titelvignette einen Rechtshandel, auf welcher zwar die Schriftstelle 1. Tim. 4, 14. (Alexander der Schmidt hat mir viel Böses bewiesen) stand, um die Leser auf seinen Gegner Schmitt hinzuweisen, Schmitt selbst aber mit einer Bischoffsmütze abgebildet war, so daß man es für eine Stichelei auf die katholische Geistlichkeit oder gar auf den Churfürsten von Mainz ansehen konnte. Um sich zu retten, gestand er, „er sey ein Pasquillant (S. 56.), und so kam er mit einem blauen Auge, d. i. mit einem Verweise und dreißig Gulden Gerichtskosten durch, freuete sich aber herzlich, als die Hinweisung auf Schmitt ein wenig bekannter ward.

Die Streitigkeiten, welche er seiner ihnen nachgeschriebenen dogmatischen Vorlesungen wegen gehabt hatte, gaben ihm einen Vorwand an die Hand,

die Herausgabe ſeines Kompendiums der Dogmatik zu beſchleunigen, ſo ſehr ihm dies auch von allen vernünftigen Leuten, und namentlich von D. Erneſti, widerrathen ward. Tellers Lehrbuch des chriſtlichen Glaubens war in vielen Stücken die Grundlage dieſer Arbeit, nur daß B. in manchen Dingen, wo T. frey herausgegangen war, die hergebrachte orthodoxe Lehre verfocht, in andern Stücken aber weiter ging, als Teller, weil dieſer es nicht ausdrücklich darauf angelegt hatte, von ſich reden zu machen, B. hingegen offenbar die Abſicht hatte, Aufſehen zu erregen. Gleichwohl gaben im Ganzen die Klügern dem Tellerſchen Buche bei weitem den Vorzug, und was am meiſten mißfiel, war die Ungleichheit der Ausarbeitung, indem exegetiſcher Aufwand (ich will ſagen, mehr Exegeſe als in ein Kompendium der Dogmatik gehört), homiletiſche Tiraden und akroamatiſche Steifheit in buntem Gemiſch unter einander lagen, ſatyriſche Ausfälle und Seitenblicke noch ungerechnet. Bei aller dieſer Unvollkommenheit erhielt aber das Buch doch viel Beifall, beſonders in Berlin, wo damals alles willkommen war, was von dem hergebrachten Lehrbegriff abwich, und wo man nur das daran tadelte, daß, da ſich doch der Verfaſſer einmal vorgenommen, recht weit

über den Zaun des Kirchengartens in das freie Feld der Heterodoxie hinaus zu springen, er darinn noch viel zu furchtsam verfahren sey. Aus zum Theil hernach anzuzeigenden Gründen hatte B. diese Dogmatik, die er, wie noch jetzt seine jedesmalige neueste Schrift, für das non plus ultra des menschlichen Forschens nach Wahrheit anzusehen schien, weit und breit herumgeschickt, oder doch in Briefen darauf aufmerksam zu machen gesucht. Dergleichen Briefe sandte er auch nach Berlin und erhielt darauf unter andern von einem O. K. R. die Antwort (S. 78.), daß man in Berlin mit ihm gar nicht zufrieden sey, weil zwar ein heller Kopf durchleuchtete, aber noch so viele Albernheiten des orthodoxen Systems beybehalten wären. Er ward dadurch belehrt, daß man ihn in Berlin für aufgeklärter halte, als er wirklich sey, und weil er wünschte, daß man, wo nicht anderswo, doch wenigstens in Berlin, mit ihm zufrieden seyn möchte, oder (mit seinen eigenen Worten) weil er die Partei der Aufgeklärten auf seiner Seite zu haben wünschte, so fing er an, die Blößen der positiven Religion aufzusuchen.

Der erste Theil dieses Kompendiums oder (wie der Titel sagt) dieses Versuchs eines biblischen Sy-

ſtems der Dogmatik erſchien in der Michaelismeſſe 1769. und ſo ſteht auch auf dem Titel, obgleich Hr. T. behauptet, es ſtände 1770. da. Der zweite erſchien 1770. Jeder war etwas über ein Alphabet ſtark, und beide koſteten zuſammen nur einen Thaler und einige Groſchen, da das viel ſchwächere Tellerſche Lehrbuch einen Thaler koſtete. Dies war eine Urſache mit, warum das Werk ziemlich ſtark gekauft ward. Erneſti in ſeiner Bibliothek, ja ſelbſt die allgemeine Deutſche, urtheilte nicht ungünſtig davon. Der zweite Theil hat vor dem erſten einige Vorzüge, auch in Abſicht auf Beſcheidenheit und kältern Vortrag. Manches Sonderbare kömmt freilich darin vor, z. B. wenn er ſich die Hoffnung macht, den Herrn Chriſtum einſt zu umarmen, wo er ſein werthes Ich ohne Noth ins Lehrbuch einſchiebt. Davids Ehebruch (dabei konnte eigenes Intereſſe ſeyn) ja ſo gar den Mord des Urias entſchuldigt er, und will daher keinen ſogenannten Rückfall erkennen, ſo wenig als in der Verleugnung Petri, von der ich eben ſchon einmal geſagt habe, daß er ſie jetzt vielleicht als ein Muſter von Weltklugheit anpreiſen würde. Wieder aufgelegt iſt dieſe Dogmatik eigentlich nicht; aber wohl ein neuer Abdruck (oder vielmehr Nachdruck) davon zu Eiſenach beſorgt wor-

den. B. zeigt dies im 4ten Theil ſelbſt an, indem er ſagt: ohne mein Vorwiſſen nachgedruckt, Eiſenach 1758. Das letzte ſoll vermuthlich 1785. heiſſen.

Wenn übrigens Hr. B. thut, als erſtreckte ſich die Wittenbergiſche und Göttingſche Kritik über das gedruckte Lehrbuch der Dogmatik, ſo hat er nach ſeiner Erzählung ganz unrecht. Das gedruckte Buch war ſchon verhanden, als Schmitt *) das Reſponſum abdrucken ließ; daher ward auch des gedruckten Buches auf dem Titel ſchon erwähnt, aber das Reſponſum ging ſicher nur auf die nachgeſchriebnen Hefte.

Im Jahr 1769. kam auch der erſte Theil von den Hexaplis des Origenes durch Bahrdts Beſorgung heraus, wovon aber die Vorrede ſchon 1768. geſchrieben war. Der zweite Theil erſchien 1770. und die Vorrede war von 69. Nach ſeiner eigenen Erzählung hat er darüber ein Jahr gearbeitet, welches wohl möglich iſt. Hätte er ein Paar Jahr mehr daran gewandt, ſo würde er dieſe neue Ausgabe

*) Dieſer Ehrenmann heißt im Hamburger, wo er auch als 1772. geſtorben angegeben iſt, Johann Balthaſar Schmidt, L. ſchreibt ihn aber immer Schmitt.

brauchbarer gemacht haben. Man hat daran vornämlich folgendes getadelt: 1) er hat die Noten so eingerichtet, daß man nicht sehen kann, ob er oder Montfaucon spricht, 2) er hat verschiednes aus dem Montfaucon weggelassen, sogar aus den Prolegomenen den Schematismus der sechsfachen Ausgabe des Origenes. Der Hauptmangel des Buchs aber ist, daß die Lexika des Montfaucon fehlen. Diese sollten von B. vermehrt und umgearbeitet den dritten Band ausmachen, welchen er aber, als das eigentlich Schwere bei der Arbeit, schuldig geblieben ist. Wäre er hinzugekommen, so würde alsdenn die Bahrdtische Ausgabe 6 Thlr. folglich ungefähr nur halb soviel als die Originalausgabe des Montfaucon gekostet haben. Jetzt kann man aus den angeführten Gründen die Originalausgabe noch immer nicht entbehren. Was B. de suibus hinzugefügt hatte, war fast von gar keiner Erheblichkeit, ob es ihm gleich ein leichtes gewesen wäre, aus den von Montfaucon vernachlässigten Anmerkungen des Drusius zugleich einen Auszug zu liefern. Er schilt, daß er für dieses seiner Rechnung nach 40 Bogen und einen mäßigen Oktavband betragende Werk vom Verleger nur 30 Thlr. erhalten habe: die Wahrheit ist, daß es wenigstens 80 Bogen sind, die, wenn sie

nicht einzeln gebunden werden, einen sehr starken Oktavband ausmachen. Wenn, wie es wahrscheinlich ist, der Verleger (Donatius in Lübeck) ein Exemplar der Montfauconschen Ausgabe zum Abdruck hergegeben hat, so ist 80 Rthlr. dennoch für das wenige, was B. geleistet hat, noch Geld genug, und ungeachtet des nicht schlechten Absatzes wird der Verleger nicht viel Seide dabei gesponnen haben. Vor der Hand ist übrigens dadurch eine neue Ausgabe des hexaplarischen Werks unmöglich gemacht worden, dergleichen z. B. der zu Wittenberg verstorbene Teutsche Schwestersohn, Christian Friedrich Schmidt, verhatte, der unstreitig in mancher Absicht etwas besseres würde geliefert haben, als B. Als ein aufrichtiger Geschichts- und Lebensbeschreiber hätte B. noch anführen müssen, daß Semler, der damals doch noch sein Freund war, in seiner bekannten Epistel an Griesbach de emendandis Graecis V. T. interpretibus eine gute Anzahl Winke von der schlechten Beschaffenheit der Bahrdtischen Hexaplen, obgleich ganz piano, gab.

Mit Beiseitesetzung dessen, was B. sonst im Jahr 1769. noch schrieb, wohin eine einzelne zu Mühlhausen gehaltene Predigt und seine Streit-

ſchrift gegen ſeinen Kollegen, einen andern Lutheriſch theologiſchen Profeſſor Vogel, unter dem Namen Avenarius, die Antwort an Profeſſor Schmidt, *) und endlich die mir gar weiter nicht bekannt gewordenen Obſervationes criticæ circa lectionem codicum MStorum Hebr. gehören, will ich nur noch von zwei in dies Jahr gehörenden Unternehmungen deſſelben reden. Das eine war ſeine Moraltheologie, das zweite die Briefe über die ſyſtematiſche Theologie zur Beförderung der Toleranz. Beide führen indeſſen das Jahr 1770. an der Stirne, ſo wie beide in dem Bahrdtiſchen Schriftenverzeichniſſe Th. 4. ins Jahr 1768. verſetzt werden.

Die Moraltheologie wird von einigen noch bis jetzt für B's beſtes Buch gehalten, mit denen ich nicht zu ſtreiten begehre. Er ſelbſt fertigt ſie ziemlich kurz ab, nennt den Inhalt den gewöhnlichen Schlendrian, rühmt aber doch, daß ſchon mancher geſunder Gedanke eingeſtreut und ſonſt manches beſſer gemacht worden, als bei andern Moraliſten. Aber der arme Mann mußte wohl kurz ſeyn, weil er etwas wichtigers auf

*) Im vierten Theil beim Bücherverzeichniſſe heißt er richtig Schmidt, nicht Schmitt.

dem Herzen hatte, nämlich daß auch dieſes Buch, gleich der Dogmatik, zu Eiſenach 1780. nachgedruckt werden, und der Nachdrucker leider! nicht gehängt iſt. „Daß wir noch keinen Galgen für die Nach„drucker haben,“ ſagt er (S. 82.) mit vieler Würde: „iſt der unwiderſprechlichſte Beweis, daß unſere „deutſchen Fürſten noch keinen Funken Liebe für „Gelehrte und Gelehrſamkeit haben, ſondern dieſe „Menſchenart betrachten, wie das Wildpret, das „ſich ſelbſt erhalten muß.“ Die ſpielende Vergleichung mit dem Wildpret bei Seite geſetzt, iſt hierbei viel zu erinnern. Erſtlich werden wir B'n unten ſelbſt als einen ſubtilen Nachdrucker antreffen, und er ſpricht ſich ſelbſt dadurch das fürchterliche Urtheil der großen Feldglocke gleich mit; zweitens iſt die Frage: ob ihm für die Erlaubniß einen bloßen unveränderten Abdruck der alten Moral irgend ein Buchhändler ein beträchtliches Honorar würde bezahlt haben? Drittens mag B. ja beten, daß die Fürſten nicht den Nachdruck verbieten, indem ſie wahrſcheinlich zu gleicher Zeit den Autoren es unter ebenmäßiger Strafe des Galgens verbieten werden, ihre Schriften an zwey Verleger auf einmal zu verkaufen *). Ich wünſche, wie B., gute Bücher-

*) Herr B. hat von Bahrdt (S. 254.): er verkaufte

polizei, aber ich dächte, er könnte sie nur in gewisser Absicht wünschen, in andrer müßte er sich davor fürchten.

Bei den Briefen über die systematische Theologie schien B. sich selbst zugerufen zu haben: duplex libelli dos est. Er lud alle deutsche Gottesgelehrten ein, mit ihm zu korrespondiren *), wobei er heilige Verschwiegenheit angelobte. Dies war eine gute Methode, theils unter den Flügeln des Adlers, wie dort der Zaunkönig, zur Unsterblichkeit zu reisen, theils auch für fremde Aufsätze Geld einzunehmen, bei welchem letztern Punkt jedoch B. seiner Art nach eine Schatzgräberrechnung machte, und sich mehr versprach, als die Sache dann eintrug. Auf das Versprechen der heiligsten Verschwiegenheit ließen sich viele Theologen, und darunter verschiedene vom ersten Range, wirklich verleiten, mit B'n in Briefwechsel zu treten, ungeachtet P. verü-

sein neuestes moralisches Werk auf eine sehr unmoralische Art à la Voltaire an zwei Buchhändler auf einmal!

*) Das Sendschreiben, welches das fünfte Stück der ersten Sammlung ausmacht, erschien gleich Anfangs besonders, als ein Sendschreiben an alle deutsche Gottesgelehrte.

chert, daß dieſe Briefe nicht dem Verſprechen gemäß vernichtet wären, ſondern ſich mancher davon, wovon er auch Beweiſe giebt, urkundlich in ſeinen eignen Händen befände. Es entſtand bald Mißtrauen, und die Briefe ſchloſſen 1772. ſchon wieder mit dem zweiten Bande, welcher wie der erſte aus vier Sammlungen beſtand. Das Unternehmen an ſich war nicht übel, und würde erſt bei weiterer Fortſetzung recht nutzbar geworden ſeyn. Was die meiſten zur Aufhebung der Korreſpondenz mit B. bewogen haben mag, iſt wohl die unglückliche Einmiſchung von Späßen und Hiſtoriettchen à la Bahrdt. Außerdem belehrt uns Hr. P., daß B. manches in den erhaltenen Briefen theils ausgelaſſen, theils gar geändert habe. Ob nicht noch ein Drittes geſchehen, nämlich ob B. nicht manchen an ihn gerichteten Brief, nach Art der Wochenſchriftſteller, ſelbſt verfertigt und untergeſchoben, iſt freilich eine Frage, die auch ſelbſt Hr. Pott zu beantworten nicht im Stande geweſen iſt. Daß P. übrigens nicht wohl gethan, manchen bisher unbekannt geweſenen Bahrdtiſchen Korreſpondenten namentlich bekannt zu machen, iſt wohl gewiß.

Während ſeines Aufenthaltes in Erfurt gab B. auch noch heraus, ohne daß es in dem Verzeichniſſe

ſeiner

r Schriften im 4ten Theil erwähnt wird: 1.
ſuch, das Herz eines Religionsverächters durch
ſtellung ſeines eignen Vortheils zu gewinnen.
zig bei Büſchel, 1771. Dieſe Schrift iſt, wie
) der Titel ſchon lehrt, nicht von ihm ſelbſt, ſon-
n er hat nur eine Vorrede dazu geſchrieben, wor-
er den unbekannten Verfaſſer, der ſein Freund
r, ſchaamlos lobt, ungeachtet es eine höchſt tri-
le Arbeit iſt. Ob der Verfaſſer ihm das Manu-
ipt geſchenkt, und ob es namentlich eine von den
beiten des Herrn von Gerſtenberg ſey, die ihm
ch B. 1. S. 358. die freimüthigen Betrachtun-
n über die chriſtliche Religion (um deren Hono-
rium ihn der oben beſchriebene böſe Profeſſor H.
achte) geſchenkt hatte, würde man unentſchieden
ſſen müſſen, wenn nicht Hr. Meuſel es in der drit-
n Ausgabe des gelehrten Deutſchlands und zwar
dem angehängten Verzeichniſſe der geſtorbenen
Schriftſteller bekannt gemacht hätte. 2) Ein äuſ-
rſt prahleriſches Avertiſſement von einer heraus-
ebenden kritiſchen Bibel, *) wovon Hr. P. S. 288 ff.
nit mehrerem nachgeſehen werden kann.

*) Merkwürdig iſt, daß dieſer geſcheiterte Liſche Plan einen Berliniſchen Gelehrten nicht abhielt, bald darauf einen Auszug aus dem Kennicot zu verſprechen,

Funfzehnter Brief.

Der wüſte Menſch verheirathet ſich.

Baſedow, welcher zur Kochkunſt eben ſo große Gaben in ſich verſpürte, als zum Friſiren und jedem Zweige menſchlicher Wiſſenſchaften und Kenntniſſe, hatte in Erfurt einen Speiſewirth anderer Profeſſoren abgegeben, und dabei allemal die letzte Zubereitung der Gerichte, die jederzeit äußerſt leckerhaft waren, ſelbſt über ſich genommen. Darüber war er in einige Schulden gerathen, und dieſen Schulden ſollte nun eine reiche Frau abhelfen. Die erſten Verſuche dazu waren nicht glücklich. Bald hatte der Gegenſtand der geldſüchtigen Bewerbung ſeinen Mammon zu lieb, und gab wenig Hoffnung, daß er die Verwaltung deſſelben dem neuen Herrn Gemahl überlaſſen würde; bald hatte die Dame, wie B. ſehr ſinnreich ſagt, eine Aehnlichkeit mit den Gewürzinſeln, ob er gleich dieſe Aehnlichkeit bei der

welches Unternehmen aber allgemein gemißbilliget ward.

inen — vermuthlich wegen eines Schadens an der Nase — etwas zu spät gewahr ward; bald war der Betrag des Vermögens nicht auszumitteln u. s. w. Endlich hörte er von einer Wittwe, die 6000 Rthlr. haben sollte, reiste durch den Ort ihres Aufenthaltes, ließ ihr einen Sitz in seinem Wagen anbieten, wenn sie etwa nach Mühlhausen mit reisen wollte, und die Partie ward nicht allein angenommen, sondern die schöne Sekretärswittwe nebst ihrer Schwester empfing unsern theuren Ehrenmann auch so freundlich, so freundlich, daß er, der im Beschreiben sonst eben so groß, als im Frisiren und Kochen ist, es schlechterdings nicht beschreiben kann. Schon Morgens um 5 Uhr langte er zu dieser Abholung an, und unterließ nicht, als man ihn ins Haus einzutreten ersucht und unbeschreiblich freundlich empfangen hatte, zu bemerken, daß seine Zukünftige bey dem Einschenken des Kaffees zitterte, welches seine Eitelkeit als einen Beweis ihrer plötzlichen Verliebung in ihn anzunehmen nicht ermangelte *); ungeachtet er

*) Madam B. hat jetzt durch ihren Herrn Bruder Beklagt gegen diese Erklärung protestiren, und läßt uns versichern, das Zittern sey daher gekommen, weil sie gesehen, daß B., den sie sich als einen bejahrten

von sich selbst bei dieser Gelegenheit anzumerken nicht vergißt, daß er keiner eigentlichen Geschlechtsliebe fähig sey. In Mühlhausen kam man bald zur gegenseitigen Erklärung, und der Mann von so großer Geld- und so weniger Geschlechtsliebe vergaß, sich nach dem Nothwendigsten zu erkundigen, und erlebte hernach das Herzeleid, daß die junge Frau an baarem Gelde nur 800 Rthlr. hatte, welche nach der Hochzeit in seiner Wohnung, wie er sehr rührend klagt, ihren armseligen Einzug hielten. Ist es verzeihlich, daß ein Mann, der blos des Geldes wegen heirathete, und bei den übrigen Bräuten so sorgfältig nach diesem Eins ist noth gefragt hatte, nun auf einmal so nachläßig verfuhr? Die neue Frau war doch gewiß ohne Schuld, denn da er sonst so viel Böses von ihr sagt, so würde er es gewiß nicht verschwiegen haben, wenn sie ihm sogleich zu mehr als 800 Rthlr. Hoffnung gemacht hätte. Ueberdem hat dieselbe (siehe Pott, S. 303.) ja in der Folge, ohne daß B. ein Wort davon sagt, einen Theil des ihrem Bruder vorgestreckten Capitals wieder erhalten. Ueber die Sächsische Justiz macht er sich bei dieser Gelegenheit auch her, weil

Mann vorgestellt, noch so jung sey. Nostrum non est, tantas componere lites!

sie seiner Frau nicht geschwinde genug zu dem Ihrigen verholfen, damit er davon ein Schloß in der Luft oder im Monde hätte erkaufen können. Er frage sich doch selbst, ob er, wenn 2000 statt 800 Rthlr. ihren Einzug in seine Wohnung gehalten hätten, um einen einzigen Pfennig reicher aus Erfurt nach Gießen gezogen seyn würde. Die Zahl derer, die dies nicht glauben wollen, ist groß.

Die junge Frau fand die Lebensart des lüsternsten Hauses in Erfurt (des Baßmannischen), in welches sie ihr Eheherr bald einführte, viel zu frei und gar nicht nach ihrem Sinne, so daß sie, als die Hausmannin ihrem Manne an den Hals flog, beinahe Konvulsionen bekommen hätte. Diese Eifersucht legt er ihr nun sehr übel aus, lobt aber dabei auf eine unverdächtige Art ihre eheliche Treue *); hin-

*) Eine einzige Stelle kömmt jedoch Th. 4. S. 277. vor, wo er das Gegentheil zu thun scheint: „Pott kam zu „Pfingsten (als B. im Gefängniß war), blieb über „Nacht, zeigte sich, wie meine Kinder sagen, in der „engsten Vertraulichkeit mit meinem lieben Weibe. An einer andern Stelle (S. 283.) sagt er, sein gutes Weib, das sehr an P. gehangen, habe sich bei einem Haare von demselben überreden lassen, nach Leipzig zu kommen, und gegen ihren Mann zu zeugen.

gegen sucht er sie nicht undeutlich in den Verdacht einer neidischen Unersättlichkeit zu bringen, die bei jeder Karesse, die er einem Frauenzimmer machte, oder von einem Frauenzimmer annahm, etwas von dem Ihrigen, wo nicht fürs Gegenwärtige, doch wenigstens fürs Künftige, zu verlieren fürchtete. In allen diesen zum Nachtheil seiner Frau lautenden Stellen bedient er sich immer des ironischen Ausdrucks: mein liebes Weib.

Es ist eine wirkliche Rechtsfrage, ob es einem Manne, der seine Frau gern los seyn will, erlaubt seyn sollte, seine Klagen über sie in den Schoos des Publikums auszuschütten. Ich bin schlechterdings der Meinung, daß, wenn diese Gewohnheit weiter um sich greifen sollte, die Obrigkeit schuldig sey, sich ins Spiel zu mischen, um den Unfug zu steuern. So weit ist B. ohnehin schon gegangen, daß er selbst über einen zu oft gebrauchten Lieblingsausdruck seiner Frau so bitter klagt, als wenn sie ihm dadurch das Leben unausstehlich gemacht hätte. (S. 135.) Sie sagte nämlich bei aller Gelegenheit, wenn sie ihre Unzufriedenheit mit einer schlechten Sache, einem schlechten Einfall, u. s. w. bezeugen wollte: Frikassee à la Kratch. Was ist nun das mehr? Ein

vernünftiger Mann würde ſeiner Frau vorgeſtellet haben, daß man ſich ſolcher Späße enthalten müſſe, die nur in der Familie, die den Aufſchluß dazu hat, verſtanden werden können. Eine Frikaſſee heißt ja doch ſelbſt im Franzöſiſchen ein Miſchmaſch; und wer alſo jenen Ausdruck der Madame Bahrdt hörte, dachte ſich dabei: das iſt ſo dummes Zeug, als Braſch vorzubringen pflegt, und dann nahm er ſich höchſtens die Freiheit, zu fragen, wer Braſch geweſen ſey. Jetzt wiſſen wir indeſſen den wahren Urſprung dieſes Lieblingsausdrucks. *) Es hatte jemand von einer ungereimten Sache geſagt: friaſſée à la broche (Frikaſſee am Spieß gebraten); das iſt nun eine nicht unrechte Bezeichnung von einem unvernünftigen und unſinnigen Unternehmen. Wäre B. ein vernünftiger und liebreicher Mann geweſen, ſo hätte er der Frau vorgeſtellt, daß ſie das Wort broche wenigſtens richtig ausſprechen müſſe, wenn ſie ſich nicht enthalten könnte, ſo oft mit dieſer Floskel um ſich zu werfen. Aber das that er nicht, vermuthlich um ſich über ſie aufhalten oder gar über ſie klagen zu können.

*) Aus Hrn. Wollands Schrift.

Sogar die Geheimniſſe der Brautkammer läßt er nicht unausgeſchwatzt. In den ganzen erſten vier und zwanzig Stunden nach der Hochzeit, ſagt er, war mir ſelbſt die anſtändigſte Unruhe, die Eheleute einander zu machen pflegen, durch einen mir noch unerklärbaren Zufall unmöglich geworden. Alſo nur ihm war ſie unmöglich geworden, und der Frau nicht? Die Frau hat ſo gut die Verbindlichkeit, dem Manne in den erſten vier und zwanzig Stunden einige Unruhe zu machen, als der Mann ihr? Lauter in der geſitteten Welt unerhörte Dinge! Ward es aber Hn. B. wirklich unmöglich, ſeiner Frau eine anſtandige Unruhe zu machen, ſo iſt der Fall ſo unerklärlich nicht, als er glaubte. Es ſoll ſchon oft geſchehn ſeyn, daß Männer, die z. B. eine Maitreſſe gehabt, und dann wieder zu heirathen beſchloſſen hatten, nach einer Enthaltſamkeit von ein Paar Wochen ſich zu Erregung einer etwas ernſthaften Unruhe unfähig gefühlt haben; ſelbſt bei Wittwern ſoll dies öfters der Fall ſeyn. Herr B. hatte nun zwar keine Maitreſſe gehabt, und eigentlicher Wittwer war er auch nicht: ob aber nicht, nach dem, was uns Herr P. erzählt, kurz vor der Hochzeit eine acht- oder vierzehntägige Enthaltung bei ihm ſtatt gefunden, das iſt eine andere Frage, die Herr B.

nicht übel nehmen kann, da die Beantwortung mit Ja eine gute Hypotheſe zur Erklärung des quaſtionirten Problems abgiebt.

Sechzehnter Brief.

Theologiſche Doktorpromotion.

Ich habe ſchon neulich geäußert, daß meiner Meinung nach B. nie die theologiſche Doktorwürde hätte annehmen ſollen, weil die Leipziger Mordgeſchichte (wie er ſie nennt) etwas zu ruchbar geworden war. Sein Vater — auch der hätte der heiligen Theologie wohl die Ehre erweiſen können, ſie mit Anmuthung der Aufnahme eines ſolchen Doktors zu verſchonen — beſann ſich, daß Doktor Kießling in Erlangen immer Geld brauchte, und es gern nahm, ſo oft ers mit Ehren haben konnte, daß alſo in Erlangen eine ehrenvolle Simonie eher ſtatt haben würde, als anderswo, — und er hatte ſich nicht geirrt. Kießling ſchlug ein. Man erließ dem Kandidaten das gewöhnliche mündliche Examen, dem

sich derselbe Lüzer hätte unterwerfen sollen, und schickte ihm blos eine Anzahl theologischer Fragen zu, die er beantworten, und, daß solches ohne jemands Beihülfe *) geschehen, coram notario eidlich erhärten sollte. Er genügte diesem Begehren so, daß er einige Bogen voll über die verlangten Fragen schrieb: aber er that auch noch mehr, als begehrt war, nämlich er vertheidigte seine Inauguraldisputation, zwar nicht in Erlangen, aber doch in Erfurt. Das lezte war nun sonderbar. Eine Inauguraldisputation muß entweder gar nicht oder an dem Orte, wo die Inauguration eigentlich vor sich geht, vertheidigt werden. Als im Jahr 1736. in Halle die sechs sogenannten Verdoktoren gemacht wurden, vertheidigte Baumgarten und einige andre hinterher ihre Inauguraldisputation; und doch waren diese selbst nicht Inauguraldisputationen in eigentlichem Verstande. Durch das Doktordiplom zeigte sich B., wie er glaubt, berechtigt, alle und jede theologische Vorlesungen zu halten, und sich den ordentlichen Professoren darinn gleich zu stellen. Um zu sagen, ob er hieran recht glaubte, müßte

*) Ohne Zuthun eines Mannes sagt der witzige B., vermuthlich, um sich der reinen und unbefleckten Jungfrau gleich zu setzen.

man die Verfassung der Erfurtischen Universität näher kennen. Auf vielen Universitäten ist, und zwar von Rechts wegen, ein bloßer Doktor der Theologie weniger, als ein extraordinärer Professor derselben, eben so wie ein Doktor der Rechte weniger ist, als ein extraordinärer Professor der Rechte. Nun darf auf manchen Universitäten (z. B. so viel ich weiß, in Halle) ein Extraordinarius nicht geradehin *) die Dogmatik und Polemik lesen; und wenn also Erfurt gleiche Gesetze hat, so war es noch immer Unrecht, wenn der neugemachte Doktor sich alles zu lesen herausnahm.

Den Doktoreid hat er coram notario geleistet, und darinn, wo nicht auf die symbolischen Bücher, welches, wie ich hoffe, in Erlangen nicht nöthig ist, doch auf die Bibel geschworen. Nun vermengt B. die Bibel offenbar mit den Theologen, und hält sich daher so wenig verpflichtet, der Bibel zu glauben, als den Theologen. Einen Beweis davon giebt seine eigene Erzählung von seiner Doktorwerdung. Denn er

*) Auf einer berühmten Universität las ein beliebter Professor Extraordinarius über die Beweisprüche, nannte sein Collegium die Topik, und es war im Grunde die Dogmatik.

ſagt, er habe ſchon damals an das von den Theologen gedichtete Schauſpiel des jüngſten Tages nicht mehr recht geglaubt. Es iſt doch ein großer Unterſchied, das Schauſpiel des jüngſten Tages erdichten, und eine Stelle auf den jüngſten Tag ziehen, die nicht darauf gezogen werden kann. Einen jüngſten Tag und ein Weltgericht glaubte B. noch bei ſeiner erſten Herausgabe des Neuen Teſtaments, folglich auch das Schauſpiel deſſelben, das Matth. 25, 31. ff. beſchrieben, und folglich nicht von den Theologen, ſondern, wenn einmal eine Erdichtung vorgegangen ſeyn ſoll, nur von dem Evangeliſten erdichtet ſeyn kann.

Hat nun B. ſeit einiger Zeit die Meinung angenommen, daß des Matthäus Nachricht von dem jüngſten Gericht erdichtet ſey, ſo muß er der Univerſität Erlangen den Doktortitel zurück geben, und ſich ſeines Eides gut erklären laſſen.

Siebenzehnter Brief.

Blühende Aussicht in Gießen.

B. wird nach Gießen berufen, — eine Epoke, in welcher Hr. Pott den ersten Theil seines nun vermuthlich unvollendet bleibenden Werks abgebrochen hat. Die Veranlassung dazu hat B. weder richtig angegeben. Doktor Bechtold zu G. wollte gerne einen Collegen, der schon in der Welt Aufsehen gemacht hätte, auf solche Art erhalten, daß derselbe sich gefallen ließe, ihm selbst nachzustehen. Diesen Mann fand er an B. Er intaminirte alles fein theologisch, und er that, was die meisten Theologen unter gleichen Umständen thun würden, er erkannte Bahrdten für völlig orthodox, eben so wie jeder Heterodox sicher erwarten kann, von jedem orthodoxen Mann und seiner orthodoxen Frau für einen würdigen und orthodoxen Schwiegersohn erkannt zu werden, so bald er nur eine ansehnliche und Geld bringende Bedienung hat, ein guter Wirth ist, und der Tochter gefallt. Bechtolden arbeitete sein hy-

perorthodoxer älterer Kollege Benner aus aller Macht [illegible], aber ohne etwas ausrichten zu können. Dieser Benner, ein geborner Gießner, war, wie die ganze Welt bezeugt, ein sehr beißiger, neidischer und heimtückischer Mann, der große Liebe zur polemischen Theologie hegte, und mit Zinzendorf, Loen und andern manchen Speer gebrochen, auch, wie B. versichert, eine gute Anzahl seiner Kollegen, selbst den Kanzler Pfaff, der doch ein zähes Leben hatte, und sich auf das Beißen und Verletzern, ungeachtet seiner für die damaligen Zeiten wirklich großen Aufklärung, besser als tausend andere verstand, zu Tode geärgert hatte. Wer Benners kannte, vermuthete gleich, daß es zwischen ihm und Bahrdten unmöglich friedlich zugehen könnte, und man sah diese Muthmaßung bald bestätigt. Uebrigens ist es falsch, was B. sagt, daß Benner damals bereits 80 Jahr alt gewesen. Er war höchstens 72, dabei aber noch sehr munter und lebhaft, übrigens spöttisch, grob und gebieterisch, wie ehemals fast alle alte Theologen. War es unter diesen Umständen ein Wunder, daß er theils die Leipziger Mordgeschichte aufwärmte, freilich aber sie ganz anders als Mordgeschichte behandelte, und nachstdem in Bahrdts Schriften nach Ketzereien

jagte,' wo für einen guten Jäger an dergleichen Wildprett kein Mangel war?

Ein neu ankommender Kollege pflegt den andern zu besuchen, und muß es des Wohlstands wegen thun. Also wird unser theurer Gottesmann auch wohl Bennern besucht haben, und wir würden ihm hundert feiner Episoden schenken, wenn er uns das erste Gespräch, welches zwischen ihm und Bennern vorfiel, erzählt hätte. Diejenigen, die Bennern kannten, würden bald urtheilen können, ob ihm das Gespräch ähnlich sehe. Aber B. ist schlau; er erzählt lieber Gespräche, die bald nach Christus Gebürt vorgefallen seyn sollen; soll er hingegen ein Gespräch aus neuern Zeiten darstellen, so ist eine von den redenden Personen immer Er selbst, und die andre ein obskurer Mann, dessen Denkens- und Sprechart niemand kennt, folglich auch niemand beurtheilen kann. Persönlich gekannt, scheint er Bennern zu haben, weil er von seiner Physionomie redet; allein daraus folgt noch nichts für persönliche Zusammenkunft. Ein Mann von Benners Dreustigkeit würde bei dieser Gelegenheit wirklich dem neu Ankommenden manche Aufbehaltens werthe Dinge gesagt haben, die man von der Hand des Meisters,

selbst mit etwas Kleister überzogen, wieder erzählt nicht ungern würde gelesen haben. In einigen Respekt hat sich Benner bei ihm unsretia gesetzt. Woher sonst die wirklich übertriebenen Lobsprüche *) auf ihn? Wer in der ganzen Gotteswelt hat jemals Bennern, wenigstens aus seinen Schriften, für einen guten Kopf, einen Satyriker und sogar für einen guten Lateiner erklärt? für alles dies hält ihn der scharfsinnige B. Aber auf der andern Seite, wie oft bezeugt er seine fast kindische, oder mehr als kindische, nämlich boshafte und, ich möchte fast sagen, pöbelhafte Freude darüber, daß Benner theils wegen des guten Erfolges der Antrittspredigt, theils wegen jeder andern glücklichen Begebenheit, die ihm, seinem nunmehr erklärten Widersacher, wiederfuhr, einen lange währenden Durchfall bekam. Wäre Wahrdt Sohn eines niedrigen Handwerksmanns oder von ähnlicher Herkunft, die eine frühere Bildung zur schlechten Denkungsart vermuthen ließe, ich würde ihm vergeben. Aber dem Sohn eines angesehenen Geistlichen vergebe ich sie nicht.

*) B. scheint irgendwo zu verlieren zu geben, daß Benner eines Bauers Sohn gewesen. Für einen solchen hätte er doch weit genug gedacht!

nicht. Es ist bei Leuten, welche alt werden sollen, ein sehr gewöhnliches Phänomen, daß sie den Durchlauf bekommen, so bald sie sich geärgert haben. Ich glaube auch gar gern, daß Benner sich darüber geärgert hat, daß seine Gemeine den neuankommenden Ketzer gern hörte, und noch mehr, daß der Hof ihn schützte; auch das glaube ich, und halte es für verzeihlich, daß andre des fleissigen Stuhlganges öffentlich spotteten; aber wie Bahrdt dies, ohne sich zu erniedrigen, thun könne, das begreife ich nicht.

Von seinem eigenen Betragen, wie er Bennern und dessen Wuth gegen sich erregt, sagt B. wohlbedächtig kein Wort; daß er es aber an Reizungen — sehr unbedächtig — nicht habe fehlen lassen, davon haben wir leider! ein auffallendes Beispiel. Wir haben oben gesehen, wie er sich nicht begnügte, wider das Wittenbergische Responsum geschrieben, und sogar, wie P. meldet, einen unschicklichen Brief an die theologische Fakultät geschrieben zu haben, sondern die Wittenberger sogar in eine Note zu seiner Uebersetzung des neuen Testaments brachte. Bennern hat er sogar in den Text gebracht. Er erzählt uns (S. 144.), Benner habe die Gewohnheit ge-

habt, die Anschlagung der Betglocke immer auf der Straße zu erwarten, und alsdenn mit vieler anscheinender Frömmigkeit sein Gebet mit dem Hute vor dem Gesichte öffentlich vor den Augen der Stadt zu verrichten. Vergleichen Sie nun damit die Bahrdtsche Uebersetzung Matth. 5. 5. „Auch „bei eurem Gebete hütet euch vor der prahlenden „Andacht. Macht es nicht wie jene, die sich darauf legen, die Betglocke in den Synagogen oder „an der Ecke einer Straße abzuwarten, und dann „stehen zu bleiben, (um) in ihrer Andacht von allen Menschen bemerkt zu werden. Ich sage „auch, die Andacht dieser Leute hat keine Belohnung zu hoffen, als die, welche sie bereits hat, „die Bewunderung des Pöbels." Man nehme dazu, daß derjenige, der so unenthaltsam und unbedächtig schrieb, nicht enthaltsam und bedachtig genug war, einen seiner Meinung nach so außerordentlich witzigen Einfall zu verschweigen. Vielmehr sieht es B'n sehr ähnlich, daß er ihn noch viel früher herumbrachte, als die Uebersetzung des Neuen Testamentes erschien, und daß also Benner, den sonst die Bannstrahlen des Hofes schon furchtsam gemacht haben würden, vermuthlich daraus eine Veranlassung nahm, gegen die Uebersetzung Lerm zu

ſen, die er ſonſt vielleicht verſchont hätte. Das
ſen über Benners Moral, welches er ſelbſt (S.
3.) als eine Unvorſichtigkeit eingeſtehet, trug
ch viel zur Erbitterung bei.

Auf den Erfolg ſeiner Anzugspredigt thut ſich
. etwas rechts zu gute, gerade als wenn dergleichen Erfolge ſo etwas ſeltenes wären. Ich bekümmere mich um Antrittspredigten ſehr wenig; und doch weiß ich Beiſpiele genug, wie Gemeinen, die ganz gegen einen neu antretenden Lehrer eingenommen waren, auf einmal ganz für denſelben umgeſtimmt wurden, wenn er nur eine dem Orte und den Umſtänden angemeſſene Antrittspredigt hielt. Gemeiniglich erreichten diejenigen ihren Zweck am beſten, die blos mit oratoriſchem, hochtrabendem und folglich mehrentheils unverſtändlichem Wortgepränge das Ohr der Zuhörer zu füllen ſuchten, wiewohl mir auch einige wenige Beiſpiele vorgekommen ſind, wo die Sprache von Herz zu Herz Herzen gewonnen hat. Von welcher Art B's Predigt war, läßt ſich, da ſie, ſo viel ich mich beſinne, in keiner Predigtſammlung des Verfaſſers gedruckt iſt, nicht beſtimmen. Er wird aber von keiner ſeiner Predigten erweiſen können, daß ſie einen vorzüglichen Beifall einſichtsvoller Kunſtrichter

erhalten habe, und um so weniger hat er Ursache, auf eine so außerordentlich gewöhnliche Wirkung einer Antrittspredigt stolz zu seyn, und sich einzubilden, (S. 146.) daß nie ein Sieg so glanzvoll, noch nie von einem Ketzer über einen Orthodoxen sey errungen worden. Man muß sehr einfältig seyn, wenn man nicht einsieht, daß gerade bei einer Probe- und noch vielmehr bei einer Antrittspredigt die Verlegenheit am allererſten scheitern könne. Ohnehin gesteht B., daß er den ihm sehr unschuldig und von der Klugheit geboten geschienenen Kunstgriff gebraucht habe, den Namen Jesus recht oft ertönen zu lassen, und eine recht christliche oder Christusvolle Predigt zu halten. Ungeachtet dieses Kunstgriffs, den ein wirklich beredter, und, noch mehr, ein wirklich ehrlicher Mann verschmäht haben würde, strahlte aus Bahrdts Augen, wie er versichert, hohe Andacht, ward in seiner bebenden Stimme hörbar; gewann die ganze Gemeine und wandte das ganze Volk um. Man sollte glauben, ein Kandidat erzähle die Wunderwirkungen seiner ersten Predigt. Manchem entfiel sogar eine Thräne, sagt er; gerade als wenn das nicht so mancher Kandidat von seiner ersten Predigt auch rühmen könnte, und rühmte.

Es scheint eine Art von Ehrlichkeit und Bescheidenheit zu seyn, wenn B. zur Verringerung seines Triumphs sich (S. 100.) einen mittelmäßigen Deklamator nennt, und uns erzählt, daß in Gießen und dessen ganzem Umkreise kein erträglicher Prediger zu hören und zu sehen war. Benner krähte wie ein Hahn, und Bechtold hatte nur zwei Töne, welche zwei Oktaven (o ho!) aus einander waren. Wie schicke sich aber dies zu dem sonderbaren Ausrufe: (S. 148.) „O möchten doch junge Kandidaten, die dies lesen, dieses merkwürdige Beispiel zu Herzen nehmen, und hier lernen, was für Wunder die äußerliche Beredtsamkeit thut.“ Wer triumphirt, wenn er Zwerge überwunden hat? Aber die ganze Nutzanwendung läuft am Ende darauf hinaus, daß die Kuratoren von Schulen und Universitäten (S. 149.) Anstalten machen sollen, jungen Leuten Deklamation und Aktion beizubringen, damit sie (nach ihren begangenen auffallenden Ausschweifungen) den Beifall einer gedankenlosen Gemeine durch eine Antrittspredigt gewinnen, und ihre orthodoxen, wie Hähne krähenden oder nur zwey Töne habenden Gegner aus dem Sattel heben können.

Nach der Predigt machte B. einen Bock, daß er den Segen sang; und doch hatte er Bechtolden

gefragt, wie der Segen in Gießen gesprochen werde? Soll man demjenigen, welcher fragt, wie der Segen gesprochen werde, darauf antworten, er werde gesprochen und nicht gesungen? Es zeigt wenigstens eine große Unwissenheit an, wenn man nicht besser zu fragen weiß. Und nun veredete uns B. lieber gar, Bechtold habe dies mit Fleiß so eingerichtet, um ihn eine Unschicklichkeit begehen zu lassen.

B. konnte von Glück sagen, daß man ihn in Gießen annahm; hinterher war er aber doch nicht ganz zufrieden, daß er den Rang unter Bechtolden bekommen hatte, und meint, wenn er es nur ordentlich angefangen hätte, so würde er gewiß demselben vorgezogen worden seyn und die zweite Lehrstelle erhalten haben. Wahrlich, er spricht wie ein Kind. So wie er es darauf angelegt hätte, Bechtolden vorzuspringen, so war dieser sein Feind so gut als Benner; und wenn sie mit vereinigten Kräften sich seiner Berufung widersetzt hätten, so wäre wahrscheinlich aus der ganzen Sache nichts geworden.

Als Beisitzer des Consistoriums lernte B. zwei wichtige, die auf dem Vogelsberge gelegenen 13 Dorfschaften betreffende statistische Nachrichten, daß

dort bei der schmalen Kost und den dadurch möglich gemachten frühern Heirathen keine Hurerei vorfällt, und daß der Bauer dafür sich auf den Fuß setzt, nie mehr als zwei Kinder am Leben zu haben, und erst wieder ein neues zu zeugen, wenn eins von den beiden stirbt, und das aus der Ursach, weil das dritte lebende Kind der Landesherrschaft leibeigen seyn würde. Ob das alles so ganz seine Richtigkeit hat, mögen Personen untersuchen, welche dem Vogelsberge näher leben. Ich will hier blos anmerken, daß B. aus Gedankenarmuth die letztere Posse aus seinem Rindviehgaus übertragen hat, wo die Bauern eines gewissen Ländchens sich nie über drei lebende Kinder halten. Ist ihm aber dabei nie eine Anwendung auf sich selbst eingefallen? Sprach er nie zu sich selbst: Siehe, du unenthaltsamer B. wie sehr diese armseligen Bauern über dich erhoben sind! Bekannter mit den Freuden des Ehestandes, als du in deinen extraordinairen Professorjahren zu Leipzig warst, beweisen sie aus bloßer Menschenliebe mitten im Ehebette mehr Gewalt über die Leidenschaften, als du in der Hainstraße bewiesest, da eine gemeine Dirne dich lockte. — So hätte B. zu sich sprechen können; aber ich glaube, er liebt die Anekdoten an sich selbst nicht sonderlich.

Wenn D. Bechtold etwa gestorben ist, so muß ich es in den gelehrten Zeitungen übersehen haben. Ich glaube also, er lebt noch. Aus der kühnen Art, wie B. von ihm spricht, sollte man denken, er müßte todt seyn. Wenigstens läßt sich kaum begreifen, wie er alsdenn zu so manchen Dingen, die B. ihm Schuld giebt, still schweigen könne. Doch vielleicht hat er in einer Schrift protestirt, die mir nicht zu Gesichte gekommen.

Viel gelinder geht B. mit dem lächerlichen und allgemein für lächerlich erkannten Ouvrier *) um; auch von Prof. Schulz, von dem doch viel zu sagen seyn mußte, sagt er weiter nichts, als daß er Benners jüngste Tochter, ihrer seltenen Fleischigkeit halber, gecbelicht, ihn ausgeforscht, und jedes unbehutsame Wort seinem Schwiegervater zugetragen, und so zu neuen Zänkereien Gelegenheit gegeben habe.

Was sagen Sie zu der egoistischen Stelle (S. 176.) die wieder einen schrecklichen Egoismus verräth: „der Kanzler Koch theilte mir alle seine gelehrten Arbeiten mit, und fragte mich in Dingen um „Rath, die ich verstand, und wo Scharfsinn, phi-

*) wanns gelegentlich nennt er ihn S. 194. einen armen Sünder.

„losophischer Blick, Sprachkenntniß, Geschmack,
„u. d. gl. erforderlich war?“

Ich komme jetzt auf B's Gießensche Schriftstellerei, wovon er sehr selbstgefällig (S. 188.) sagt: Ich habe in Gießen viel geleistet. Wir wollen sehen, was es ist. Erstlich zwei Predigtsammlungen, nach orthodoxem Zuschnitt, um Venners Ketzermacherei zu nichte zu machen. Er lobt an der einen den populären Ausdruck, und die lichtvolle Darlegung der Begriffe. Andre fanden beides noch nicht. Bahrdts Styl fing erst etwas später an, ganz genießbar zu werden. Dann kömmt er auf seinen apparatus criticus veteris testamenti, ohne sich merken zu lassen, daß die Kritiker damit, wie sie es auch gegründete Ursache hatten, sehr unzufrieden waren. Wer kann in einem solchen Fache von einem Manne etwas erwarten, dem es nur auf das Honorarium ankömmt, und der darüber seufzt. (S. 191.) daß ihm eine halbe Seite dieser Arbeit kaum acht Batzen einbrachte, ob er gleich über dieser halben Seite eine ganze Stunde zugebracht hatte. Nun folgt die Allgemeine theologische Bibliothek, wo das Geständniß, (S. 192.) daß er dadurch das Vergnügen genossen, mit der neuesten theologischen

Litteratur bekannt zu werden, sehr naiv ist. Noch komischer ist, was gleich folgt: Hier endlich hatte ich Gelegenheit, die liebe Orthodoxie auf eine kostenlose Art zu züchtigen, und mich wegen der vielen Verdrüßlichkeiten schadlos zu halten, die sie mir verursacht hatte. Er muß übrigens glauben, daß sich die von ihm herrührenden ersten vier Bände dieses Journals selbst loben, denn er lobt sie sehr wenig. Die Wahrheit ist, daß bei aller darinn herrschenden Freyheit und Impertinenz doch manchem armen Sünder die Wahrheit gesagt, und nicht selten über Sachen, wo andere nicht mit der Sprache heraus wollten, zuerst frei geurtheilt ward.

Die Homiletik, die er schrieb, war nicht ganz ohne Vorzüge. Man sahe den Nachahmer von W. Abr. Tellers ganzer Pflicht des Predigers ein wenig durchblicken, und selbst mit des Zeizischen Tellers Manier wollte die Allgemeine deutsche Bibliothek einige Aehnlichkeit entdeckt haben.

Von dem Entwurf einer unpartheiischen Kirchengeschichte ist das gelindeste, was man sagen kann, daß man nichts vorzügliches daran fand. Das ist doch noch aufrichtig, daß er gesteht, daß er sich dabei von Cruesischen Heften leiten ließ. Aber es

ſcheint, Erneſti ließ ſich zu der Zeit, als dieſe Hefte nachgeſchrieben waren, nur über weniges frei heraus.

Der Verſuch, den proteſtantiſchen Lehrbegriff zu verbeſſern, oder, wie der Titel eigentlich heißt: Vorſchläge zur Aufklärung und Berichtigung des Lehrbegriffs unſerer Kirche, war, wie er zu erinnern vergeſſen hat, weiter nichts, als eine Fortſetzung der Briefe unter einem andern Titel. In der Vorrede behauptet er, acht Mitarbeiter zu haben, welches vielleicht Rodomontade war. Es kam noch ein Anhang dazu heraus, und damit hatte das Lied, vermuthlich eben wegen des Mangels an Mitarbeitern, ſchon wieder ein Ende.

Ein Freigeiſt, welcher durch Gießen reiſte, hatte ihn von der Verſöhnungstheorie zurück gebracht (S. 210 ff.), als er den Entſchluß faßte, das neue Teſtament, welches er aber damals noch (S. 236.) für göttlich hielt, zu überſetzen, und es für Orthodoxie unbrauchbar zu machen. Das hat er denn freilich auch redlich geleiſtet; jeder Unpartheiiſche aber wird eingeſtehen müſſen, daß es doch immer ein unredlicher Verſatz eines Ueberſetzers ſey, das überhaupt nur in ſeinen Plan zu bringen, daß er Beweisſtellen gefliſſentlich wegüberſetzen (ich will ſagen,

durch seine Uebersetzung zu fernern Beweisstellen unbrauchbar machen) wolle. Es sey mir erlaubt, dies durch ein Beispiel des Wertheimischen Bibelübersetzers, der, wie Bahrdt, ein guter Kopf war, zu erläutern. Schmidt — so hieß, wie bekannt ist, der Wertheimer — ärgerte sich, daß einige Theologen aus der Segensformel (der Herr segne dich, der Herr lasse sein Angesicht über dich leuchten, der Herr hebe sein Angesicht auf dich) die Dreieinigkeit oder vielmehr nur das Daseyn dreier göttlichen Personen beweisen wollten, welches freilich nicht recht war. Aber statt ihnen selbst zu überlassen, sich von dem Ungrunde ihrer Auslegung zu überzeugen, wollte er es ihnen lieber unmöglich machen, ihre Erklärung auf irgend eine Art in den Text hinein zu tragen, und daher gab er lieber folgende sichtbar falsche Uebersetzung: „Bringe Aaron „und seinen Söhnen den Befehl, wenn sie den Se„gen sprechen wollten, so sollten sie eine von folgen„den Formeln gebrauchen: der Gott Jehova wolle „euch allezeit Glück und Segen geben ꝛc.; oder: der „Gott Jehova wolle euch in seiner Gnade erhalten ꝛc. „oder auch: der Gott Jehova wolle euch seiner Gnade „würdigen." Nun war die Stelle für die Orthodoxie völlig unbrauchbar gemacht; aber waren auch die

Pflichten des Ueberſetzers erfüllt? Man kann nicht ſagen, daß B. ſich den Wertheimer zum Muſter genommen hat: aber er hat eben das gethan, was jener that. So überſetzt er z. B. Joh. 1. v. 1. „Da „war (beim Entſtehen dieſer Welt) nur Gott und „der Logos," ſtatt: der Logos war Gott. Dazu macht er dann eine Note, worinn er ſagt, er werde dereinſt in ſeinem Kommentar ein mehreres ſagen, um dieſe Lesart zu beweiſen. Ja freilich dereinſt; denn dieſer Kommentar iſt nie geſchrieben, hat auch vermuthlich nie geſchrieben werden ſollen, ſondern der liebenswürdige Mann wollte ſich nur bey einer von den Orthodoxen für unumſtößlich gehaltenen Stelle ein Späßchen machen. In Berlin fand die damals herrſchende Parthei den Spaß auch wirklich ſehr ſinnreich, und wahrſcheinlich würde man viel Weſens daraus gemacht haben, wenn nicht eben damals ein Berliner die Entdeckung gemacht hätte, daß die erſten vierzehn Verſe des Evangeliums Johannes vom Origenes irgendwo für unächt erklärt worden, oder Origenes wenigſtens geſagt habe, ſie ſtehen in den Abſchriften einer gewiſſen Parthei nicht. Dieſer Behauptung fehlte es an weiter nichts, als an dem Beweiſe; denn die Stelle, wo Origenes dergleichen ſagt, iſt bis jetzt noch nicht aufgefunden;

aber der Satz selbst wird von ächten Berlinern steif und fest fort behauptet, dies ist also der Grund, warum Bahrdts Erfindung weniger Glück daselbst gemacht hat. Uebrigens ärgerte man sich in Berlin *) an einigen Stellen der Uebersetzung wirklich noch, weil man sie zu orthodox fand. Man wird ihm aber dieses auch wohl in Privatbriefen zu verstehen gegeben haben, wie ehemals bei der Dogmatik. Auf der andern Seite aber pries man, wie billig, das vorzügliche Talent, welches B. zeigte, den von ihm als richtig angenommenen Sinn ungemein deutlich darzustellen, wovon sich besonders im dritten und vierten Theile viele Beispiele fanden.

Wie B. darauf kam, diese Uebersetzung dem Fürst Bischof von Bamberg und Würzburg zuzueignen, um theils Aufsehen zu erregen, theils ein Geschenk an gutem Steinwein zu erhalten, wovon auch wirklich 50 Bouteillen (oder, wie Herr B. als ein ächter Leipziger schreibt, Butellen) erfolgten, erzählt er mit ziemlicher Weitläuftigkeit, vergißt

*) Die Partei in Berlin, welche dies that, war klein; weil sie aber damals den Ton angab, und trefflich laut war, so mußte es immer ganz Berlin entgelten, wenn man davon sprach.

auch nicht, uns zu sagen, daß er die letzten dieser Butellen erst zu Dürkheim an der Haardt ausgetrunken habe, worauf der geneigte Leser B.s große Enthaltsamkeit zu entnehmen nicht ermangeln wird.

Guter alter Steinwein mag ganz hübsch schmecken; denn derjenige, welchen ich getrunken habe, schmeckte recht gut, und war, ob er gleich aus einem medicinischen wohl renommirten Privatkeller kam, demnoch vermuthlich nicht von der ältesten Sorte. Aber die Betrachtungen, welche die neue Uebersetzung machte, verbitterte den Steinwein etwas. Hetze schrieb, zu Benners unaussprechlicher Freude, dagegen: denn darauf konnte er nun seine Insinuationen gegen B. gründen. Ob die Berglocke dabei ihre Rolle mitgespielt habe, erwähnt B. nicht. Er konnte aber wohl begreifen, daß, wenn er dergleichen Noten herausgelassen hätte, der Wein etwas geringer gewesen seyn würde.

Er ist auch darinn ein unvollkommner und unordentlicher Erzähler, daß er nicht erwähnt, was seine Uebersetzung sonst für Schriften, und Aeußerungen hervorbrachte. Besonders hätte er anführen sollen, daß sein Kollege Schulz, Benners Tochtermann, so wie er sich an seinen Lehrer Michaelis

angeschlossen, und eine unvollendet gebliebene Uebersetzung des Alten Testaments angefangen hatte, durch die Bahrdtische des Neuen veranlaßt, auch dies zu übersetzen anfing, aber nicht weiter als bis zum Johannes kam. Schulzens Streit mit B. war noch ungleicher, als der mit Michaelis. Denn den letzten übertraf Schulze im deutschen Stiel, aber mit Bahrdten konnte er sich nicht messen. Aller Vorzug, den Schulzens Uebersetzung erhielt, bestand darinn, daß strenge Orthodoxen sie unter die rechtgläubigen, die Bardtische aber unter die anrüchtigen und Socinianischen setzten. Goeze muß nicht gewußt haben, was er aus der Schulzischen Uebersetzung machen soll, denn er hat sie in seiner Bibelsammlung glücklich ganz weggelassen.

Das zweite Stück von Gegenschriften, dessen B. hatte gedenken sollen, war der bekannte Prolog, den Goeze zu seinem Testament verfertigte. Ich glaube, Sie kennen diesen Prolog nicht, und ich will ihn daher, weil er sich selten gemacht, ganz hersetzen.

Pro-

Prolog

zu den neueſten Offenbarungen Gottes verdeutſcht durch Dr. Carl Friedr. Bahrdt.

Gießen, 1774. 8.

(Die Frau Profeſſorn tritt auf im Putz, den Mantel umwerfend. Bahrdt ſitzt am Pult, ganz angezogen, und ſchreibt.)

Frau Bahrdt.

So komm denn, Kind! Die Geſellſchaft im Garten
Wird gewiß auf uns mit dem Caffee warten.

Bahrdt.

Da kam mir ein Einfall von ohngefähr,
(ſein geſchrieben Blatt anſehend.)
So redt' ich, wenn ich Chriſtus wär.

Frau Bahrdt.

Was kommt ein Getrappel die Trepp herauf?

Bahrdt.

's iſt ärger als ein Studentenhaus.
Das iſt ein Beſuch auf allen Vieren.

Frau Bahrdt.

Gott behüt! 's iſt der Tritt von Thieren.

(Die vier Evangeliſten mit ihrem Gefolg treten herein. Die Frau Doktorn thut einen Schrei. Matthäus mit dem Engel. Markus begleitet vom Löwen, Lukas vom Ochſen; Johannes, über ihm der Adler.

Matthäus.

Wir hören, du biſt ein Biedermann,
Und nimmſt dich unſers Herren an.
Uns wird die Chriſtenheit zu enge,
Wir ſind jetzt überall im Gedränge.

Bahrdt.

Willkommen, ihr Herrn! Doch thut mirs leid,
Ihr kommt zur ungelegnen Zeit.
Muß eben in Geſellſchaft ſeyn,

Johannes.

Das werden Kinder Gottes ſeyn.
Wir wollen uns mit dir ergötzen.

Bahrdt.

Die Leute würden ſich entſetzen.
Sie ſind nicht gewohnt ſolche Bärte breit,
Und Röcke ſo lang und Falten ſo weit:
Und eure Beſtien, muß ich ſagen,
Würde jeder andre zur Thür naus jagen.

Matthäus.

Das galt doch alles auf der Welt
Seitdem uns unser Herr bestellt.

Bahrdt.

Das kann mir weiter nichts bedeuten;
Gnug, so nehm ich euch nicht zu Leuten.

Markus.

Und wie und was verlangst denn du?

Bahrdt.

Daß ich's euch kürzlich sagen thu:
Es ist mit eurer Schriften Art,
Mit euren Falten und currem Bart,
Wie mit den alten Thalern schwer,
Das Silber fein, geprobet sehr,
Und gelten dennoch jetzt nicht mehr.
Ein kluger Fürst der münzt sie ein,
Und thut ein tüchtigs Kupfer drein,
Da mags denn wieder fort kursiren!
So müßt ihr auch, wollt ihr ruliren,
Euch in Gesellschaft produziren,
So müßt ihr werden wie unser einer:
Geputzt, gestutzt, glatt — 's gilt sonst keiner;
Im seidnen Mantel und Krägelein flink,
Das ist doch gar ein ander Ding.

Lukas der Maler.

Möcht mich in dem Kostume sehn!

Bahrdt.

Da braucht ihr gar nicht weit zu gehn,
Hab just noch einen ganzen Ornat.

Der Engel Matthäi.

Das war mir ein Evangelisten Staat!
Kommt . . .

Matthäus.

Johannes ist schon weggeschlichen,
Und Bruder Markus mit entwichen.

(Des Lukas Ochs kömmt Bahrdten zu nah, er tritt nach ihm.)

Schafft ab zuerst das garstige Thier,
Nehm ich doch kaum ein Hündlein mit mir.

Lukas.

Mögen gar nichts weiter verkehren mit dir.

(Die Evangelisten mit ihrem Gefolge ab.)

Frau Bahrdt.

Die Kerls nehmen keine Lebensart an.

Bahrdt.

Komm, 's sollen ihre Schriften dran.

übel genommen haben kann Bahrdt diese Posse nicht. Wahrscheinlich ist sie ihm vielmehr lieb gewesen. Indessen erhellet noch daraus im Ganzen, daß Leute von Einsicht durch die Maske hindurch sahen, und den wahren Grund der Schreiberei wohl entdeckten.

Von seinen Gießenschen Schriften hat B. noch vorher die Herausgabe des Gerstenbergischen Versuchs, den katholischen Lehmbeg zu vertheidigen, von einem Protestanten erwähnt, von welchem er klagt, daß er so sehr unbekannt geblieben. Fast lustig ists S. 197. zu lesen, wie jammerlich er sich gestellt, daß man nothwendig seinen Namen nennen muß, um von den Wächtern Zions gesehen, und auf den Richtplatz geschleppt zu werden. Das konnte er ja doch als Professor in Gießen wohl schon wissen, daß eine anonymische Schrift besser geschrieben seyn muß, als die Gerstenbergischen es waren, um durch sich selbst Aufsehen zu erregen. Warum nannte er, der kühne Mann, sich nicht als Herausgeber? Oder warum ließ er nicht 1776. nach Gerstenbergs Tode einen neuen Titel umschlagen, und nannte diesen gradehin als Verfasser? Gelt! daran hat der Finanzier nicht gedacht.

Von ſeinen auch in Gießen geſchriebenen Kritiken über die Michaeliſche Bibelüberſetzung 1773. ſagt er nichts, ob ſie gleich ziemlich gut aufgenommen wurden. Wahrſcheinlich hatten andre dabei in ſein Feuer geblaſen. Des ſonſt guten und verdienten Michaelis Schwächen ſind trefflich aufgedeckt. Bei dem allen iſt es jedoch viel leichter, ſolche Kritiken, als eine ſolche Ueberſetzung zu verfertigen.

Achtzehnter Brief.

Der Direktor eines Philanthropins in Marſchlinz.

Benner ließ nicht ab, gegen B. zu klagen, und als Herr von Moſer das Regierungsheft in die Hände bekam, ſo ward Bahrdten bange. In dieſer Seelenbedrängniß kam Hr. Ulyſſes von Salis zu ihm, der zu Marſchlinz in Graubünden ein Erziehungsinſtitut errichtet hatte, zu deſſen Umſchaffung zu einem Philanthropin Bahrdt dem Hrn. von Salis von Ba-

ſedow nach einer erhaltenen nächtlichen Offenbarung vorgeſchlagen war.

Nun waren wieder lauter glückliche Ausſichten. Babrdt reiſte nach Deſſau, um etwas von der Philanthropinerei zu erlernen, lernte aber nichts, ſondern mußte wieder in den unermeßlichen Schätzen ſeines eigenen Geiſtes Rath ſuchen.

Salis betrog ihn, wie er erzählt, in mehr als Einer Abſicht, ja er ging ſogar damit um, ihn zu betrügen. Noſtrum non eſt, tantas componere lites.

Die Hauptſache iſt, B. entfernte ſich, zu unausſprechlichem Frohlocken ſeiner Gegner, die dies als eine Flucht betrachteten, *) aus Deutſchland. Die allgemeine Meinung war indeſſen, theils daß B. wohl ſchwerlich zum Direktor eines Philanthropins gemacht ſey, theils daß er wohl nicht lange in Graubünden bleiben werde. Das letzte traf nur zu ſehr

*) Goeze in der Beſchreibung ſeiner Bibelſammlung kündigte es ſo an: Babrdt hat um Oſtern dieſes 1775. Jahres ſeinen Abſchied erhalten, und Gießen verlaſſen müſſen, ohne daß ihm verſtattet worden, eine Abſchiedspredigt zu halten.

ein; denn bald vernahm man, daß er wieder nach Deutschland, und zwar in die Länder des Grafen, jetzigen Fürsten von Leiningen-Dachsburg, zurück kehren würde.

Ich will, blos über seinen Abschied aus Gießen und über seine eigenen Nachrichten von seinem Marschlinzer Zustande einige Anmerkungen zu machen, mich begnügen.

Daß er um seine Dimission gebeten, und sie erhalten, sagt er; ob er eine Abschiedspredigt halten durfte, oder nicht, davon schweigt er, so wie von seinen Abschiedsbesuchen. So klagt er auch über D in et, den er einen schlauen und hämischen Kalvinisten nennt — wer sollte bei Ihm Sektenhaß suchen? — daß er ihn bei dem Hrn. von Salis angegossen, aber er erklärt nicht, was Demet für Bewegungsgründe gehabt, ihn anzugießen. Er hatte so viel Geld, daß er zweihundert Gulden, die er jemand in Gießen schuldig war, bezahlen konnte; aber, um mit mehrerem Gelde in der Schweiz anzukommen, bezahlte er sie nicht, ja er erwähnte deren beim Abschiede gegen den Gläubiger nicht einmal, der dies so übel nahm, daß er ihn nach seiner Abreise in Butzbach anhielt und mit Arrest bedrohte.

Das nennt er nun eine Schadenfreude! Allein wie kann er? Oder war es nicht von ſeiner Seite eine wirkliche Dummdreiſtigkeit, ſeine Schuld nicht zu erwähnen?

Er meint, der andre hätte ihn ja mahnen können. Als wenn man das ſo gern thäte! Der Gläubiger konnte dann auch wohl den Verdacht unterhalten, daß von Marſchlinz aus keine Bezahlung erfolgen würde. Am Ende bezahlte er dann doch nicht baar, ſondern die Metropolitanswittwe in Bugbach mußte Bürgſchaft für ihn leiſten. Ob dieſe Bürgſchaft der Wittwe von Seiten Benners, dem er halb und halb die Schuld aufbürden will, dieſen Vorfall veranſtaltet zu haben, oder von Seiten andrer Leute Unannehmlichkeiten zuziehen konnte, daran dachte er nicht.

Um uns früh gegen den Hrn. von Salis einzunehmen, kann er die Zeit nicht erwarten, uns zu ſagen, daß die Madame Baviere ſeine Geliebte geweſen ſey. Er macht uns alſo mit dieſer Anekdote bekannt, ehe er noch in ſeiner Reiſebeſchreibung die Gränze der Schweiz erreicht hat, und ohne daß wir ſchon wiſſen, wer Madame Baviere iſt. Aeußerſt komiſch iſt in der Folge die Stelle, wo er ſagt (S.

302.) Wer so wie ich das helle klare Fegefeuer vor Augen sahe, und doch nicht umkehrt, sondern mit Entschlossenheit hinein steigen kann, mit der vollen Zuversicht, daß er den Gevatter Beelzebub (nach wessen Lehre ist der im Fegefeuer?) zwingen, das heißt: Vorurtheile, Starrsinn, Hartherzigkeit, Stolz und entschiedenes Mißtrauen besiegen, und bei einem geizigen, prätensionvollen und unbiegsamen Mann sich Dank und Zuneigung verdienen werde — den will ich loben. — Und ich würde den Umkehrenden loben. Aber bei B'n hatte das Umkehren gute Wege. Mit einem nur mäßig gespickten Beutel kehrt sichs so leicht nicht um. Ueberdem. sah er denn das helle klare Fegefeuer so ganz ausgemacht vor Augen? Ein von Hrn. von Salis abgedankter Mann hatte ihm eine mißliche Notiz von Marschlins gegeben. Darauf hätte auch ein minder flüchtiger und leichtsinniger Mann als B. noch keine Vermuthung eines künftigen Fegefeuers gegründet.

Er faßte die besten Vorsätze, nicht herrschsüchtig zu seyn, und dem Herrn von Salis einen Grad von Eifer, Fleiß und Arbeitsamkeit zu erproben, der demselben gewiß noch nie vorgekommen seyn sollte. Gott wisse es, sezt er hinzu, daß er diese

Vorsätze redlich erfüllt habe. Nun müßte man erstlich auch den andern Theil hören, und zweitens ist doch auch nicht zu vergessen, daß bloßer Fleiß und bloße Arbeitsamkeit noch nicht hinreiche, ein guter Institutdirektor zu seyn. Der Mann in Lindau, welcher ihm die schlimme Idee von Marschlinz beigebracht, hatte ihm gesagt, daß man daselbst gepreßt würde; und doch scheint der neue Herr Direktor, da er einige Tage in dem philanthropinischen Wirthshause logiren mußte, an nichts weniger als an Einschränkung gedacht zu haben.

Er hatte sich, zum Theil um die Gießner zu ärgern, schon in Gießen einen Wagen zugelegt, den sein erfinderischer Kopf (S. 282.) mit einem Phäden (das ist verdolmetschet Phaeton) versehen hatte. Dieser Wagen scheint seine Lieblingspuppe gewesen zu seyn. Er fragte den Herrn von Salis, ob er ihn mit nach Bünden nehmen könnte, worauf dieser ja antwortete. Als er nach Bünden kam, fand er, daß man dort nicht fuhr, sondern ging und ritt, ja, daß man wegen der Beschaffenheit des Bodens nicht einmal fahren konnte. Man mokirte sich über sein Fahren, und doch blieb er dabei. Nun das heiße ich eine Puppe! — Allein der ar-

me Mann konnte die Pferde nicht verkaufen. Gesetzt, dies sey so, so konnte er sie ja verschenken, oder er konnte sie zum Reiten behalten.

Bei dem vielen Fahren litt denn doch auch wohl der große Grad von Fleiß und Thätigkeit, dessen gleichen Hr. von Salis noch nie selbst gesehen haben. Er erzählt (S. 319) selbst, daß dieser Mann sein Mißfallen nicht bergen konnte, so oft er ihn auf den Wagen steigen sah, um einige Stunden der Erholung zu widmen. Ein einziges Jahr war B. ja nur in Marschlinz. Wenn er nun auch das ganze erste Jahr als ein freiwilliger Einsiedler gelebt hatte, was wäre es mehr? Das hat schon mancher gethan, der sich in ein neues Amt geworfen hat, und ist nicht davon gestorben, sondern die folgenden Jahre haben es ihm reichlich eingebracht.

Er gab, seiner Versicherung nach, täglich sechs bis acht Lektionen, und zwar hauptsächlich solche, zu welchen entweder gereifte Sprachkenntniß (!!) oder Sokratische Lehrart erforderlich war. Aber man wird gar nicht recht unterrichtet, wie die Eintheilung der Lektionen gemacht war. Das Sokratisiren kann leicht übertrieben werden, oder in unzüge Saalbaderei ausarten. Womit beweiset B.,

daß es von ihm nicht geschah. Seine Mitlehrer waren schlecht, sagt er: nach seiner Beschreibung waren sie indessen besser, als mancher Vorsteher großer Erziehungsanstalten sie hat, der sich doch damit durcharbeiten muß.

Als Hr. von Salis auf den Gedanken verfiel, zu Michaelis nach einem halben Jahre, eigentlich den 18. October, eine öffentliche Prüfung veranstalten zu lassen, so arbeitete B. eilf ganzer Tage lang unermüdet, Tag und Nacht, um ja recht Basedowisch auffallend alles zu veranstalten, ungeachtet ihm Salis nichts dieser Art aufgetragen hatte. Unter andern verfertigte er in diesen Tagen ein Gesetzbuch für das Philanthropin, worinn unter andern auch die Pflichten des Fürsorgers (d. i. des Hrn. von S. selbst) aus einander gesetzt waren. Dies Gesetzbuch brachte eine Wirkung hervor, die jedes Kind vorhersehen konnte. Hr. von Salis ward darüber, daß ein eigener Abschnitt im Gesetzbuch für den Fürsorger gemacht war, äußerst aufgebracht, ließ ihn aber hernach dennoch stehen, ohne weiter eine andre als ganz kleine Veränderung darinn vorzunehmen.

Was auf dem Examen eigentlich vorgefallen, erfährt man wieder nicht, dafür aber allerlei andre Sachen, die man nicht zu wissen verlangt. Gelegentlich sagt er einmal, er sey eben im Begriff gewesen, in die erste Frühlektion zu läuten, als er die Nachricht von seines Vaters Tode erhalten, habe aber fortgeläutet. Der Direktor des Philanthropins läutet also in die Stunden? Das ist ja auf andern Instituten das Geschäft eines Aufwärters oder Kalefaktors. Hatte er von selbst dies unsokratische Geschäft übernommen, oder hatte ihm S. es aufgebürdet? Im letztern Fall, wie geht es zu, daß er über diese Unwürdigkeit nicht klagt, da er doch aus so vielen andern Dingen dem Hrn. von S. einen Vorwurf macht? Ich gestehe, ich begreife es nicht.

In Marschlinz lag B's Schriftstellerei. Er schrieb weiter nichts, als den philanthropinischen Erziehungsplan oder vollständige Nachricht von dem ersten wirklichen Philanthropin zu Marschlinz, *) Frankfurt am Mayn 1775. 8. Er selbst gesteht, daß, obgleich dieses Werk ihn fast alle seine

*) So wie die Geschichte des Einweihungsfestes (d. i. des Examens) ausführlich und mit großen Lobsprüchen in der Allg. d. Bibl. B. 21. St. 2. S. 344. ff.

Erholungsſtunden gekoſtet, er doch, auf hohen Befehl ſeines Herrn Fürſorgers, in dieſem Buche ſo viel gelogen habe, als noch kein Schriftſteller; bei lezterm verſteht ſich vor ihm; denn der Verfaſſer der Bibel im Volkston hat doch noch wohl ein wenig mehr gelogen, als der Beſchreiber des Marſchlinziſchen Philanthropins.

Bahrdt erwähnt hier einer unbedeutenden Brochüre nicht, die wider dies Philanthropin erſchien. Es hieß: Schreiben an das Philanthropinum zu Marſchlin, und hatte den Profeſſor der Gottesgelahrtheit zu Koppenhagen, Hrn. Balle, zum Verfaſſer. B. hatte mit ſeiner gewöhnlichen Dreiſtigkeit dieſen Mann unbegrüßt, unter den Beförderern ſeines Inſtituts genannt, an den Aeltern ꝛc. ſich wenden könnten. Dieſe Bekanntmachung nahm Hr. Balle blos in Rückſicht auf B's Heterodoxie ſehr übel. Ein Ungenannter ließ hernach mit Vorſetzung des Namens Balle eine neue Auflage davon in Deutſchland machen, und fügte einen witzig ſein ſollenden Brief an Baſedow hinzu.

Bahrdt hatte bei ſeinen 2000 Gulden Gehalt in Marſchlinz, ungeachtet aller Prellereien, worüber er klagt, doch mehr erübriget, als vorher irgend anderswo. Ein Beweis, daß es für ihn vortheilhaft

gewesen seyn würde, in der Abgeschiedenheit von Deutschland zu verharren. Aber seine Duldkraft hatte ein Ende, und er war schon entschlossen, mit Frau und Kind bei Nacht und Nebel zu flüchten, und sich auf Gottes Barmherzigkeit nach Deutschland zu begeben. Ganz unvermuthet erhielt er den Antrag zur Superintendentur nach Dürkheim an der Hard. Seinen Auszug aus Marschlinz nennt er in der Ueberschrift des ersten Kapitels des dritten Bandes (denn bis zum dritten Bande bin ich jetzt gekommen) den Auszug Israels aus Egypten. Vermuthlich wird er noch einmal in seinem Leben die aus Egypten ausziehenden Israeliten den schuldigen und drückenden Theil, so wie die Egypter den unschuldigen gedrückten nennen, und alsdann wird diese Ueberschrift müssen geändert werden. In so fern indessen Hr. von Salis seinen Kontrakt wirklich hielt, und B. noch 700 Gulden oder wenigstens 400 Gulden heraus bekam, und dadurch reicher als beinahe jemals war, wäre noch die Frage, ob durch B's schleunigen Abzug jener sich nicht für einigermaaßen gedrückt halten konnte.

Neunzehnter Brief.

Der Superintendent in Dürkheim *) und Philanthropindirektor in Heidesheim.

Einen ſo ſeligen Tag (Band 3. S. 10.) als derjenige war, an welchem er die Berufung nach Dürkheim erhielt, hat B. ſeitdem nicht wieder gehabt, hofft ihn auch kaum hier unterm Monde — alſo vermuthlich dereinſt im Monde — wieder zu haben. O des Thoren, der immer nur ſein Glück in einem veränderten noch ungewiſſen Zuſtande ſucht! Wie viel Schönes mag er darüber in ſeinen Werken zur Beſchämung anderer Thoren, ſeiner Brüder, geſagt haben! In Dürkheim kam er nicht ſo weit bis ans Wiederwegſehnen; aber wäre hier nicht eine Kataſtrophe andrer Art erfolgt, gewiß er würde unterm Monde noch einen ſolchen Tag erlebt haben, als der in Marſchlinz war. Er ſagt ſelbſt (S. 22.) von ſich und ſeiner Ankunft in Dürkheim: Mein

*) Bahrdt ſchreibt immer Türkheim.

Glück war das Glück eines Trunkenen, dem nur so lange wohl ist, als sein Rausch dauert.

Zimmer muß doch B. an jedem Ort, wohin er kömmt, einen Mann finden, den er als einen eingefleischten Teufel schildern kann. In Dürkheim ist dieses nun der meines Wissens noch lebende Hr. Hofrath Rühl. Was sagt er diesem Manne nicht alles nach, z. B. S. 32. daß er von Bauern, welche die Abgaben nicht bezahlen konnten, gesagt habe: „Lassen Sie (der Amtmann) die Kanaillen zum „Teufel gehen! Ha! ha! ha! ha! Ich möchte das „Lumpengesindel sehn. Treiben Sie mir die Exekution aufs höchste. Und wenn die Hunde ganz ausgezogen sind, dann kommen sie wieder, und amüsiren mich noch einmal mit Ihrer Relation und „einem solchen Lbränchen. Ich mags gar zu gerne „sehen, wenn die Leute so weichherzig sind.“ Allerdings wäre derjenige, der unter solchen Umständen solche Worte sprechen könnte, ein höchst abscheulicher Mann. Allein wenn die Umstände etwas anders, und vollends wenn die Ausdrücke nicht völlig so waren, als sie hier stehen: müßte alsdann Hr. R. nicht B'n iniuriarum belangen, und könnte ein anderer als sehr scharfer Spruch erfolgen? Ueber-

haupt wenn Hr. R. der schlimme Mann wäre, wozu B. ihn machen will, so könnte selbst das Wahre, das dieser schreibt, ihm zu einer Klage Gelegenheit geben; denn wo sieht es geschrieben, daß ein noch lebender Schriftsteller von einem noch lebenden Manne alles Wahre in die Welt hineinschreiben darf? Unterdessen wird sich B. wohl darauf verlassen, daß er in R's Augen ein viel zu verächtlicher Wurm ist, als daß dieser sich noch auf Klagen oder Rache einlassen sollte.

Die Beschreibung des Aufenthalts zu Dürkheim ist voll von Fadaisen, als irgend ein anderer Theil der Lebensbeschreibung, auch aus eben dieser Ursache etwas langwieriger z. B. S. 45. „das in Marsche„linz geborne Kind erhielt sich in Dürkheim nicht „lange, sondern starb. Funfzehn Jahre früher hätte „ich vielleicht mich überredet, daß der Mangel an „Lutherischer Taufe einige Schuld gehabt habe.“ Vermuthlich soll das ein Lungenhieb gegen die Leipziger seyn, weil er vor funfzehn Jahren noch in Leipzig war. Aber wohl schwerlich ist in Leipzig, wo so manches reformirte und katholische Kind von Lutheranern getauft wird, ohne zu sterben — oder soll ich dafür sagen: ohne am Leben zu bleiben? —

ein Mensch, einfältig genug, zu glauben, daß Lutherische Kinder, die an einem Orte getauft werden, wo kein lutherischer Geistlicher zu haben ist, sterben müßten.

B. erkläret nirgends deutlicher als in der Entwickelung seiner Dürkheimischen Begebenheiten das System des groben Fatalismus, welches er und der Zopfschulze so sehr vertheidigen, bis beinahe zur Aufhebung aller Moralität vertheidigen. Wie hart klingt es S. 70. „Was kann der Mensch dafür, „wenn ihm ein Gedanke nicht aufstößt?“ Sind es „nicht nothwendige Gesetze, nach denen die Tropfen des Oceans unserer Ideen sich bewegen?“ „S. 71. Warum mußte der Fürst sich meinen „Marschlinger Erziehungsplan ausbitten? Warum „mußte Rühl mir sagen, daß der Fürst so eine Anstalt in seinen Landen sich wünschte? Warum mußten alle diese Umstände sich ereignen, um diese Unternehmung unwiderstehlich reizend zu machen?“ S. 72. „Es ist leider der Strom der Umstände, in „welchen wir alle fortgetrieben werden, welcher „auch mich hier ergriff. Wohl dem, der einen unsichtbaren Steuermann glaubt, welcher diesen „Strom und alle, die er umherreich, leitet!“ Das Ende vom Liede ist dann, wie gewöhnlich, die Ver-

ſehung habe nun einmal gewollt, er ſolle durch Stürme in das Land verſchlagen werden, wo er allein für ſich und für die Welt das werden mußte, was er geworden ſey. Wenn er doch nur bedenken wollte, auf wie einen kleinen Theil der Welt gerade Er wirkt, denn er wird doch nicht ſtolz genug ſeyn, jede Wirkung von reſpektiver Aufklärung und Verführung in der Welt für Folgen ſeiner Schreiberei anzuſehen?

B. konnte die Anlegung eines Philanthropins durch ſich in den gräflich Leiningenſchen Landen ganz bequem durchaus verbitten. Kein Menſch würde ihm das verübelt haben. Er ſelbſt aber ſagt gar nicht einmal, daß er ſchwer daran gegangen. Als Superintendent kann er doch nicht leugnen, wenigſtens 1000 Gulden gehabt zu haben, ob ihn gleich andere zu 1300 rechneten. Kann davon ein ehrlicher Mann auch ſogar ohne ſolche Einſchränkungen, als diejenigen ſind, deren B. ſich rühmt, mit einer Familie nicht vollkommen leben, zumal in einem wohlfeilen Lande, wie das Leiningiſche Gebiet iſt?

B. iſt immer der alte, immer übereilt und vorſchnell. Er berechnete (S. 75.) ſchon ſeinen Gewinn, und zwar jährlich auf einige tauſend Gulden.

Warum machte er ſolche Schatzgräberrechnungen? Jedes Inſtitut, woraus etwas werden ſoll, muß klein anfangen, folglich auch anfänglich der Gewinn davon klein ſeyn. Sobald die Ankündigungen des Philanthropins in die Welt hinein geſchickt waren, machte Rühl den ruhigen Zuſchauer, und ließ den neuen Direktor nach Gutdünken ſchalten und walten. (S. 78.) Nun, das war ja recht ſo, wie ers wünſchen konnte. Poſaunen helfen ſoll doch der Fürſt und ſein Diener wohl nicht. Daß er mit der Urkunde zögerte, worinn Bahrdten das ſchöne große Schloß von mehr als 50 Zimmern mit allem Zubehör zuſichern ſollte (wem denn? dem Philanthropin oder B'n?) war ja kein Unglück, und Hrn. Rühl gewiſſermaaßen nicht zu verdenken. Wir wollen nur den einzigen leicht denklichen Fall annehmen, daß der äuſerſt unvorſichtige B. gegen irgend jemand das Schloß ſein Schloß genannt, oder vom baldigen Ankauf eines Ritterguts, um daſelbſt den Abend ſeiner Tage zuzubringen, (S. 76.) geſprochen hatte, ſo mußte Herr R. ja im Namen des Fürſten ſo mißtrauiſch werden, als er ſich hernach zeigte.

Man erſtaunt, wenn man nun glaubt, man werde von den erſten Anſtalten zur Errichtung eines

Philanthropins lesen, sobald man S. 79. auf die Erzählung kömmt: „Ich kündigte jetzt vor allen „Dingen eine neue Ausgabe meiner berichtigten „Uebersetzung des Neuen Testaments an.“ Nun ja, das war der rechte Weg. Erstlich ward der rechtmäßige Verleger beleidigt. Zweitens wachte das Heer der Schreier wieder auf. Nun war zwar der Abgang sehr groß, und folglich auch die Ausbeute; er selbst rechnet an reinem Gewinn 5000 Gulden; würde sich aber nicht eine gleiche Summe durch ein andres Werk, z. B. ein pädagogisches haben gewinnen lassen?

Das verneute Neue Testament war nur in einigen wenigen Stücken bescheidner, als das Alte; in andern Stücken dafür deste dreister, weil doch die Absicht, Aufsehen zu machen, immer die Hauptabsicht blieb, und weil B's Denkungsart seit der ersten Ausgabe sich wieder viel weiter hinaus ins freie Feld gewagt hatte. Mancher schuldlose und auf Orthodoxie nicht gerade stehender Mann ward doch dadurch zurückgeschreckt, seinen Sohn dem Philanthropin anzuvertrauen, und was auf der einen Seite gewonnen ward, ging auf der andern verloren.

B. gab nicht allein die 5000 Gulden aus, sondern machte auch noch ohngefähr eben so viel Schulden, um alles ins Große einzurichten. Ob dies so schlechterdings nöthig war, fragt sich. Doch die Grundsätze sind verschieden. Ich würde an seiner Stelle die für gefunden zu achtenden 5000 Gulden daran gewandt haben, aber vor der Hand keinen Pfennig mehr.

Eine andere Erweiterung des Plans, daß auch Katholiken ins Institut sollten aufgenommen werden, taugte eben so wenig. Derjenige, der sich zum katholischen Lehrer anbot, hat, nach B's eigener Erzählung, nicht sowohl am Sturz des Philanthropins, als nur an dem Unglück des Direktors Schuld, wiewohl dieses Unglück sich gar nicht hätte ereignen können, wenn die zweite Ausgabe der Testamentsübersetzung durch die Hände des alten Verlegers gegangen wäre. Zwar leugnet B. und dies macht ihm Ehre, daß er Katholiken habe aufnehmen wollen; *) allein er machte doch dem Prediger, der sich zum katholischen Lehrer anbot, Hoffnung, ihn anzunehmen, wenn sich katholische Eleven

*) Es widerspricht aber folgende Stelle S. 86. „Nun „bitte mir noch ein Lehrer für katholische Zöglinge."

melden würden, und dies war denn so gut, als wenn der Plan wirklich auf Katholiken ausgedehnet wäre; denn jener Prediger fing nun an zu werben, nahm im Voraus den Professortitel an, das Gerede davon kam ins Publikum u. s. w.

Er ging weiter, würde aber nicht weiter gegangen seyn, wenn B. nicht die Unvorsichtigkeit begangen hätte, auf einer Reise bei ihm einzukehren. Am Tage, da die Lektionen ihren Anfang nahmen und B. eben abwesend in Dürkheim war, (sonderbar! am ersten Tage der Lektionen!) wollte er sich mit Gewalt in die Lehrerzahl eindrungen, und ging, B'n Rache drohend, davon.

Alle diese Unbequemlichkeiten hätten unterbleiben können, wenn B. bekannt gemacht hätte, vor der Hand blos protestantische Kinder aufnehmen zu wollen. Es ist überhaupt eine sonderbare Anmaßung der beiden Philanthropine zu Dessau und Heidesheim gewesen, daß sie gleich vom Anfang an für die ganze Welt seyn wollten. Basedow erbot sich, meines Wissens, auch Juden anzunehmen; ob er sie wirklich angenommen hat, weiß ich nicht. Er bedachte aber nicht, wie wenig Juden in christliche Schulen bis jetzt passen, wie viele Klagen sie an-

bringen, und wie viele Klagen über sie geführt werden. Es wird die Zeit kommen, wo Juden mit Nutzen, zugleich aber auch mit gänzlicher Hintenansetzung ihrer Volksvorurtheile christliche Schulen besuchen werden; aber bis jetzt ist sie noch nicht gekommen. Die Christen sind seit mehr als funfzig Jahren an vielen Orten tolerant genug, Juden aufzunehmen; aber manche Schulen sind wegen der vielen daraus entstandenen Uebel gänzlich wieder davon abgegangen, und die Gründe, die sie dagegen anführen, sind nichts weniger als unerheblich. Dies mag beiläufig erinnert seyn.

B. mußte vornehmlich Hn. Rühl zum Freunde zu behalten suchen. Als dieser im Namen des Fürsten einiges Mißtrauen gegen ihn geäußert hatte, so schrieb B. ihm ein derbes Billet. Das Beiwort derb ist vielleicht noch zu wenig; denn so wie B. uns dasselbe jetzt liefert, hat es nicht viel Autorität für sich, und doch ist es noch derbe genug. Wahrscheinlich war es ein gutes Theil impertinenter, weil die ganze Stadt nebst dem Hofe darüber in Allarm gerieth. Dennoch besänftigten wenige Worte des Grafen den so unleidlich beschriebenen Rühl, und das Philanthropin hatte seinen Fortgang. Man

findet auch wirklich in B's Erzählung nicht, daß R. es besonders chikanirt habe, sondern er selbst beschreibt den katholischen Pfarren Weimar, mit dem er sich unbesonnenerweise eingelassen hatte, als den Urheber seines ganzen Unfalls.

Ohne Offenbarung kann B. nicht wissen, was Weimar mit dem Weihbischof zu Worms gesprochen hat. Aber er erzählt uns wirklich (S. 129. ff.) das ganze Gespräch wörtlich, und will, daß wir den Weimar auf den Inhalt dieses Gesprächs verdammen sollen. Viel verlangt, ob er gleich aus eines Domherrn Munde den Hauptinhalt haben will!

Das Neue Testament B's ward nun im Wormsischen konfiscirt. B. machte dies in seiner pädagogischen Zeitung bekannt, und setzte 6 Ausrufungs- und 6 Fragezeichen hinterher. Das kann man einem Leipziger Magister höchstens, aber nie einem Superintendenten zu gute halten. Er muß doch selbst gestehen, daß diese einfältige unnütz vervielfältigte Interpunktion sein Unglück habe machen helfen.

B's Phantasie hatte ihm die neuen von ihm angenommenen Lehrer mehrentheils zu gut vorgespiegelt. Er fand, (S. 137.) statt würdiger Männer, äußerst verderbene Menschen. Dies sagt er so unbestimmt hin, macht aber hernach einige Ausnahmen, deren Anzahl auf viere steigt. Sein Hauptfehler war gewesen, daß er die Leute unbesehen nahm. Dies thut man mit keinem Lakaien, mit keiner Dienstmaad; wie wollte man es mit einem Jugenderzieher thun? Aber man hatte ihn in Erfurt und in Gießen unbesehen genommen; folglich hielt er sich vielleicht für verbunden, aus Dankbarkeit gegen das Schicksal ein gleiches zu thun. Einige kabalirten gegen ihn. Diesem Schicksal wird nie ein Vorgesetzter entgehen, der zusammengerafte Untergebne hat. Ein Stifter eines neuen Instituts kann weiter nichts thun, als daß er diejenigen, die sich ihm anbieten, erst sieht, und wenn er mit ihnen betrogen ist, sie sich nach und nach vom Halse schafft. Aber bei B'n sollte alles gleich gedeihen.

Das Philanthropin mußte schon früh seine eigene Druckerei haben, die B., weil seine Gehülfen ihn wenig unterstützen konnten, allein mit Arbeit versorgen sollte, worüber er theils ins Schmieren

fiel, theils dennoch nicht so viel liefern konnte, als die Druckerei brauchte.

Die Medisance regte sich, und er ärgerte sich darüber. Ein Theologe aus einem der hellsten Monate von B's Kirchen- und Ketzerallmanach hält die Medisance für eine sehr nützliche Veranlassung zum Guten. B. scheint sie, so bald ihn der Tadel trifft, nicht dafür zu halten.

Das Philanthropin mußte wöchentlich eine Assemblee haben (wozu?). Da kamen fremde Frauenzimmer von zweideutigem Ruf, denen man das Mitanzen nicht verwehren konnte, und verschlimmerten den Ruf des Philanthropins. Aber wer war Schuld? der Herr Fürsorger. Mußte durchaus eine Assemblee da seyn, so war es doch in den ersten Jahren des Instituts nicht gleich nöthig.

Ueber Empörungen der Eleven klagt B. nicht. Fanden sie statt, so waren die von ihm, wie von Basedow, beliebten Uniformen daran Schuld. In vernünftig eingerichteten Instituten ist alles, was einer Uniform ähnlich sieht, verboten (wohin z. B. die umgekehrten Schlafröcke gehören), um das Erkennen der etwa Ausschweifenden zu erleichtern. Die Philan-

thropine kehren es um, und kleiden ihre Zöglinge so, daß einer vom andern bei dergleichen Gelegenheiten nicht zu unterscheiden ist. Ist es hernach ein Wunder, wenn die Thäter irgend eines dummen Streiches nicht auszumitteln sind?

Daß ihm die Aufrechthaltung der Ordnung unter Lehrern und Schülern Mühe machte, daß er mit der Einrichtung der Lektionen Noth hatte, daß er bei den vielen ökonomischen Geschäften nicht wußte, wo ihm der Kopf stand, das ist alles so natürlich, daß es seiner Klagen darüber nicht einmal bedarf, die er so reichlich in den Busen des Lesers ausschüttet. Dieser darf ihn aber dagegen fragen: Warum dehntest du dich gleich anfänglich so weit aus? Warum machtest du nicht dein Institut durch Abweisung eines oder des andern Subjekts, von welchem nichts als Aergerniß zu erwarten war, respektabel? Warum befaßtest du dich mit der Oekonomie, mit dem Buchhandel und mit der Gastwirthschaft? Alles doch nur, um jählings reich zu werden?

Als sich (S. 188.) eine ökonomische Gesellschaft anbot, ihm den größten Theil der Last abzunehmen, und Gewinn und Verlust (über den ver-

dammten Gewinn und Verluſt!) in gewiſſem Maaße mit ihm zu theilen, ſo ging er den Vergleich ein, aber er ſah ſeine Hoffnungen nicht erfüllt. Warum accordirte er aber nicht lieber mit den Leuten im Ganzen, und begnügte ſich mit dem mäßigen Vortheil, der ihm alsdann ſicher übrig blieb?

Nunmehr kam er nach ſeinem eigenen Ausdruck (S. 197.) auf den deſperaten Entſchluß, eine in vier Monaten zu endigende Reiſe nach England und Holland zu thun, um daſelbſt Zöglinge zu werben, welche beſſer bezahlten, als die Pfalzer. Dahin ging er à la Moritz *) mit ziemlich leerem Beutel, d. i. mit zwei Gulden und funfzig Kreuzern, und ohne die geringſten ſichern Ausſichten. Er redet hier wieder ein Langes und Breites von der unvermutheten Hülfe, die ihm oft die Vorſehung wiederfahren laſſen, bedenkt aber nicht, daß ſein tolles Unternehmen dadurch im geringſten nicht gerechtfertigt wird. In Frankfurt am Main war er mit fünf und zwanzig Kreuzern angelangt, als ihn ein ehrlicher Hebräer erkannte, ihn mit einem neuen Sammtrocke, einem herrlichen Ringe und hundert Gulden Reiſegeld verſah. Dieſe Wohlthätigkeit

*) M. ſ. B. 4. S. 171.

des Juden erzeugte einen sonderbaren Gedanken in B., den man schwerlich im Voraus würde vermuthen können. „Was bedarfs," so dachte er, „des positiven Krams? wozu der Offenbarung, „wenn die menschliche Natur den Stoff der Wahr„heit und Seligkeit in sich selbst hat?" Wahrlich, ein ganz neuer Beweis von der Entbehrlichkeit einer Offenbarung.

In Mainz (S. 228.) bot ihm ein Unbekannter eine Pfründe von 1000 Louis'dor, hernach nur (S. 234.) ein jährliches Einkommen von 5000 Gulden an, wenn er katholisch werden wollte, aber er widerstand (ungeachtet die protestantische Kirche bis jetzt undankbarerweise dieses sein Treubleiben nicht belohnt hat) muthig und standhaft. In Köln (S. 249.) ließ ihn eine Dame invitiren, und er ging, vom Wirthe gewarnet, nicht zu ihr. Du frommer Kölnischer Wirth, wärst du doch unserm Helden eine Anzahl Jahre früher in der Hainstraße zu Leipzig erschienen, und hättest ihn von jenem unglücklichen Besuche zurückgezogen!

In Holland gefiels Bahrdten anfangs gar nicht. Man war ihm zu rechtgläubig, und besonders hatte man gar nicht Lust, ihm Geld zuzuwenden. Eine

Gesell-

Gesellschaft von Philosophen oder hellen Köpfen von ohngefähr funfzig Personen entschädigte ihn dafür, wo er gleich beim ersten Eintritt gefragt ward, obs in Deutschland noch = = = gebe, die eine Dreieinigkeit glaubten. An der Stelle, wo jetzt die Strichelchen stehen, sollte vielleicht Strohköpfe oder ein anderes Schimpfwörtchen stehen, das der bescheidene B. nur nicht hat hinsetzen wollen. Alle andere Fragen *) an ihn waren von ähnlicher Art und enthielten lauter Satyre auf Dogmatik und Priester = Despotismus; bald hernach fanden sich auch einige Rekruten für das Philanthropin.

In Leiden ließ er sich bei dem alten Schultens melden, der deutsch sprechend eingeführt wird, und der lieben Theologie (S. 294.) mit einer Herzlichkeit spottete, daß sein Gast ganz dadurch entzückt ward. Außer der Theologie kam auch der Ritter Michaelis an den Tanz. Schultens versicherte, M. wisse vom Hebräischen nicht mehr als ein Tertianer von der Sprache des alten Römers. Was für ein Labsal mußte das für denjenigen seyn, den ehemals

*) B. hat uns zu erzählen vergessen, in welcher Sprache diese Fragen geschahen. Er verstand kein Holländisch, Englisch und Französisch. Sollten denn die Holländer Deutsch gesprochen haben?

M. in wahrer Tertianergeſtalt dargeſtellt hatte! Faſt ſcheint es, B. halte den Schultens, den er geſprochen, für den berühmten Schultens, der in der Arabiſchen und Hebräiſchen Sprache ſo viel geleiſtet hat, und von dem wir die Kommentare über den Hiob und über die Sprüchwörter haben. Wenn das ſo iſt, ſo irrt er ſich trefflich; denn der iſt bekanntermaßen ſchon 1750. geſtorben. Der Sohn iſt ein vielmuniger berühmter Mann, der ſich auch nur wenig gezeigt hat.

Nachdem er in London angelanget war, machte er viele Bekanntſchaften, unter andern auch mit dem deutſchen Prediger Hn. Wendeborn, der ſich mit Wärme fürs Inſtitut verwandte, und ihm die Engliſchen Freudenmädchen kennen lehrte. Wir wiſſen jetzt aus Hrn. Wendeborns Proteſtation in den politiſchen Zeitungen, daß dieſer alles, was B. in Anſehung des leztern Punkts erzählt hat, ableugne. Alſo ſollte B. hier gar im Volkstone geſchrieben, ich will ſagen, gelogen haben? das wäre doch auch entſetzlich. Oder ſetzte er voraus, ſeine Erzählung würde vor Wendeborn ein Geheimniß bleiben? aber wie konnte er das vorausſetzen? Kurz, ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll. Es wäre mehr als Bahrdtiſche Unverſchämtheit, ſo etwas zu erdichten; und eine ganz wahre Sache abzuleugnen,

ſieht Hn. Wendeborn wieder nicht ähnlich. Wenn ſie indeſſen von dieſem der Wahrheit zuwider abgeleugnet wäre, ſo iſt B. noch immer nicht außer Verantwortung, daß er durch ſein unbeſonnenes Erzählen einen ſonſt wackern Mann zu einem ſchlechten Schritt vermocht hat.

In London ward er auch in die Freimaurerſocietät aufgenommen, der man zu ſo einem würdigen Mitgliede nicht anders als Glück wünſchen kann. Die dadurch entſtandenen Verbindungen hatten nebſt andern Dingen ſo viel Reiz für ihn, daß er in England geblieben ſeyn würde, wenn ihn nicht der reiche Gewinn (S. 364.), den er in Heidesheim zu ziehen hoffte, nach Deutſchland zurückgenöthigt hätte.

Zwanzigſter Brief.

Dürkheimer Kataſtrophe.

Mit drei Wägen von jungen Leuten aus England, Holland und vom Niederrhein näherte ſich B. ſeinem Philanthropin wieder, als er auf einmal in Oppenheim in der politiſchen Zeitung las, daß er durch ein Reichshofraths-Konkluſum von allen ſei-

ten Aemtern suspendirt sey. Heldenmüthig verbarg er sein Erstaunen und zog triumphirend in Heidesheim ein. In vier Wochen wurden schon die Englischen und Holländischen Kinder zurück gefordert, weil der Ruf von dem Konklusum bis dahin erschollen war.

Oeffentlich und gradezu wollte man sich für ihn nicht verwenden. Man wählte also den Weg des Supplicirens, sowohl von Seiten des Hofes als von Seiten der Gemeine; aber B. selbst supplicirte nicht. Würde ihn dies wohl beschimpft haben? Immerhin mag der Reichshofrath (wie auch der selige Semmler beständig frei behauptet hat) zu weit gegangen seyn. Man muß sich oft gegen niedrigere Gerichte demüthigen, und verwindet den Schmerz davon. Er konnte ja einige Unvorsichtigkeit zugestehen, er konnte sich den unvorsichtigsten Menschen auf Erden nennen (ganz Unrecht würde er so nicht gehabt haben). Statt der Supplik bat er um Kommunikation der Klage (nachdem der Spruch schon geschehen war; das hieß ja dem Gericht sein verkehrtes Betragen vorhalten), und erhielt keine Antwort, sondern es erfolgte an deren Stelle das Endurtheil, daß er aller seiner Aemter entsetzt sey, und im Nichtwiederrufungsfall das-

deutſche Reich meiden ſollte. Dagegen hätte ſich nun B. mit mehrerem Rechte an das Corpus Evangelicorum wenden können, als Piderit es ehemals gegen Semmlern that, und man würde ſich gewiß ſeiner angenommen haben. Aber B., an das Aufſehnmachen gewohnt, ſchickte lieber ein an den Kaiſer gerichtetes Glaubensbekenntniß nach Berlin, das man daſelbſt, wie er zu verſtehen giebt, mit etwas zu großer Eilfertigkeit drucken ließ, dadurch war dem Faſſe dann freilich der Boden ausgeſtoßen, und er würde nun hinterher wohl kaum beim evangeliſchen Korpus Hülfe gefunden haben.

In die Preußiſchen Staaten wollte er einmal. Semmler widerrieth ihm Halle: Teller, wie es ſcheint, nicht. Hatte er das Glaubensbekenntniß ſchon geleſen, ſo war des erſtern Widerrathen ſehr begreiflich. Aber genug, B. wollte einmal in die Preußiſchen Staaten, um dort recht frei von der Leber weg zu ſchreiben, und Semmler predigte tauben Ohren. Wie leicht war es, ſich ins Franzöſiſche Gebiet zu entfernen! das konnte allenfalls mit Sack und Pack und am hellen Tage geſchehen. Sein Vermögen war ja nicht konfiſcirt. Aber es heißt von einigen Leuten: ſie lieben die Finſterniß mehr, als das Licht, oder wenigſtens das Auffal-

lende mehr als das Gewöhnliche und Alltägliche. Wäre B. fein in der Nähe geblieben, so hätte er seines Vermögens besser wahrnehmen können, das nach seiner Versicherung, jedoch mit Ausschließung der Schulden, in 11000 Gulden, die im Philanthropin steckten, und in 1000 Rthlr. bestand, deren Werth im Superintendentenhause in Dürkheim noch anzutreffen war. Im Französischen Gebiete war er sicher, und der Graf, der selbst unter Französischer Hoheit Besitzungen hatte, würde ihm höchst wahrscheinlich daselbst einen sichern Aufenthalt gestattet haben. Daß er dem Fürsten vor seiner Abreise nicht noch persönlich aufwartete oder aufwarten durfte, scheint sehr bedenklich.

In Dienheim, einem Pfälzischen Dorfe, ohnweit Oppenheim, ward B., nachdem ihm ein Sekretair des Grafen 400 Gulden als einen Reisepfennig ausgezahlet hatte, auf einmal arretirt. Diese Arretirung möchte er gern auf Hrn. Rühl schieben, weil dieser sich erkundigt hatte, zu welcher Stunde B. in Dienheim eintreffen würde; aber wir erfahren den weitern Zusammenhang dieser Gefangennehmung nicht. Sein ehemaliger Hausshofmeister aus dem Philanthropin hatte sich zum Arrest erboten, wenn man B'n auch arretiren woll-

ſe, und ſo hatte man ihn arretirt. Das ſcheint eher ein Streich des katholiſchen Prieſters zu ſeyn, der nicht Profeſſor werden ſollte; und ſollte Rühl mit dem unter der Decke geſpielt haben?

Ein und zwanzigſter Brief.

Halle mit ſeinen Leiden und Freuden.

Endlich kömmt B. (im Anfang des vierten Bandes S. 17.) nach Halle. Daß dort alles † † † vor ihm gemacht (S. 18.), iſt wohl kaum wahr. Die Titelvignette ſtellt Kinder, mit Fingern auf B'n. zeigend, vor. Er ſelbſt iſt mit Pferdefüßen vorgeſtellt; da iſt alſo einmal etwas gemalt, daß die Leute nicht ſehen, ſondern nur zu ſehen glauben. Ein Prediger mit einem runden Prieſterkragen (dergleichen trägt man in Halle nicht) hält (nach Bennerſcher Art) einen Hut vors Geſicht. Dieſe Vignette treibt alſo die ohnehin große Uebertreibung noch weiter.

Herr Eberhard war von dem Berliniſchen Hn. Teller angewieſen, B'n ein Quartier zu verſchaffen. Das hatte er gethan; aber er ſtimmte in den Ton

seiner Klagen nicht mit ein, und hatte ihm eine Wohnung gemiethet, die ihn zum immerwährenden Bettler zu bestimmen schien. Dies Logis nahm B. also nicht an, sondern miethete sich in ein Haus ein, wo Hr. Semmler sein bekanntes Erziehungsinstitut gehabt hatte. Man versprach von Berlin aus, B'n zu unterstützen, und machte ihm zwar zu 300 Rthlr. Hoffnung, aber man gab sie ihm (wider sein Erwarten) nicht mit einmal, vermuthlich weil man glaubte, viel Geld mit einmal sey bei ihm nicht angewandt. Er will in allem aus Berlin 400 Rthlr. erhalten, und hernach die Fortsetzung der Wohlthat verbeten haben.

Allen seinen in Halle geschriebenen Büchern giebt er das größte Lob, vergißt auch bei den meisten nicht, anzumerken, was sie ihm eingebracht haben. So brachte ihm z. B. die kleine Bibel, die Mylius in Berlin verlegte, für jeden Bogen 1 Louisd'or, folglich zusammen 60.

Daß Hr. von Zedlitz ihn nicht eifriger unterstützt oder vielmehr ihn zuletzt fallen lassen, davon schiebt er die Schuld allein auf Hn. Semmler. Da thut er aber Semmlern wohl zu viel Ehre. Von dem ließ Hr. von Z. sich gerade am wenigsten leiten. Vermuthlich faßte er selbst nach und nach eine nach-

heilige Idee von B. an deren Erregung dieser selbst wohl die meiste oder gar alle Schuld hatte.

Der einzige wahre Freund, den er anfangs hatte, war Herr Trapp. Dieser bot sich ihm sogar an. Wer weiß das nicht zu erklären? Trapp war Semmlers abgesagter Feind, hatte das bekannte grobe Schreiben an ihn ungestraft drucken lassen. Schon um Semmlern zu ärgern, konnte der einen solchen Schritt thun.

Wundern muß man sich, daß B. seiner Reise nach Berlin fast gar nicht erwähnt. Man soll ihn dort beinahe durchgehends kalt empfangen haben, und noch jetzt von seinem moralischen Werth nicht viel halten.

Von seinen Collegien und deren Beifall spricht er sehr selbstgefällig. Wie leicht ists, aus mehreren Ursachen, für einen Mann von solchen Gaben, akademischen Beifall zu erhalten? und für einen Mann obenein, der so viel Dreistigkeit hat, die dem Burschen willkommen ist? Aber nun Beweise von dem wirklichen Nutzen, den diese Vorlesungen gestiftet haben, (denn den Hrn. v. Lamprecht giebt er nur für seinen Privatschüler aus,) wo bleiben die? Hat ihn der Prorektor (S. 98.) wegen der Eintreibung der restirenden Kollegienschulden schikanirt und

geäfft, ſo iſt das freilich nicht artig; aber nach meinem Geſchmack muß man auch in Einforderung der reſtirenden Kollegiengelder nicht zu ſtrenge ſeyn. In Halle iſt dieſe Strenge von jeher (einige Juriſten ausgenommen) am wenigſten Mode geweſen. Das Hr. B's ewige Bedürfniſſe ſich damit etwas ſchlecht vertrugen, glaube ich wohl.

Nach ſo vielen geſcheiterten Geldprojekten war B. noch nicht klüger geworden, und ließ ſich, wider Trapps Rath, mit der Buchhandlung der Gelehrten ein. Seinen dabei erlittenen Schaden berechnet er (aber man kennt ſeine Berechnungen ſchon) auf 400 Rthlr.

Doch Schade für das Zeitliche! In Halle kam B. endlich zum völligen Durchbruch und zur Reife. Die letzte Hauptbedenklichkeit, die ihn bisher vom Unglauben zurückgehalten hatte, ſchwand (S. 113.) und er ſah die klare Möglichkeit ein, daß Chriſtus ſein Lehrgebäude aus den Schriften der Griechiſchen Weiſen gelernt und zuſammengeſetzt haben könnte. Hierauf läßt ſich wohl nur mit 6 Ausrufungs- und 6 Fragezeichen antworten. Wer will, mag eine Diſputation de Chriſti eruditione Iudaica, *non* Graeca dagegen ſchreiben. Die allerletzte Sterbeglocke ſeines Glaubens ſchlug, als Trapp die Worte ſprach:

Ei, ei, Bahrdt glaubt an Offenbahrung. Hören Sie, Büttner, der Bahrdtius iſt noch ein Gläubiger. Auf ganz ähnliche Art hörte mancher auf, einen Teufel zu glauben, den er von Kindesbeinen an geglaubt hatte, blos weil man ihm zurief: Pfui, ſchämen Sie ſich! wer wird einen Teufel glauben? Bald darauf widerrief er in der Vorrede zu der dritten Ausgabe ſeines Neuen Teſtaments alle ſeine vor dem Durchbruch geſchriebene Schriften, d. i. alle bis auf das Glaubensbekenntniß incluſive. Die kleine Bibel wird wohl in die Zeit der Morgendämmerung gehören; denn in den Widerruf war ſie nicht mit einbegriffen.

Von ſeiner nunmehr erfolgenden Traveſtur der Bibel (Bibel im Volkstone und deren Fortſetzung unter dem Titel: Ausführung des Plans und Zwecks Jeſu) ſpricht er im Tone der wärmſten Vaterliebe. Schwerlich wird ein Menſch auf Erden ſeyn, welcher ihm glaubt, er habe dies Werk darum geſchrieben, um das Chriſtenthum (S. 123.) ſelbſt unter den Philoſophen wieder zu Ehren zu bringen. Beiläufig droht er, die Apoſtelgeſchichte auch noch zu traveſtiren (S. 128.)

Für mich war es eine Neuigkeit, daß er ſich S. 129. als den Verfaſſer des zu Züllichau erſchie-

nenen Magazins für Prediger, nämlich des größten Theils der erſten fünf Bände, bekannt. Es thut mir nun leid, daß ich dieſe Predigtentwürfe, die freilich ohnehin nicht in mein Fach gehören, nicht näher angeſehen habe. Die rechtgläubigſten Pfarrer haben ſie gebraucht, ſagt er. Das kann wohl ſeyn; zumal, wenn er den Schein der Orthodoxie angenommen hat. Es iſt auch dann weiter kein Wunder. Hätte er ſich indeſſen genannt, ſo würde man dieſe Entwürfe ſo gut für eine Frage gehalten haben, als das Syſtema theologiae Lutheranae orthodoxum. Die Erzählung von den Schwierigkeiten, welche über den Druck des letztern ihm erregt wurden, nimmt mehrere Seiten ein.

In der Geſchichte des Kirchen- und Ketzerallmanachs (S. 144.) ſind große Lücken. Ich erwartete z. B. zu leſen, woher die vielen Ausfälle auf Liefländiſche Gelehrte gekommen. Mir kam dies immer vor als ein aus dortigen Gegenden eingeſchickter Beitrag, den ſich B. ausgebeten haben mochte. In der zweiten Ausgabe (Sie verſtehen mich, was ich damit meine) waren mir die Ausfälle auf Prediger im Magdeburgiſchen viel erklärbarer.

Ich bin es ſchon lange überdrüßig, meine Meinung von B's häuslichen Zänkereien zu ſagen. Ein

Moralist ist zur Geduld wie zum Nachgeben verpflichtet; und wer sich die Kraft zutraut, das Publikum zu bessern und umzuändern, sollte davon in seinem eignen Hauswesen die Probe geben, oder er ist ein Pfuscher. Seine Frau kann viele Fehler haben, aber welche Frau hat sie nicht? Es scheint doch, als wenn sie unter seiner Zucht fehlerhafter geworden sey. Doch kein Wort mehr davon! So etwas gehört ohnehin nicht fürs Publikum, und allenfalls mag ihr Bruder, Herr Volland, das berichtigen.

Eben so wenig will ich Sie mit der Beurtheilung der Gartenstreitigkeiten behelligen, und allem, was dem im vierten Bande noch ähnlich ist.

Die Vertheidigung seines Einfalls, am Sonntage für Studenten und bürgerliche Personen die Moral zu lesen, hat mich nicht überzeugt. Da seine Moral doch gegen den öffentlichen Kanzelvortrag sehr abstechen mußte, und eine Art von Satyre darauf scheinen konnte, so kann man den Theologen ihre Machinationen nicht verdenken, die sie dagegen versuchten. Uebrigens scheint B. selbst zu glauben, daß, wenn die Sache bis an Friedrich den Großen gelangt wäre, Er den Sonntag dazu nicht würde bewilligt haben.

Wie sich nun einmal alles gegen den armen Bahrdtius verschwören muß, so thaten dies auch die Arbeiter an dem Kampischen Revisionswerke, als dessen Mitarbeiter er angenommen und bekannt gemacht worden war. Sie fanden an seinem eingeschickten Aufsatze so viel auszusetzen, daß er von der Theilnahme zurücktrat, so sehr auch Kampe dies bedauerte, oder wenigstens zu bedauern versicherte.

Da B. uns so sehr fleißig erzählt, welche unter seinen Büchern das meiste Glück gemacht haben, so hätte er billig auch erwähnen sollen, daß sein Wörterbuch über das Neue Testament dessen sehr wenig gemacht hat. Die Idee, das Griechische allenthalben mit Deutschen Buchstaben drucken zu lassen, welches nur dazu dienen konnte, daß manchmal ein Ungelehrter sich den Schein der Bekanntschaft mit dem Grundtexte gab, ist allgemein gemißbilligt worden. Unser R. wollte das Buch ganz durchstudiren, ist aber, wie er mir schreibt, dabei ermüdet. Ueber den Kaltsinn, womit sein Sittenbuch fürs Gesinde aufgenommen ist, wundert er sich ausdrücklich; er könnte aber leicht wissen, daß die meisten Herrschaften gegen das Lesen des Gesindes eingenommen sind, und viele das ungereimte Vorurtheil haben, daß das Gesinde nicht weiter zu bringen sey, als an das Porstische Gesangbuch und an den Kubach.

Seine Gefängnißgeſchichte hat B. in einem eigenen Buche beſchrieben, das etwas apokryphiſch iſt. Man erwartete in dieſer Lebensgeſchichte Nachträge dazu, aber man hat ſich geirrt. Alſo bleibt man in der vorigen Dunkelheit.

Dafür erzählt er uns mit gehörigen Reſervationen die Geſchichte ſeines Chriſtinchens, die Herr Volland im Voraus berichtigt hat. Den Namen Chriſtine hinzu zu ſetzen hat er weislich vermieden. Er ertheilt ihr die größten Lobſprüche, z. B. (S. 258.) daß ſie für drei Mann gearbeitet habe.

Ferner verklagt er den Profeſſor Tiling zu Mitau, wegen ihm noch reſtirender 150 Rthlr. beim Publikum, vor welchem Hr. Tiling ſchwerlich Recht nehmen wird.

Endlich ſchließt er ſeine Lebensgeſchichte mit einer ausführlichen Erwähnung ſeiner Händel mit Pott, woraus ich einiges ſchon in einem meiner vorigen Briefe angeführt habe. Höchſtens erhellet aus dem weitläuftigen Gerede ſo viel, daß P., der B'n Vater, ſo wie dieſer ihn Sohn nannte, ſich etwas unartig emancipirt hat. Wir ſind es aber ſchon gewohnt, daß B. immer mit denen am heftigſten zerfällt, für die er im Anfang am meiſten eingenommen iſt; und ſo oft eine neue Geſchichte dieſer

Art kömmt, fragt man: Ei, ist er dann noch nicht durch Schaden klug geworden?

Uebrigens ist seinem animalischen Menschen der Magdeburgische Arrest so gut bekommen, daß er sich nun zehn Jahr jünger fühlt. Daß er hingegen von Seiten des Muthwillens unverändert geblieben ist, zeigt unter andern seiner neuern Schriften sein äußerst sittenwidriger Anfall auf den Ritter von Zimmermann. So wenig ich diesen Mann und seine wirklichen Grobheiten vertheidigen will, so sehe ich doch nicht, womit er es verdienet hat, gerade von Bn. gemißhandelt zu werden. Was er von ihm gesagt hatte, waren doch wirklich nur Kleinigkeiten. Auch in Bahrdt mit der eisernen Stirne, in so fern dieser von Zimmermann herrührt, ist er am glimpflichsten unter allen beurtheilt. Ich lasse jetzt Trapps Schreiben an Semmler aus einem Bande, wo es unter andern Pieçen steht, ausreißen und mit der Schrift gegen Zimmermann als einen wahren Zwillingsbruder zusammen binden. Dann will ich par nobile fratrum darauf schreiben. Lassen Sie uns jetzt von beiden auf lange Zeit Abschied nehmen!

Ich ꝛc.

X.

Eulerkappers

Leben und Leiden;

eine tragisch-komische Geschichte

von

Friedrich Christian Laukhard.

Allen

seinen lieben Freunden

in der ihm unvergeßlichen Stadt Gießen

widmet diese erbauliche Historie

unter Versicherung seiner Achtung und Freundschaft

der Verfasser.

Halle, 1804.

In J. C. Hendels Verlage.

An die Leser.

Dieses Buch, dessen Titel schon hinlänglich sagt, was es seyn soll, konnte wohl ohne alle Vorrede in die Welt laufen: doch finde ich meiner selbst wegen für nöthig, einiges im Eingang anzumerken.

Man hat meinen Schriften den Vorwurf gemacht, daß sie mehrere Personalitäten enthielten, und auf Leute anspielten, welche ich hätte zur Schau

hinſtellen wollen. Ich habe dieſer unge-
gründeten und mir ſehr unangenehmen Exegeſe meiner Bücher öfters widerſprochen, aber vergebens: die künſtlichen Herren und Damen exegeſirten immer fort, und fanden ſtets Originale zu meinen Schilderungen.

Ich zweifle nicht, daß manche auch ſo mit meinem Eulerkapper umgehen werden. Aber da doch nach der alten ſehr wahren logiſchen Regel jeder der beſte Ausleger ſeiner eignen Worte iſt, ſo erkläre ich, daß kein Menſch in der Welt, weder ein lebender noch ein Todter, unter den im Eulerkapper genannten Perſonen gemeynt iſt, und daß

daß folglich alle personelle Erklärungen der hier aufgeführten Begebenheiten durchaus falsch und grundlos sind. Nie hat ein Pastor Simon, ein Superintendent Quodammodarius, ein Bürgermeister Rumpf, ein Magister Acflaß u. s. w. existirt.

Zwar habe ich meinen Eulerkörper zu Gießen agiren lassen: aber dies gereicht der guten Stadt Gießen nicht zum geringsten Nachtheile. Ich bin dieser lieben Stadt herzlich gut; ich habe in ihrem Zwinger mehrere Jahre verlebt, und manche Freude, manches Vergnügen daselbst genossen, und erinnere mich noch immer dankbar an das

brave Gießen, wo ich noch bis jetzt viele Freunde habe. Die Herren Gießer werden gewiß mit mir nicht zürnen, daß ich den Eulerkapper zu ihnen schickte.

In Gießen hat zwar ehedem ein gewisser famöser Kerl, welchem die Studenten den Beynamen Eulerkapper gegeben hatten, gelebt, aber mein Eulerkapper ist doch wohl, wie jeder Gießer bezeugen muß, eine ganz andre Personage, als jener im Jahr 1796 in der Kaplansgasse zu Gießen verstorbene Eulerkapper.

Also die Hand her, meine Herren Gießer: ich habe Sie nicht beleidigt, nicht

nicht einmal dem Scheine nach; wir sind gute Freunde und wollens auch bleiben: vielleicht besuche ich Sie bald!

Ich will hoffen, daß übrigens das Lesen dieses Buchs meinen lieben Lesern keine lange Weile machen soll.

Den Recensenten habe ich gar nichts zu sagen: diese Herren wissen ja ohnehin alles, besonders die Herren von der Jenaischen und von der Berliner Recensionsfabrik, und nehmen es daher gar übel, wenn sich ein Schriftsteller untersteht, sie belehren zu wollen. Zwar quadrirt auf die Recensenten nur zu oft jener Spruch des Terentius:

Faciunt nae intellegendo, ut nihil intellegant.

Aber

Alles das thut nichts zur Sache: bey aller Ignoranz, bey aller Superficialität und bey allem Aberwitz bleiben die Herren doch allerseits und allerhitzig. Geschrieben zu Halle den 10. Junius 1803.

F. C. Laukhard.

Erſtes Kapitel.

Prolegomena zur Exiſtenz des Helden.

Was granzt Sie denn, Jungfer Sibylle? ſprach der Herr Paſtor Selſam zu Kirchberg, und klopfte ſeine Pfeife auf den Ofen aus. Jungfer Sibylle antwortete keine Sylbe, und fuhr fort zu granzen.

Kurjos, ſagte Herr Selſam, Sie weiß wohl ſelbſt nicht, warum Sie granzt? Sprech' Sie doch! Ich meyn's, Gott weiß es, recht gut mit ihr: entdeck' Sie mir Ihren Kummer, vielleicht daß ich helfen kann.

Sibylle (ſchluchzend). Ach Herr Paſtor, was mir fehlt, kann kein Menſch gut machen.

Paſtor (ſehr ruhig). Nun dann müſſen wir beten, daß es der liebe Gott thut, bey dem kein Ding unmöglich iſt. Sag' Sie immer Sibylle, was Ihr iſt?

Sibylle.

Sibylle. Ach, lieber Herr Pastor — ich bin — ich bin (schluchzt).

Pastor. Nun, was ist Sie denn, Sibylle?

Sibylle. Ach ich bin — ein armes (weint heftig) unglückliches Mädchen.

Pastor (zündet seine Pfeife an). Sey, Sie nicht undankbar gegen den lieben Gott, Sibylle. Der liebe Gott ernährt alle Creatur, da er dem Fleisch seine Spise und dem Vieh sein Futter giebt, den jungen Raben sogar, die den Herrn anrufen, wie's im Psalm heißt. Reich machen will Gott nicht jedermann: was würde das auch werden, wenn jedermann reich wäre? Wer würde arbeiten wollen? Was Sie anbelangt, Sibylle, so hat Sie ja Ihr Brodt und Ihre Kleider, und Ihre Arbeit ist doch bey mir auch nicht so arg. Sterbe ich einmal, so erbt Sie noch etwas von mir. Will Sie mehr?

Sibylle. Ach, liebster Herr Pastor, ich habe darüber keine Klage. Ach, wenn ich nur nicht so unglücklich wäre!

Pastor.

Paſtor. Nun, was iſt denn mit Ihr?

Sibylle. Lieber Herr Paſtor, in an — ach — in andern Umſtänden.

Paſtor (legt die Pfeife auf den Tiſch und ſteht auf.) Was ſagt Sie, Sibylle? Sie wäre ſchwanger?

Sibylle (ſchluchzend.) Ach — ja — lieber Herr Paſtor!

Paſtor. Hm, hm, ſo was hätte ich doch von Ihr nicht gedacht! Mit welchem Bauernburſchen hat Sie denn zu thun gehabt.

Sibylle. Ach Gott, es war kein Bauernburſche.

Paſtor. Je nun, ſo muß es ein Soldat geweſen ſeyn, und dann wärs deſto ſchlimmer. So ein Kerl wiſcht ſich das Maul, und dahin geht er.

Sibylle. Ach, ſo iſts alle nicht. Bey der letzten Kirchenviſitation —

Paſtor. Was, bey der Kirchenviſitation? Ich will doch nicht hoffen, daß der Herr Superintendent Quodammodarius —

Ja,

Ja, ja, der ist so ein Vexatious! Ich kann ihn gar nicht leiden wegen seiner Zoten, die er unaufhörlich reißt. Kein rechter Christ soll faul Geschwätz aus seinem Munde gehn lassen, wie der heilige Apostel befahl, und wenn ein großer Geistlicher Zoten reißt, wie ein Musketier auf der Hauptwache, so ists noch scandalöser. Ja, ja, wessen das Herz voll ist, des geht der Mund über. Der Herr Superintendent wird wohl —

Sibylle. Ach nein, es war nicht der Herr Superintendent — es war der Herr Candidat Simon —

Pastor. Der Candidat Simon, das Factotum des Superintendenten? Ja, ja, nun geht mir ein Licht auf. Der Schleichhans, der von nichts als von Moral und Tugend spricht, und alle Ketzer widerlegt, und auf die Neuerer schimpft wie ein Rohrsperling! Das sind mir die rechten Kerle — Aber, was ist nun zu thun? Sie muß doch einen Vater zu Ihrem Kinde haben. Ich werde an den Superintendenten schreiben:

oder beſſer, ich rede mit ihm. Künftige Woche reiſe ich nach Gießen, da will ich die Sache examiniren.

Sibylle. Sie jagen mich doch nicht aus Ihrem Hauſe, Herr Paſtor?

Paſtor. Behüte Gott, ich will Sie nicht zur Verzweiflung bringen: Sie könnte gar Ihr armes Kind umbringen.

Sibylle ging getröſtet vom Paſtor an ihre Arbeit, und dieſer nahm ſeinen Hut und Stock, und ging aufs Feld, um zu überlegen, was er für das arme Ding thun könnte. Sibylle ſahe den Paſtor weggehen, und lief zur Nachbarsfrau, um dieſer gleichfalls ihre Umſtände zu entdecken. Die Nachbarsfrau entdeckte die Sache weiter, und ehe zwey Stunden vergingen, wußte das ganze Dorf das Geheimniß des Pfarrhauſes.

Der Cantor Schönleben zu Kirchberg war ein Erzſaufaus, und ſaß alle Tage in der Schenke, wo er mit den Bauern Solo und Daus um Daus ſpielte, ſich mit ihnen ſehr oft herumzubalgte, und endlich taumelnd

melnd nach Hause zog. Der Pastor koramirte ihn wegen dieses ärgerlichen Lebens öfters deib heunter, und drohte ihm stets, die Sache ans Consistorium zu berichten, unterließ es aber immer aus der ihm natürlichen Gutherzigkeit. Der Cantor aber erboßte sich über den Pastor, und suchte eine Gelegenheit, sich an ihm wegen der häufigen Pillen zu rächen, die er ihm zugetheilt hatte. Seine Cantbrüder, welche der Pastor öfters abkanzelte, waren gleichfalls gegen den guten Mann aufgebracht, und ließen sich vom Cantor leicht bewegen, folgendes Schreiben an den Superintendenten Quodammodarius zu Giessen zu unterschreiben, welches der Cantor concipirt und mundirt hatte.

Allerhochwürdigster und Achtbarer, Hoch- und Tiefgelehrtester, Hochedelgeborner, Gnädiger und Dienstfreundlicher Herr Generalsuperintendent!

Ew. Excellenz Hochwürden müssen wir die Endesunterschriebenen mit bangem Herzen und zerschlagenem Geiste vorstellen,

wie

wie daß unser Herr Pastor Selsam der hiesigen christlichen Gemeinde ein gar großes Scandalum, Aergerniß und Stein des Anstoßes giebt; gestalten derselbe wohlbenannte Herr Pastor Selsam eine Köchin hat, oder Haushälterin, Namens Anna Sibylla Calexin, welche sich zu ihrer größten Schande, Unglück, Schaden und Schimpf in gesegneten Umständen befindet. Alldieweilen aber ein solcher Casus und Vorfall der ganzen Gemeinde ein großes Scandalum und Aergerniß giebt, maßen das Gerücht geht, als wenn der Herr Pastor Selsam, als welcher caelebs oder ohne Frau ist, gar leicht selbst in eigner geistlicher Person in Verdacht gerathen könnte, als wenn durch sein Zuthun die Jungfer Sibylla in das große Unglück der gesegneten Umstände gerathen, als bitten wir Ew. Magnificenz Hochwürden unterthänigst, gedachtem Herrn Pastor anzubefehlen, die gedachte Jungfer Sibylla aus dem Pfarrhause zu removiren und wegzuschaffen, und also die Priesterwohnung von der Unreinigkeit

keit zu reinigen. Sind übrigens mit aller Dienstfreundlichkeit und hoher Gewogenheit wie auch Affection

Ew. Magnificenz Hochwürden

schuldige Diener

Kirchberg, am Tage Walpurgis den 1sten May 17 —

Franz Carl Schönleben,
als Cantor.
Töffel Kreuzhaus,
als Richter.
Jobsen Bierkümmel,
Dalpsch Rothkönig,
als Schöppen.
Ulrich Bindfaden,
Barthel Schaaf Wenigtüchtig,
als Kirchenältesten.

Herr Quodammodarius, der Superintendent, hatte den Pastor Gelsam, weil dieser seine Hochwürden einst ermahnt hatte, doch nicht stets zu hackschen und mit der großen Glocke zu läuten: deswegen freute er sich, dem alten Mann wehe thun zu können, und resolvirte sofort auf das kauderwelsche Gesudel des Cantors Schönleben, daß die Jung-

Jungfer Sibylle aus dem Pfarrhaus gebracht werden sollte, und zwar Angesichts dieses, wie's im Schreiben hieß; ferner sollte der Pastor Selsam sich nächsten Sessionstag würde seyn der 12te anni et mensis currentis vor einem Hochlöblichen Consistorio zu Gießen stellen, auf die ihm vorzulegenden Fragen gebührend antworten und das Weitere erwarten.

Zweytes Kapitel.

Das Scandal.

Pastor Selsam saß auf seinem Sorgsell, an andern Orten Großvaterstuhl, im Elsaß aber das Faulbelzel genannt, und rauchte seine Pfeife Taback: am Tische saß Jungfer Sibylle, und nähete am Zeuge für ihr zu erwartendes Kind, als der Consistorialbote von Gießen eintrat, und dem Herrn Pastor das große Schreiben einhändigte. Der Pastor wollte sofort das Schreiben öffnen, aber der Bote hinderte ihn daran, und forderte

derte erst seine Bezahlung, nämlich dreyßig Kreuzer.

„Je nun, mein Freund, sagte der Pastor, ich werde Ihn schon bezahlen: laß Er mich doch erst das Ding lesen.“

Bote. Ah nicht kühr an, Herr Pastor: erst Geld her, und dann lesen Sie ins Henkers Namen bis übermorgen.

Pastor. Er ist ja gewaltig mißtrauisch!

Bote. Muß ich nicht? Neulich brachte ich auch ein Schreiben an den Pfaffen zu Großenlinden; der nahms und las es, und darnach hatte der Lump kein Geld. Ich mußte abziehen, und habe noch nichts. Ein gebranntes Kind scheut's Feuer: also bezahlen Sie.

Pastor. Hier mein Freund! (giebt ihm Geld) Aber unter uns gesagt, Er ist ein grober Mann.

Bote. Meinetwegen mag ich auch ein grober Esel seyn, wenn ich nur meine Moneten habe. Adjes Herr Pastor (ab).

Der Pastor öffnete das Schreiben, und las es durch. „Hm, hm, das ist doch kurios, sagte er! Aber was ist zu machen, Sibylle, Sie muß aus dem Haus.“

Sibylle. Ach Herr Pastor! Ach, warum dann? Sie haben mir ja versprochen, mich nicht zu verstoßen?

Pastor. Wohl habe ich das, und würde auch gewiß Wort gehalten haben: aber das Consistorium will es anders, und ich muß gehorchen.

Der Pastor erklärte hierauf die Macht des Consistoriums über die Pastoren, und Sibylle sahe ein, daß er sie nicht behalten könne, da die gestrengen Herren zu Giessen anders verordneten; sie gab sich, freylich mit vielen Thränen und Seufzern drein, und auf den Rath des Pastors ging sie fort, um sich im Dorfe ein Logis auszumachen, wo sie ihre Wochen halten könnte.

Sie ging zum Cantor Schönleben, und bat ihn, ihr ein Stübchen einzuräumen; dieser erklärte, daß das Schulhaus eben so wie

das Pfarrhaus eine geweihte Wohnung sey, und durch eine unehrliche Niederkunft nicht besudelt werden dürfe. Der Richter Tessel Kreuzhaus wies sie gleichfalls ab, und schalte sie eine Pfaffenhure über die andere: weinend ging Sibyllchen zum Schöppen Jobsen Bierlümmel, welcher eben aus der Schenke kam, wo er sich besoffen und sein Geld verloren hatte. Wegen des Verlustes und der aus der Zänkerey entstandenen Prügeley, war Bierlümmel ausserordentlich aufgebracht, ob er gleich nie bey guter Laune war: denn heitere gute Laune findet sich bey versoffenen Leuten sehr selten, bey zänkischen Spielern aber gar nicht. Bierlümmel hatte schon bey seiner Zahausekunft Frau und Kinder zum Haus hinausgejagt, und schickte sich eben an, nach der Schenke zurück zu kehren, und da sein Glück von neuem zu probiren, als ihm die arme Sibylle auf der Treppe vor der Hausthüre entgegen kam.

Was will Sie, fragte Jobsen Bierlümmel mit barscher Stimme.

Sibylle

Sibylle. Ach lieber Herr Schöppe, ich habe eine gar große Bitte an Ihn.

Bierkümmel. Na, mach Sie's kurz: ich hab' da keine Zeit, Maulaffen feil zu tragen.

Sibylle. Mein Herr, der Herr Paſtor, läßt Ihn bitten, mir doch ein Stübchen in ſeinem Hauſe zu vermiethen — Er weiß, in welchen Umſtänden ich bin, und im Pfarrhaus kann ich nicht bleiben.

Bierkümmel. So, weil Du Nickel nicht im Pfarrhauſe Deinen Balg beherbergen kannſt, ſoll mein Haus dazu gut genug ſeyn. Reiſe, verfluchte Hure, oder ich trete Dir die Kaldaunen aus dem Leibe heraus.

Sibylle wollte dem aufgebrachten Flegel ſein Unrecht demonſtriren, und ſuchte ihn auf ſanftere Gedanken zu bringen: aber Freund Bierkümmel gab ihr einen ſo heftigen Stoß, daß ſie rücklings die Treppe herunter fiel. Brummend ſchmiß er die Hausthüre zu, ließ die Gefallene liegen, und ging nach der Schenke; Sibylle raffte ſich auf,

und schlich unter tausend Thränen nach der Pfarrwohnung zurück.

Der Herr Pastor war zu seinem Freund und Disputirbruder, dem Pastor Tiefenbach nach Reiskirchen gegangen, und hatte den Hausschlüssel mitgenommen: die arme Sibylle konnte daher nicht ins Haus, und da sie mächtiges Bauchgrimmen empfand, so kroch sie in den Kuhstall, und warf sich auf ein Bund Stroh.

Ihre Schmerzen mehrten sich, und ihr Gestöne wurde von einem alten Mütterchen gehört, dessen Wohnstube nur durch eine dünne Wand von dem pastorischen Kuhstall getrennt war. Das alte Mütterchen, von Mitleid durchdrungen, eilte dahin, wo das Gestöhne herkam, und fand Sibyllchen, von welcher sie oft Brodt, Käse und Milch umsonst bekommen hatte, in den kläglichsten Umständen. Unter vielen hundert „ach Herr Jeh! ach du liebe Zeit!“ untersuchte sie Sibyllens Umstand, und erklärte, daß ihr Ständlein gekommen sey, und daß die Kindmutter geholt werden müsse. Nach

Nach dieser Erklärung eilte die Alte fort, und kam eine Minute hernach mit der Frau Hebamme zurück. Diese machte ihre Sache so hübsch geschickt, daß Sibyllchen nach einer Stunde schon einen derben Jungen an ihrem Busen liegen hatte, und dieser Junge ist eben der Held dieser wahrhaften Historia.

Der Pastor hatte seinen Disputirbruder zu Reißkirchen nicht angetroffen: dieser war nach Gießen gegangen, um dort dem Professor Alefeld, welcher die Existenz des diabolus succubus und incubus geleugnet hatte, die Wahrheit zu sagen. Herr Selsam kehrte daher wieder zurück, und wanderte sich, als er ein Geschnatter in seinem Pachthofe hörte, als wenn alle Gänse aus dem ganzen Dorfe darin versammelt wären. Er trat hinein, und sah nun die ganze Bescherung: Sibylle auf dem Stroh mit einem Kinde an der Brust, jammerte den Barmherzigen in der Seele, er befahl, sie sogleich in ihr Bett zu bringen, und legte selbst Hand an. Dann wurden Milchsuppen

pen gekocht *) und der Kindbetterin nach vorher gegebenen Schnapps so reichlich zugebracht, daß Sibyllchen würde hingefahren seyn, wenn sie nicht eine ächt Büseckerthäler Natur **) gehabt hätte.

Indessen hatten die Herren in der Schenke gehört, was im Pfarrhofe vorgefallen war. Der Cantor Schönleben, welcher mit dem Richter Kreutzdaus und den Schöppen Bierlümmel und Rothkönig spielte, hatte eben ein Kännchen Schnapps bezahlen müssen, und war deßwegen ärgerlich. Er schmiß die Karten weg und rief: Kreutzsackerment, wir sind auch rechte Kerle, daß wir uns hersetzen, und um Nullen spielen, indeß im Pfarrhause die gröbsten Scan-

*) Von dieser an vielen Orten noch so gewöhnlichen Unart, Wöchnerinnen zu vergiften, s. den Arzt von Unger B. 3. S. 227. f.

**) Sie war aus dem Büsecker Thal, unweit Gießen, zu Hause, wo die Leute, nach dem gemeinen Ausdruck, eine rechte Pferdenatur haben.

Scandalia vorgehen. Der Pastor hat Befehl vom Consistorium, das Mensch aus dem Hause zu schaffen, und nun hat sie gar darin ihr Wochenbett. Schwerenoth, wenn wir das leiden, so sind wir Hungsfütter! Ja wohl sind wir Hungsfütter, erwiederte Bierlämmel und Königbaus; alloh, alloh, nach dem Pfarrhause, und das Mensch auf die Gasse!

Einige beschiffene Bauern gesellten sich zu dem Cantor und dem Richter, und nun gings nach der Wohnung des Pastors. Dieser war eben im Begriff, an's hochlöbliche Consistorium zu schreiben, und sich wegen des Vorfalls mit Löwlichen zu entschuldigen, als die rasenden Bauern, vom Cantor angeführt, eintraten, und mit aller bäurischen Impertinenz und Grobheit die Exportation des Kalbs und der Hure, wie sie Tibyllchen schalten, aus dem Pfarrhause forderten.

Der Pastor stellte den Rasenden ihr Unrecht vor, und meinte, es sey doch unmensch-

menschlich, eine kranke Wöchnerin aus dem Hause auf die Straße zu werfen, sie könnte ja Schaden nehmen, und gar darüber hinfahren; aber die Bauern meinten: es läge gar wenig daran, wenn so ein Nickel überfahre: es sey auch besser, daß sie auf der Straße krepirte, als daß die Pfarrwohnung noch länger entheiligt würde.

Schon machten sie Anstalt, Sibyllen aus dem Bette zu reissen und weg zu transportiren. Die Weiber, welche zugegen waren, schrien Zeter Mordio, der Pastor bewaffnete sich mit seinem Filialestocke, und stellte sich neben das Bett seiner Haushälterin, um sie gegen die Angriffe des besoffenen Cantors und seines Gefolges zu vertheidigen; aber seine Kräfte waren zu schwach, er wurde derb zurückgestossen, und schon hatten die wüthenden Kerle die Bettdecke herunter gerissen, als der Korporal Kasian hereintrat.

Was Schwerenoth giebt's denn hier? Was ist das für ein sackermentalischer

Lär-

Lärmen, sagte Herr Fasian, der Husarenkorporal, welcher mit einigen andern Husaren von Stauffenberg vom Commando kam, und bey dem Pastor einen Schnapps machen wollte.

Gott Lob und Dank, rief der Pastor, und setzte seine Perücke wieder auf, welche ihm der Cantor vom Kopfe geschlagen hatte, Gott Lob und Dank, daß Sie kommen, Herr Fasian! Stehen Sie mir bey wider diese Unchristen da!

Was wollen denn die Lausebengel, die Flegel, fragte Fasian, und strich sich den Knebelbart.

Der Pastor erklärte kürzlich den status [illegible].

Eh so soll ja der Teufel den Flegeln in den Magen fahren, fluchte Fasian und zog seinen Säbel! Wollen die Bengel reisen, oder ich haue ihnen Nasen und Ohren ab! Die Rökel die! So'n Saustuder von Cantor, so'n Dorfochs von Richter, und solche Schweinigel von Schöppen, wollen

einen

einen braven Mann disjustiren! Ihr könnt mir schön an, Ihr Lumpenkäule; reist, oder ich mache Euch Beine!

Der Cantor und seine Begleiter trafen die Thüre, stürzten auf der Flucht die Treppe hinunter, und kamen mit blutigen Köpfen nach der Scheuke zurück. Hier saßen die beyden Husaren, welche mit dem Korporal auf Commando gewesen waren. Der Cantor und seine Gesellen sahen diese vor Wuth nicht, und ergossen sich in Schimpfreden über den Korporal. Die Husaren, welche nicht leiden wollten, daß Schulmeisterlein und Bauern sich über ihren Korporal in Schimpfwörtern üben sollten, griffen nach Knitteln, gerbten den Schimpfern das Fell rein durch, und warfen sie zur Thüre hinaus.

Im Pfarrhause war alles ruhig geworden, und der Pastor hatte seinem Meister Hansen einen großen Schnapps gereicht. Der Pastor nahm sich vor, den folgenden Tag noch Giessen zu reisen, und der Korporal

poral versprach, gleichfalls vor dem Consistorium zu erscheinen, und die Aussage des Pastors, in Hinsicht auf die Impertinenzen der Bauern und des Cantors, zu bestätigen. Damit aber die Kerle nicht einen Scandal machen möchten, legte Fasian einen von seinen Husaren ins Pfarrhaus zur Sauvegarde, und ritt mit dem andern nach Gießen.

Drittes Kapitel.

Die Substitution.

Der Cantor war eher zu Gießen, als der Pastor dahin kam. Früh machte er sich auf, nahm eine große Knackwurst, und trug sie zum Herrn Superintendent Quodammodarius. Dieser war ein großer Freund von Bauernwürsten, so groß, als es nur ein Feldwebel oder Kaptenarmus *) seyn

*) Ich schreibe dieses Wort wie man es gewöhnlich ausspricht. Eigentlich sollte man capitaine d'armes schreiben.

seyn kann. Freundlich nahm er die Wurst aus der Hand des Cantors, ließ ihn neben sich hinsitzen, und fragte ihn, warum er schon so früh nach Gießen gekommen sey?

Der Cantor erzählte dem hochwürdigen Herrn ein Langes und Breites von dem grausamen Skandal und Aergerniß, welches sich am vorigen Tage zu Kirchberg im Pfarrhause begeben hatte, und räsonnirte dabey so stark über die Uebertretung des Gebotes, welches das hochwürdige Consistorium gegeben hatte, daß der Superintendent aufsprang, auf den Tisch mit beyden Fäusten schlug, und hoch aufschwur, daß dieser Mangel an Subordination dem Ehrenpastor theuer sollte zu stehen kommen. Der Cantor hatte nun seinen Zweck erreicht, und ging weg, um bey Eberhard Busch einen halben Schoppen zu machen.

Indessen war der Pastor Seisam zu Gießen angelangt; er machte erst ein Schlückchen Rheinwein beym Wirth im Einhorn, genannt der grobe Müller, und

nach-

nachdem dies geschehen war, ging er in das Haus des Herrn Quodammodarius, und ließ sich melden. Madam Quodammodarius, welche, weil Pastor Celiam keine Frau hatte, nicht mit zu ihm auf die Kirchenvisitation kommen und keine Küchenvisitation bey ihm anstellen konnte, war dem guten Manne abgeneigt, und ließ ihn eine gute Weile vor der Thüre warten, bis sie ihn zum Herrn Gemahl ins Protzstübchen, (so nannte Herr Quodammodarius sein Studierzimmer,) — hineinführte.

Quodammodarius saß eben an Gunneri Institutionibus theologiae dogmaticae und zwar am Artikel de communicatione idiomatum, um sich zu seiner Lection zu bereiten: denn er hatte drey Zuhörer, welchen er die heilige Dogmatik vorlesete. Er war sehr vertieft, oder schien es doch zu seyn, wie der selige Johann Christian K..., wenn ihn die Frau zum Studiren ermahnte, und er am Fenster lag, und die Steine auf der Gasse angukte. Der Pastor mußte einige

Mal

Mal räuspern, und mit dem Stocke pochen, bis endlich das grose Kirchenlicht aus seinem gelehrten Taumel erwachte.

„Wer ist denn da, fragte der Superintendent, ohne sich umzusehen?“

Pastor. Ich bin's, Ihr Hochwürden.

Superintendent. Wer ist der Ich?

Pastor. Der Pastor Selsam von Kirchberg.

Superint. (hastig aufspringend). Ah bene, bene, daß Sie selbst kommen. Ich hätte Sie ohnedies durch den Consistorialboten hieher beschieden lassen. — Haben schön Zeug gemacht, Herr, das muß wahr seyn, allerliebstes Zeug.

Pastor. Ich bin mir nichts Böses bewußt, hochwürdiger Herr.

Superint. Nichts bewußt? Also ist das nichts Böses, wenn man die Befehle seiner Obrigkeit gering achtet, dawider handelt, und gerade das Gegentheil von dem thut, was

her

befohlen worden iſt. He, Herr, iſt das vielleicht etwas lobenswürdiges.

Paſtor. Nein, Ihre Hochwürden: aber ich habe dies auch nicht gethan. Doch ich merke, man iſt mir ſchon zuvorgekommen, alſo erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den ganzen Vorgang erzähle.

Superint. Machen Sie's nur kurz.

Paſtor. So kurz, als es möglich ſeyn wird.

Hierauf erzählte der Paſtor den ganzen Vorfall, und machte ſich anheiſchig, alles durch glaubwürdige Zeugen zu beſtätigen. Der Superintendent horchte unterdeſſen: als aber endlich der Paſtor mit ſeiner Relation fertig war, ſchüttelte der Hochwürdige den Kopf, machte einige Mal Hm, Hm! und befahl dem Paſtor den folgenden Tag früh halb neun Uhr auf der Conſiſtorialſtube zu erſcheinen. Der Paſtor, welcher den Superintendenten kannte, und wußte, daß ſein Starrkopf nie von dem abging, was er einmal geſagt hatte, machte ſeinen Kratzfuß, und wollte fort.

Appro-

Uprepos, rief der Superintendent, noch ein Wort, Herr Paſtor.

Paſtor. Zu Befehl, Ihre Hochwürden.

Superint. Wer iſt denn der Vater zu dem Hurenbalg? Sie ſollten ſich ſchämen, in Ihrem Hauſe ſolches Gewerbe zu leiden.

Paſtor. Ich konnte leider, die Gelegenheit nicht verhindern.

Superint. Es war aber Ihre Schuldigkeit, alle verdächtige Mannesperſonen aus Ihrem Hauſe zu jagen.

Paſtor (lächelt). Was würden Ihre Hochwürden geſagt haben, wenn ich einen von Ihrem Gefolge bey der letzten Kirchenviſitation hätte fortjagen wollen?

Superint. (heftig) Von meinem Gefolge? Herr, wiſſen Sie auch, was Sie ſprechen.

Paſtor. O ja! Ich will's Ihnen nur ſagen, der Herr Candidat Simon iſt der Urheber des ganzen Scandals, und der Schwängerer meiner Haushälterin. Wir

haben

haben Beweiſe genug dazu, auch ohne daß das Mädchen ſchwören müßte; dieſe Beweiſe werde ich morgen dem Conſiſtorium vorlegen.

Der Superintendent erblaßte: denn dieß war ein garſtiger Strich durch ſeine Rechnung. Der Candidat Simon war eben im Begriff eine Pfarrey zu erhalten; er war zwar ſchlecht im Examen beſtanden, aber er unterhielt ſchon ſeit langen Jahren ein Liebesverſtändniß mit der Schweſter Seiner Hochwürden, einer ſchiefhälſigen ſechs und dreyßigjährigen Mamſell, und der Superintendent, welcher ſeiner Schweſter doch auch noch gerne die Freuden der Ehe gegönnt hätte, machte, daß der Herr Candidat Simon die Pfarre erhielt, unter der ausdrücklichen Bedingung, ſich gleich drey Wochen nach der Inſtallirung mit Mamſell Anne Urſel Quodammodarius ehelich zu verbinden. Nun hatte der Candidat ein Kind fabricirt, und kam die Sache heraus, ſo war die Pfarre verloren, und wo blieb alsdann Mamſell Anne Urſel?

In der größten Verlegenheit ging der Superintendent in der Stube auf und ab: endlich näherte er sich dem Pastor freundlich, und bat ihn, sich nieder zu setzen. Obgleich der Pastor noch nie im Haus des Superintendenten gesessen hatte, so machte er doch Gebrauch von der ihm zugestandnen Freyheit und setzte sich: der Superintendent setzte sich neben ihn, und klingelte. Der Famulus, ein hungriger Stipendiat aus der Herrschaft Epstein, erschien. Ich lese heute nicht, sagte der Hochwürdige: bring Er eine Flasche Malaga herauf *). Der Pastor wußte nicht, was er sagen sollte, als ihm der Superintendent Malaga einschenkte. So etwas war ihm noch nie in praxi vorgekommen,

*) Vor nach nicht sehr langer Zeit, war es in Gießen Mode, daß der Ephorus die Stipendiaten oder Freytischler per Er anredete: doch ist dies jetzt nicht mehr so. Wenn aber ein gewisser Hofrath und Professor Sch. in Jena gelehrte Männer Er nennt, so ist das ein Beweis, daß manche Gelehrte recht grobe Gesellen sind.

men, doch verbarg er ſeine Verwunderung und trank tapfer drauf los.

Endlich nahm ihn der Hochwürdige freundlich bey der Hand, und ſagte: nicht wahr, Herr Paſtor, wenn man ohne der guten Sache zu ſchaden, einen Gefallenen retten kann, ſo muß man es auch thun?

Paſtor. Nicht anders, Ihre Hochwürden; ſo will es die Vernunft und die Religion.

Superint. Warum aber wollen Sie es denn nicht thun?

Paſtor. Ich ſehe nicht ein, wie Sie das meynen.

Superint. Sie wollen doch den Candidat Simon als Schwängerer Ihrer Haushälterin angeben.

Paſtor. Allerdings: denn ich muß.

Superint. Und wer zwingt Sie?

Paſtor. Meine Pflicht: denn erſtlich muß ja doch das Kind einen Vater haben: zweytens muß es ernährt werden.

Superint. Aber der Simon wird dadurch unglücklich.

Pastor. Freylich wohl: aber ich bin nicht Schuld daran: warum war er so vorwitzig? Und wie's im Sprüchwort heißt:

Vor gethan und nach bedacht,
Hat Manchen in groß Leid gebracht.

Superint. Wie aber, wenn man dem Kind einen Vater, das heißt einen Mann, der seinen Namen dazu hergiebt, und eine hinlängliche Nahrung verschaffen könnte?

Pastor. In diesem Fall würde ich gerne zugeben, daß Simon aus der Schlinge gezogen würde. Er hätte zwar verdient, niemals eine Pfarre zu bekommen: aber wir sind ja alle sterbliche Menschen.

Superint. Bravo, Herr-Pastor, das heiß ich vernünftig gesprochen. Jetzt bitte ich Sie, reinen Mund zu halten, und mich sorgen zu lassen. Sie kommen morgen nicht vors Consistorium, auch mag Sibylle in Gottes Namen in Ihrem Hause bleiben.

Der

Der Pastor ging vergnügt nach Hause, und schon am folgenden Tag erhielt er vom Superintendenten folgenden Brief:

T. P. Hochgeehrtester Herr Pastor!

Der Ehrsame Johann Nickel Kapper, Schornsteinfegergeselle dahier, giebt coram notario publico Herrn Strohmichel folgendes ad protocollum, wie er beym Schornsteinfegen zu Kirchberg im Pfarrhause sich mit der Haushälterin des S. T. Herrn Pfarrers fleischlich vermischt habe, und daher nicht leugnen könne, daß er Vater zu dem von ihr neugebohrnen Kinde sey. — Sie werden daher die Güte haben, gedachten Johann Nickel Kapper, gebürtig aus Bunzlau in Schlesien, als Vater des Kindes quaest. in das Kirchenbuch einzutragen. Was übrigens die Alimentation des Kindes betrifft, so empfängt dasselbe vierzehn Jahr nach einander jährlich 24 fl., thut zusammen 336 fl. oder 30 Carolin 6 Gulden, welche ich Ihnen hiermit zusende, und mir eine Quittung darüber ausbitte. Sie werden

schon

schon für Mutter und Kind Sorge tragen. Bin übrigens mit aller Hochachtung

Gießen Ihr

den 12ten May

17 — ergebenster

Joannes Georgius Quodammodarius,
S. S. Th. D. ejusdemque, Prof. P. O.
nec non Rev. Consist. Assess.
Superintend. Gener. et Stip. Eph.

Nun war die Sache abgethan, und statt des Candidaten Simon ein Anderer substituirt. Der Pastor blieb ruhig, nicht aber so der Cantor und seine Saufbrüder. Diese warteten zwar noch acht Tage, ob vielleicht der Pastor die Aufwärterin schaffen würde; aber als dies nicht geschah, liefen sie abermals in corpore nach Gießen zum Superintendenten, dem der Cantor im Namen der Uebrigen eine Klage gegen den Pastor schriftlich einreichte.

„Packt Euch, schrie der Superintendent, nachdem er den Wisch gelesen hatte; Ihr seyd Otterngezüchte, generationes vi-

pera-

perarum seyd Ihr. Ihr verläumdet ehrliche Männer, und habt selbst gegen Euren bravrn Pastor keinen Respekt. Und Er, Motzch Cantor, Er sollte sich schämen, daß Er, das räudigste Schaf im ganzen geistlichen Schafstalle zu Kirchberg, gerade der erste ist, der sich über andere redliche Leute hermacht. Er heißt Schönleben: ja, Luderleben sollte Er heißen, Schweineleben, Sauf- und Sauleben wären Seine rechten Titel. Ich werde einmal hinter Ihn kommen, und dann will ich nicht Doctor Johann Georg Quodammodarius heißen, wenn Er nicht geschaßt wird. Merk Er sich das, und Ihr Andern trillt Euch auch; ich habe zu thun."

Erschrocken zog die ganze löbliche Saufgesellschaft ab, und der Cantor kratzte sich hinter den Ohren. Au wei geschrien! rief er einmal über das andere, meine schöne Wurst! mußt ich meine hübsche, große Knackwurst so in den Dreck werfen. Pfuy, und abermal pfuy, und noch einmal pfuy!

Viertes Kapitel.

Rückt stark in der Chronologie vorwärts.

Die Jugendgeschichte der Menschen, und wär es auch die des Kindes- und Knabenalters eines Alexanders, Cäsars und Leibnitz, ist größtentheils abgeschmackt oder erlogen; es kann seyn, daß Kinder schon gewisse Anlagen zeigen, aber was sind bloße Anlagen? Das Zeug wird in der Folge so jämmerlich vergrößert, in der Lebensgeschichte mancher großer Männer nämlich, daß man glauben sollte, der Knabe habe so viel Verstand und Kenntnisse mit auf die Welt gebracht, als Andere, die doch auch nicht auf den Kopf gefallen sind, oder welche, nach einer sehr beliebten, sogar auf dem Katheder gewöhnlichen Phrasis, kein Esel aus der Wand geschlagen hat, durch langes Anstrengen nicht erwerben können. Andere hingegen, welche ausarten, waren schon nach der Pädobiographie

phie in ihrer erſten Jugend ganz eingemach-te Schufte u. ſ. w.

Aus dieſer Urſache werde ich meinen Helden nicht eher als handelnd auftreten laſſen, bis er wirklich handelt: von ſeinen Kindereien werde ich nur fragmentariſch reden.

Daß Sibylle beym Paſtor blieb, und daß der junge Johann Heinrich auch da blieb, verſteht ſich von ſelbſt. Er hieß zwar nach ſeinem Taufnamen Kapper, aber Sibyllchen wußte ja recht gut, daß dieſer Name ihrem Jungen nicht gebührte, ſie gab ihm alſo gegen jeden der darnach fragte, ihren eigenen Zunamen, und nann-te ihn Euler. Als der junge Euler un-gefähr ſieben Jahr alt war, mußte er nach der Schule wandern, und beym Can-tor Schönleben die ſcholaſtiſchen Wiſſen-ſchaften, nämlich Leſen und Schreiben, wie auch die fünf Species der Rechenkunſt, den kleinen Catechismus Lutheri nebſt dem breiten Darmſtädter Catechismus, die Buß-

pſal-

psalmen und ungefähr vier Dutzend heilige Lieder aus dem Gesangbuche auswendig lernen. Das war nun ein grave opus für unser Eulerchen, und wenn's schon in der lieben Schule zu Kirchberg fast wie in allen Schulen Germaniens herging, nämlich: daß man die Kinder durch die Bank wie Strohmänner ansieht, und sie zehn und mehrere Jahre täglich sechs Stunden mit dem Schulmeisterleins-Unterricht und elenden Fratzen beschäftigt, so konnte doch Eulerchen nicht recht mitkommen, und ungeachtet der Kopfnüsse und der häufigen Stockhiebe, welche Herr Cantor Schönleben ihm auf Buckel und Hände fallen ließ, kannte unser Heldchen im eilften Jahre kaum die Buchstaben und wußte mehr nicht auswendig, als die zehn Gebote und das Vaterunser; jedoch wohl zu merken, ohne die im Catechismus befindlichen Auslegungen, was ist das? genannt.

Der Cantor, welcher sich schämte, daß sein Schüler so gar schlecht vorwärts rückte,

rückte, beſchloß, ſeinen Fleiß an ihm zu verdoppeln, und gerbte ihn daher täglich das Fell ſo rein aus, daß ihm der Buckel immer blau und braun blieb. Eulerchen war zwar hartſchläzig, und konnte ſchon Etwas zu ſich nehmen, ohne darüber ſehr afficirt zu werden, aber Herr Schönleben ſchlug, wenn er wollte, und es ihm Ernſt war, einen Stock trotz dem beſten Korporal, und da mußte er wohl bey Eulerchen auf die Fählhaut kommen. Der Junge klagte zwar nicht zu Hauſe: denn er hatte von dem Herrn Paſtor oft gehört, daß der Bakel die höchſte Wohlthat für junge Knaben ſey; und da er wußte, daß ſeine Mutter Sibylle in allen Stücken gerade dachte wie der Paſtor, ſo hoffte er nicht, zu Hauſe Hülfe und Troſt zu finden, und ſchwieg deshalben.

Indeſſen merkte Sibyllchen an den rothgeweinten Augen, welche ihr Leibſöhnchen jedes Mal mit aus der Schule brachte, daß etwas vorgefallen ſeyn und zum öftern vor-

vorfallen müsse, worüber das gute Kind Thränen vergösse; sie nahm daher ihren Johann Heinrich vor, und kam bald hinter die wahre Ursache der rothen Augen. Da brach ihr denn das Mutterherz, und als sie gar die Striemen und Schwielen auf den Armen und dem Rücken ihres Mätzchens sahe, fiel sie beynahe in Ohnmacht. Aber was sollte sie thun? Den Pastor davon benachrichtigen? — Das ging nicht: denn der Pastor pflegte stets zu sagen: an Knaben sey kein Schlag verloren, als der, welcher neben abfiel. Ja, sagte er oft, selbst Achilles hat Hiebe bekommen, daß er hätte mögen schwarz werden; der glaubwürdige Autor Ovidius erzählt sehr energisch im ersten Buche seines schönen Werkes von der Kunst zu lieben, daß Chiron der Centaur, das ist ein Kerl halb Mensch und halb Pferd, dem Achilles rechtschaffen auf' die Pfoten gehauen habe, wenn er nicht lernen wollte.

Quas Hector sensurus erat, poscente magistro,
Verberibus justas praebuit ille manus.

Wer war aber Achilles? Ein Sohn der Göttin Thetis war er, und der größte Held der alten Zeit; was sind aber unsere Jungen? Schlunkse sind's, elende Taugenichtse, aus denen nichts werden kann, wenn sie nicht ausgegerbt werden, wie die Tanzbären. Also nur zugehauen; sie werden's ihren Lehrmeistern dereinstens gewiß noch danken.

Bey dem Pastor war also keine Hülfe wider des Cantors Despotismus zu suchen, und doch konnte Sibyllchen nicht zugeben, daß ihr Hahnenrich alle Tage so erbärmlich durchtrischakt wurde. Was war daher zu thun? Sie mußte selbst Hand anlegen, um ihrem Söhnchen seine traurige Lage zu erleichtern. Als daher der Pastor nach seiner und fast aller Herren Amtsbrüder Gewohnheit, über Land gegangen war,

war, um einen guten Freund abzufoßen, ſteckte ſie einige Loth Kaffee und ein Viertel Pfund Zucker in die Taſche, nahm auch ein Päckchen A B-Tabak nebſt einer Flaſche Schnapps mit, und beſuchte die Frau Cantorin; welche ſie ſehr höflich bat, doch die Milch zu einem guten Kaffee herzugeben. Die Frau Cantorin war ſehr willig dazu, und der Kaffee ward fertig. Unterdeß kam Herr Schönleben aus der Schule.

Ih, ſagte der Herr Cantor, Jungfer Sibyllchen, wie hat denn unſer einer einmal die Ehre, Sie in ſeinem Hauſe zu ſehen?

Sibylle. Wollte mich doch erkundigen, ob mein Hanhenrich auch hübſch fleißig iſt, und brav lernt.

Cantor. Flüchtig iſt er, Jungfer Sibyllchen, aber es wird ſchon kommen.

Sibylle. Sie trinken doch eine Taſſe mit, Herr Cantor?

Cantor. O ja, mit Permiſſion, wenn's erlaubt iſt; denn ich merke ſchon, Jungfer

Jungfer Sibyllchen hat Kaffee und Zucker mitgebracht. — Wir trinken allen unsern Kaffee mit Syrup oder mit Thomaszucker; der ordinäre Zucker ist jetzt höllenmäßig theuer. — Will mir aber erst eine Pfeife machen.

Sibylle. Was rauchen Sie für Taback, Herr Cantor?

Cantor. Je nun, Cantors-Taback, Knaster drey Ellen um den Leib für einen Kreutzer. Die Zeiten sind gar zu schlecht.

Sibylle (zieht das Päckchen A B heraus). Wollen Sie den da probiren, Herr Cantor.

Cantor. Ih schaut doch mal, das ist ja A B von der Sorte, die der Herr Pastor und der Herr Superintendent zu Gießen rauchen. Das ist bey mir rara plurafis, die ich notiren werde, weil sie selten occurrirt. (nimmt einen allmächtigen Pfeifenkopf und stopft ihn.) Ah, nun hab' ichs schön gemacht: die Pfeife ist verstopft. Mit Permission, Jungfer Sibyllchen: ich werde mein Nahrungspfeifchen holen.

Sibylle.

Sibylle. Nach Belieben: der Taback soll ja Ihre seyn.

Cantor. Das ganze Päckchen?

Sibylle. Ja wohl; hab's ja für Sie mitgebracht.

Cantor. Gaudeamus igitur — das soll mir wohl bekommen: werde das Bißchen guten Taback für die Sonntage sparen.

Sibylle. Ist nicht nöthig, mein Vetter, der Kaufmann Hoff zu Gießen versieht mich mit dergleichen, wenn ich es haben will: mein Hanheinrich soll Ihnen jede Woche ein Viertelpfund bringen.

Cantor. Werde wieder erkenntlich seyn, Jungfer Sibyllchen. Aber jetzt muß ich mich recommandiren?

Sibylle. Und wohin wollen Sie, Herr Cantor?

Cantor. Zum Nachbar Biedlämmel.

Sibylle. Der ist vorhin in die Schenke gegangen.

Cantor. Ih nun, so geh' ich auch dahin: hab' ohnehin heut noch keinen Wurf gemacht.

Sibylle.

Sibylle (zieht ihr Fläschchen hervor). Iſts gefällig, Herr Cantor.

Cantor. Ah, ah! (thut einige derbe Züge) Excellent, bey meiner armen Seele! Wo haben Sie dieſen Concurſus Triſelarum her?

Sibylle. Von meinem Vetter Höpfner zu Gießen *). Er ſchickt mir dann und wann ein Fläſchchen. Wenn ich künftig wieder eins kriege, ſollen Sie immer etwas davon abhaben. Nur bitte ich, daß mein Hahnenreich —

Cantor. Sorgen Sie nicht, Jungfer Sibyllchen: er wird ſchon werden.

Sibylle. Aber der Junge iſt ſo ſcheu: wenn Sie ihn hart angreifen ſollten, Herr Cantor —

Cantor. Verſteh' ſchon, verſteh' ſchon. Laſſen Sie mich nur machen, Jungfer Sibyllchen: ſoll ſchon werden. Was

*) War ein berühmter Diſtillateur, und darf mit dem Commentator der Inſtitutionen Höpfner, welcher ehedem auch in Gießen die Rechte lehrte, nicht verwechſelt werden, doch waren beyde nahe Vettern.

Was wirklich geworden ist, errathen meine Leser ohne meine weitere Auseinandersetzung. Hanhenrich erhielt keine Hiebe mehr: denn Sibylle hielt Wort, schickte dem Cantor jede Woche ein Viertelpfund A B-Taback, dann und wann ein Butelchen mit Schnapps, und besuchte bisweilen die Frau Cantorn, um dort den mitgebrachten Kaffee bereiten zu lassen.

Fünftes Kapitel.

Gespenster.

Der Pastor Simon, Eulerchens, unsers Helden wirklicher Vater, verlor um diese Zeit seine geliebteste Gattin Frau Barzogreta Maultasche, geborne Quodammodarius, durch einen Indigestionszufall, welchen sich die Frau Pfarrin auf einem Kindtaufenschmaus zugezogen hatte. Caspar, der Knecht des Herrn Pastors, ein lustiger Geselle, machte der Magd Anne Margarethe weiß, die Frau Pastorn spucke, oder nach dor-

dortiger Mundart, sie webere und waubere; um das abergläubi,e Ding recht ins Bockshorn zu jagen, behing sich Caspar mit einem weißen Lacken, und erschien de.haben im Kuhstall: das Mädchen war halb todt vor Schreck, und Caspar, welcher ihr nach abgelegter Vergespensterung zu Hülfe gekommen war, mußte sie ins Haus führen, weil sie nicht allein gehen konnte.

Eben kam der Pastor von seinem Gevatter dem Dorfschulzen zurück, und erschrak, als er seine Magd in solchen desolaten Umständen erblickte. Hastig fragte er, was geschehen sey; aber der schlaue Caspar stellte sich, als wüßte er vom hellen Tage nichts, und berichtete, wie er mit Anne Margarethe ehe ein Wort über die bevorstehende Ausputzung des Taubenschlags habe reden wollen, und wie er sie im Kuhstall beynahe ohne Leben gefunden habe; weiter sey ihm nichts bekannt.

Jetzt quästionirte der Pastor die Anne Margarethe selbst, aber er mußte lange war-

ten, bis er endlich eine Antwort erhielt, welche doch nur in den abgebrochnen Worten „ach lieber Gott, die selige Frau“ bestand. Wäre der Pastor kein Hasenfuß gewesen, so würde er diese Worte nicht verstanden haben, aber er war ein Geck, welcher, wie alle seine damaligen Herren Amtsbrüder in ganz Hessenland, den Kopf voll von Gespenstern, Hexen, Unholden und Kobolden hatte, und als ein solcher Geck fiel er darauf, die selige Frau müsse der Magd erschienen seyn. Einige Worte, welche er in der Angst ausstieß, belehrten den Knecht Caspar, daß sein Herr, der Pastor, nicht klüger wäre, als die Magd, und er beschloß auf der Stelle, Nutzen aus dieser Entdeckung zu ziehen.

Die Ursache, warum Caspar die Gaukeley mit der Magd angefangen hatte, war die Absicht, daß Anne Margarethe ihre Schwester Bärbel, welche Caspar caressirte, bey sich möchte schlafen lassen, um nicht allein in ihrer Kammer zu seyn. Zu dieser hoffte er durch das Kammerfenster steigen zu können,

nen, und das ganz ſicher, da er den feſten Todesſchlaf der Anne Margarethe wohl kannte. Nun aber habe er, daß der Paſtor ſelbſt im Beckshorn war, und erbot ſich, die Nacht im Hauſe zu bleiben, wenns etwan dem Herrn Paſtor nicht wohl wäre: er wolle bey ihm wachen. „Das iſt nicht nöthig, ſagte der Paſtor: aber einen Gefallen thuſt Du mir, wenn Du im Nebenzimmer ſchlafen willſt, daß ich Dich gleich rufen kann, wenn mir etwas zuſtößt: denn mir iſt nicht wohl.“ Caſpar verſprach's, und lachte den Paſtor und die Anne Margarethe in die Fauſt rechtſchaffen aus.

Anne Margarethe war endlich wieder völlig zu ſich gekommen, und der Paſtor examinirte ſie nun genauer, und erfuhr zu ſeinem höchſten Leidweſen, daß die ſelige Frau herum ſpucken gehe. Er wollte zwar thun, als glaube er das Mährchen nicht, aber Anne Margarethe berief ſich auf das Zeugniß ihrer Augen, und auf Caſpars Ausſage, welcher

cher sie schon eher gesehen hatte, und der Herr Pastor hatte nichts mehr einzuwenden, indessen bat er die Magd, nichts von dem Vorfall gegen die Dorfleute zu erwähnen, und rief den Caspar auf seine Stube, um ihm das nämliche Verbot zu geben. Caspar versprach nicht nur, den Willen seines Herrn in diesem Stück zu erfüllen, sondern versicherte noch dazu, daß er sich vor Gespenstern gar nicht fürchte; er sey in seiner Jugend eine liederliche Fliege gewesen, und unter die Kayserlichen gegangen: in seiner Garnison zu Luxemburg habe er auf der Teufelsschanze gar oft den daselbst alle Nacht von eilf bis eins Schildwache stehenden Teufel abgelöset, und sey zum öftern von wohlgedachtem Teufel abgelöset worden: darauf sey er desertirt, und habe Mayzische Dienste genommen, da sey ihm der alte Churfürst Stein oft nahe genug gekommen, aber er habe ihm nie geschadet. Kurz man habe sich vor Spökedingern, Ungeheuern, Kobolden, Gleinichen, Ungethümen und andern Gespenstern, wie sie auch

Namen

Namen haben möchten *), ganz und gar nicht zu fürchten, nicht einmal vor dem Obervorsteher aller Gespenster, dem Meister Urian selbst. Es sey zwar eine ausgemachte Wahrheit, daß es Spökedänger gäbe: wer daran nicht glauben wolle, müsse entweder ganz dumm, oder ein ganzer Freygeist seyn; doch könnten einem die Spökedänger nichts schaden, wenn man nur seine Schuldigkeit thäte, und sich nicht frech gegen sie betrüge.

Dieser Theorie pflichtete der Herr Pastor zwar von ganzem Herzen bey, aber die Furcht vor den Gespenstern legte er doch nicht ab. Deshalben mußte Caspar neben ihm in einer Stube schlafen, und Anne Margarethe nahm mit des Pastors Bewilligung ihre Schwe-

*) Z. B. die weiße Frau zu Berlin und zu Darmstadt, das arge Kind zu Mannheim, der Mönch zu Halle, der Schwanisch zu Ettenheimmünster in der Botenau, der Schlappohr und das Muhkalb, der feurige Mann, in Hessen Gloinisch genannt, die Irrwische, welches die Seelen der ungetauften Kinder sind, u. s. w.

Schweſter Bärbel alle Nacht zu ſich. Sobald dieſe merkte, daß Anne Margarethe feſt ſchlief, ſchlich ſie ſich von ihrer Seite weg, und legte ſich an Caſpars Seite: beyde lachten alle Mal über die leichtgläubige Furchtſamkeit des Herrn und der Dienſtmagd, und gaudirten ſich, daß ſie klüger waren, als der ſtudirte Paſtor. Bisweilen mußte Bärbel in des Paſtors Schlafzimmer kommen, wenn der Mond nämlich ſchien, und ihm von weitem winkte. So oft dies geſchah, klopfte der Paſtor ſeinem Caſpar, welcher auch bald herzu lief: nun verſchwand das Geſpenſt, und Caſpar hatte alle Mühe, das Lachen zu verbeißen, wenn der Paſtor hoch und theuer verſicherte, die ſelige Frau ſey wieder dagewesen.

Caſpar hütete ſich zwar, ſo gut wie Bärbel, von den Vorfällen im Pfarrhauſe, und dem daſelbſt erſcheinenden Geſpenſt das Geringſte unter die Leute zu bringen; aber Anne Margarethe war hierin deſto geſchäftiger, und verbreitete die Neuigkeit, daß

daß die selige Frau Pastorin im Grabe keine Ruhe hätte, und immer sichtbar würde, im ganzen Dorfe. So eine Nachricht mußte allerdings in einem Dorfe und bey einer Bauerschaft, wo der Glaube an Gespenster regiert und selbst von dem Geistlichen so unterhalten wurde, wie es damals in ganz Pfarland zu geschehen pflegte, Angst und Schrecken verbreiten. Nun gings an ein Erklären, woher es doch kommen möge, daß die selige Frau herumgehen müsse, da sie doch bey ihrem Leben kein Kind betrübt hätte, und ein Muster einer stillen, christlichen Hausmutter gewesen wäre. Sie war sehr seelig gestorben, und hatte das h. Sacrament noch eine Stunde vor ihrem Tode bekommen, und mußte doch wandern. Dies war ein Problem, welches der Cantor in der Schenke durch das Beyspiel eines Pariser Doctors zu lösen suchte, der auch vor den Menschen für einen Heiligen passirte, und doch nach seinem Tod bekannte, daß er

vor

vor dem gerechten Gericht Gottes verdammt worden sey.. Die Optimaten des Dorfes, der Herr Schulz, der Gerichtsschöppe und einige andere gaben dem Cantor Beyfall; aber die Meisten zogen die Erklärung der Frau Küpelin vor, welche im ganzen Dorfe für eine Geisterseherin gehalten wurde. Diese Frau Küpelin gab folgendes an: die selige Frau habe nun und dann gelacht; und dabey immer ihre Zähne sehen lassen. Es sey aber eine schreckliche Sünde, beym Lachen die Zähne herzureisen; deßhalb sey sie zwar nicht in der Hölle und in der Qual, der Teufel habe nichts mit ihr zu schaffen, aber sie müsse dessen ungeachtet eine Zeitlang spuken gehen.

Dem Pastor kam dies alles zu Ohren, aber er war ja selbst überzeugt, deßwegen seufzete er nur und schwieg.

Sech-

Sechstes Kapitel.

Gute Aſpecten.

Gerade um dieſe Zeit ſtarb der Herr Paſtor Selſam zu K**berg, und Hanbentrich verlor eine Hauptſtütze. Er war zwölf Jahr alt, und ſeine Mutter entſchloß ſich, ihn co.firmiren zu laſſen und dann zu einem Schneider in die Lehre zu bringen. Selſams Nachfolger, der Paſtor Jäger, verrichtete in aller Geſchwindigkeit das Eſſe, und confirmirte den Jungen trotz ſeiner gewaltigen Ignoranz. Er approbirte ſehr Sibyllens Vorhaben, den Jungen einen Schneider werden zu laſſen; ſie ſelbſt ſollte wieder Haushälterin bey ihm werden, da ſie den vorigen Herrn ſo gut bedient hatte.

Von ungefähr kamen ſie auf den Urſprung des jungen Hanbentrichs zu ſprechen, und da geſtand Sibylle die reine Wahrheit, daß nämlich der Paſtor Simon zu Sauerkrautshauſen der wahre Vater deſſelben ſey.

„Hm,

„Hm, hm, sagte Pastor Jäger, da
ist doch abscheulich, daß der Pastor Simo
sich des Jungens gar nicht annimmt. —
Aber stille, ich werde mit ihm reden.“

Pastor Jäger hatte einst mit Pasto
Simon in Giessen studiert, war sein Stu
benbursche gewesen und hatte mehrmal
beym Commersch zu Wieseck und zu Heu
chelheim contrapräsidirt, wenn Simon
dessen Baßstimme und grose Kenntniß de
Commerschlieder ihn öfters zum Vorsitz be
dergleichen Saufgelagen qualificirte, de
ersten Präses machte. Nun entschloß e
sich, eine Reise nach Sauerkrautshausen z
machen, und zu versuchen, ob er den Pa
stor Simon nicht zu einiger Unterstützun
des jungen Eulers bewegen könnte; zu Fu
ging er daher nach Gießen, nahm daselb
vom Casselwirth ein Pferd, und ritt z
seinem Freund.

Pastor Simon war hoch erfreut, ei
nen alten Bekannten und Universitätscum
pan einmal wiederzusehen; denn Pasto

Jäge

Jäger war lange Zeit in einer entfernten Gegend als Caplan angeſtellt geweſen. Beyde Freunde fingen damit an, daß ſie ſich an ihre alten ehemals verübten Stückchen erinnerten, und dabey einen Schnapps über den andern machten. Der Spiritus kam beyden endlich in den Kopf, und ſo geſtanden ſie ſich wechſelsweiſe ihre geheimſten Stückchen; ſogar bekannte Freund Simon, daß er ehemals auf der Kirchenviſitation, als er den Superintendenten Quodammodarius begleitete, einen nächtlichen Beſuch bey der Köchin des Paſtors zu Kirchberg abgeſtattet habe, und daß er nicht zweifle, ein gewiſſer Junge ſey die Folge jenes Beſuchs.

Jäger wollte mit ſeiner Strafpredigt und Ermahnung nicht eher loslegen, bis ſein Freund und er würden völlig nüchtern ſeyn, und ging mit demſelben zu Bette. Caſpar, welcher geſehen hatte, daß die Herren wohl getroffen waren, beſchloß, das Geſpenſt erſcheinen zu laſſen, und da

Bär-

Bibel noch nicht da war, hing er sich selbst das Bettlaken um, und kam ziemlich ungestüm in das Schlafzimmer. Die beyden Pastoren schlummerten schon, aber das Geräusch, welches das Gespenst machte, indem es die große, auf dem Tisch liegende Concordanz nebst der großen Bibel in Folio auf die Erde warf, weckte sie auf; sie erblickten beym Mondenschein eine weiße Figur, und krochen unter die Bettdecke. Ob sie gleich ziemlich benebelt waren, und heroische Köpfe hatten, so getrauete sich doch keiner von ihnen, den Geist anzureden, und noch weniger demselben zu Leibe zu gehen. Caspar hob die Concordanz und die Bibel wieder von der Erde auf und legte sie auf den Tisch, denn nach der echten Gespenstertheorie kann zwar ein Geist etwas auf die Erde werfen, aber es muß hernach doch wieder an seinem rechten Orte seyn, sonst war es kein Geist, der die Sache herunter geworfen hat.

Die

Die Pastoren sprachen kein Wort mit einander, und schliefen endlich ein. Beym Frühstück fragte Pastor Jäger seinen Freund, was das Nachtgesicht zu bedeuten habe? „Ach Gott, erwiederte dieser, der Geist meiner seligen Frau kann nicht ruhen; er kommt aus der andern Welt zurück, und setzt uns alle im Hause in Furcht und Schrecken.“

P. Jäger. Curios! Ich dächte doch, Deine selige Frau sey so eine brave christliche Matrone gewesen.

P. Simon. Das war sie auch: und eben deswegen kann ich nicht begreifen, warum sie der liebe Gott ihrer Ruhe beraubt.

P. Jäger. Höre Bruder, Du erzähltest mir gestern Abend von Deinem Umgang mit des Pastors zu Kirchberg Haushälterin.

P. Simon. Ja wohl: aber Du wirst doch nicht davon ausschwätzen?

P. Jäger. Warum nicht gar! Denkst Du denn, daß ich den Comment nicht verstehe?

stelle? Schwerenoth, nichts kommt schwätziger heraus, als seiner Freunde Heimlichkeiten ausplaudern. Sey also ohne Sorgen, meinetwegen nämlich: aber sage mir doch, wußte Deine Frau, daß Du einen Jungen gemacht hattest?

P. Simon. O ja, sie hatte es von ihrem Bruder, dem Superintendenten Quodammodarius erfahren: aber sie machte sich nichts draus, und spaßte oft darüber, wenn wir so allein waren.

P. Jäger. Hm, hm, mir geht ein Licht auf.

P. Simon (neugierig). Wie denn so, Herr Bruder?

P. Jäger. Deine Frau wußte, daß sie nicht eigentlich Deine Frau seyn sollte, und ward es dennoch. Deßhalben muß sie nun spucken, und wird nicht eher Ruhe haben, als bis Du Deinen Fehler wieder gut machst, oder bis Du gar stirbst.

P. Simon. Wie kann ich aber meinen Fehler wieder gut machen.

P. Jä-

P. Jäger. Du mußt Deiner Verführten und Deinem Sohn satisfaciren?

P. Simon. Soll ich denn die Person etwa gar heyrathen?

P. Jäger. Das ist nicht nöthig: denn Sibylle begehrt und verlangt das selbst nicht. Aber für Dein Kind mußt Du sorgen. Ich dächte, Du nähmst den Jungen zu Dir, und machtest den Leuten weiß, Dein Freund, der verstorbene Pastor habe Dir ihn empfohlen. Thust Du das, so wird die Spukerey in Deinem Hause bald aufhören.

Der Pastor Simon war alles zufrieden, und froh, seiner verstorbenen lieben Barzobarba Maultaschin Ruhe im Grabe verschaffen zu können.

Gutes Muths ritt Pastor Jäger wieder zurück nach Kirchberg, und machte Anstalt, daß der junge Hanhenrich nach Sauerkrautshausen gebracht wurde, wo ihn sein Vater mit aller Zärtlichkeit empfing, ohne sich jedoch im geringsten merken zu lassen, daß er ihm näher verwandt sey, als ein vaterloses

ihm von einem Freunde auf dem Todbette empfohlnes Kind.

Doch würden wahrscheinlich die Gespenstereyen fortgewähret haben, wenn sich nicht mit Caspar und Bärbel ein Zufall ereignet hätte, welcher der Spukerey ein Ende machte. Bärbels Mutter merkte Unrath an ihrer Tochter, und gab ihrem Manne davon Nachricht. Nun mußte Bärbel ein strenges Examen aushalten, und gestand unter Heulen und Schluchzen, daß es nicht richtig mehr mit ihr, und daß der Pfarrknecht Caspar an dieser Unrichtigkeit Schuld sey. Bärbels Vater über diese Nachricht schrecklich aufgebracht, rennte zum Pastor, und erzählte ihm den Vorfall; der Pastor griff in seinen eignen Busey, und ermahnte den Bauer zur Geduld; es könne ja noch alles gut werden; Caspar sey ein guter Kerl, und wenn er Bärbeln heyrathete, so möchten beyde sehen wie sie zurechte kämen. Der Bauer gab diesen Vorstellungen Gehör, und überließ es dem Pastor, die Sache einzuleiten.

Nun

Nun nahm der Paſtor ſeinen Caſpar vor, und Caſpar leugnete nicht, auch fand er ſich willig, Bärbelchen unter die Haube zu bringen, und damit war denn die ſchlimme Sache abgethan, nur daß beyde arme Sünder nach der damaligen, nun aber auch ſogar im Heſſen-Darmſtädtiſchen abgeſchafften Unart, öffentlich Kirchenbuße thun, und einiges Strafgeld pro fornicatione an die hohe Obrigkeit bezahlen mußten.

Caſpar und Bärbel hatten keinen Grund mehr, das Geſpenſt zu machen, und ſo hörte dann die Spukerey im Pfarrhauſe zu Sauerkrautshauſen auf.

Siebentes Kapitel.

Eulerchen muß ſtudieren.

Eulerchen, oder unſer Held Hahnenreich, erhielt bald die Gunſt und Zuneigung ſeines Vaters, und wußte ſich dermaßen in denſelben zu ſchicken, daß dieſer die Stunde gnete, wo Hahnheinrich in ſein Haus ge-

kommen war. Der junge Mensch besorgte ihm im Garten seine Blumen, begoß Aesche und Beete zur rechten Zeit, machte ihm alle seine Pfeifen ordentlich rein, stopfte sie ihm, und wenn der Pastor nach einer griff, so war Hanheurich gleich mit dem Kohlenpfännchen oder mit einem Fidibus da. Durch dergleichen Aufmerksamkeiten, und dadurch, daß er stets liebes Papachen sagte, ohne zu wissen, daß dieser Ausdruck sehr richtig war, machte er sich dem guten Pastor unentbehrlich.

Herr Simon hatte keine Lust, sich wieder zu verheyrathen: er hatte ja sein Gutes in seiner Jugend empfangen; deßhalben entschloß er sich, mit seinem Sohn zu leben, und dessen Glück zu machen. Aber wie sollte es dieß anfangen? Die Mutter hatte ihn zwar zum Schneiderhandwerk bestimmt, aber der Pastor, sein Vater, hatte einen Abscheu vor allen Schneidern; weil ihm der Schneider Bach zu Gießen einst, als er zu dessen Frau steigen wollte, das Leder mit der Elle erbärmlich ausgegerbt hatte. Der Junge sollte

über-

überhaupt gar kein Handwerk lernen: denn er hätte doch Geselle werden müssen: alle Gesellen aber, die einzigen Buchdrucker ausgenommen, sind nach dem ächten Burschenausdruck Gnoten. Nun war der Pastor ehemals Senior seiner Landsmannschaft in Giessen gewesen, die Gnoten mußten ihm daher sammt und sonders ein rechter Dorn in den Augen seyn. Oft sang er noch, unter andern schönen Liedchen, die erbauliche Strophe

Gnot, Gnot,
Du bist nicht befugt!
Läutre Deine Augen hier,
An unserm doppelten Bier:
Gnot, Gnot,
Du bist nicht befugt!

Wie sollte er nun haben zugeben können, daß sein Herzblättchen ein Gnote würde? Es blieb daher nichts übrig, als das Bürschchen studieren zu lassen, und dazu entschloß er sich rasch. Er citirte seinen Liebling, welcher eben mit den Gassenbuben beschäftigt war, das durch das Dorf laufende Regenwasser durch einen aus Gassenkoth geformten Damm

aufzu-

aufzuhalten, und ſo eine Art von Teich mitten auf der Straße zu machen, auf ſeine Studierſtube. Hanheinrich war über und über durchnäßt und ſtarrte von Koth: „ey du Schlingel, ſetzte der Paſtor, doch in einem eben nicht erſchreckenden Ton, wie ſiehſt Du aus? Was haſt Du gemacht? Sprich!

Hanheinrich. Hab Schwellen gemacht.

Paſtor. Aber ſag' an, Schliſſel, was ſoll aus Dir werden? Willſt Du denn immer auf der Gaſſe liegen und mit den Buben flickern, Balliches und Temeh ſpielen, Burzelbaum und Rad ſchlagen? Willſt Du denn nichts lernen?

Hanheinrich. Hab' ja gelernt genug: bin ja conſirmirt, und gehe nicht mehr in die Schule.

Paſtor. Meynſt denn Du, daß Dir einer nur einen Heller für das Zeug geben werde, was Du weißt? Du weißt ja gar nichts, und kannſt kaum leſen und kritzelſt Buchſtaben, — die Truthühner ſcharren ſie beſſer in den Sand! Wenn ich nicht wüßte,

daß

daß — ja dann dächte ich, Du wärst dumm: aber so mag wohl die Schuld an dem Rindvieh, dem Cantor Schönleben liegen, daß Du nichts gelernt hast. Aber in Zukunft muß die Sache anders angefangen werden: denn Du sollst studieren.

Hanhenrich. Was ist denn das, Studieren, liebes Papachen?

Pastor. Du sollst was rechts lernen, so zum Beyspiel wie ich, damit Du auch Pastor wirst, wie ich.

Hanhenrich. Pastor? Ich? Da müßt' ich ja auch predigen?

Pastor. Allerdings.

Hanhenrich. Und auch Kinder taufen?

Pastor. Natürlich.

Hanhenr. Und auch 's Nachtmal halten?

Pastor. Versteht sich.

Hanhenr. Und auch mit zur Leiche gehn?

Pastor.

Pastor. Nicht anders.

Hanhenr. Juchhey! liebes Papachen, ich werde Pastor. Lassen Sie mich immer auf pastorisch in die Lehre gehn; oder wollen Sie selbst mein Meister werden?

Pastor. Nicht doch, ich will Dich auf die Schule schicken, und dann auf die Universität, und hernach sollst Du schon Pastor werden, laß Du's nur gut seyn; jetzt geh aber, ich muß auf meine Predigt studieren.

Hanhenrich rannte fort, und erzählte seinen Kamraden, den Straßenjungen, daß er nun bald aufhören würde, ihres Gleichen zu seyn: er müsse nämlich studieren, und Pastor werden. Die Jungen lachten ihn aus, und ermahnten ihn die angefangene Wasserschwelle vollenden zu helfen; aber Hanhenrich war nicht dazu zu vermögen; ein künftiger Pastor, habe liebes Papachen gesagt, dürfe nicht mehr mit Gassenjungen herumfahren, und sich mit ihnen im Dreck

mäl-

wälzen. Die Jungen ärgerten ſich über den neuen Moraliſten, und einige größere Dorfſchlingel nahmen ſich vor, den unzeitigen Stolz des Menſchenkindes zu demüthigen, und ihn für ſeine Impertinenz zu züchtigen; aber ſogleich ging das nicht an, denn ſie fürchteten ſich vor ſeinem Pflegevater und Patron, dem Paſtor; welcher nach dem Genius der damaligen Zeit ein gar großes Anſehen in ſeinem Dorfe hatte.

Der Paſtor bemerkte mit innigem Vergnügen, daß ſein Hanhenrich zwar nicht gänzlich die Geſellſchaft ſeiner Kameraden vermied, aber doch keins ihrer Spiele mitmachte; er ſchrieb dieſe Veränderung ſeinen Ermahnungen zu, und doch war es nichts, als dummer Dünkel und abgeſchmackte Einbildung, welche den ſchwachköpfigen, unwiſſenden Hanhenrich von den Gaſſenpoſſen und Gaſſenſpielen zurückhielt.

Achtes

Achtes Kapitel.

Es ſpukt vor.

Eben würde der Paſtor Simon ſeinen Hanhenrich ſelbſt unterrichtet haben, wenigſtens in den erſten Anfangsgründen der Sprachen und andern jugendlichen Kenntniſſen, wenn er nicht zu unwiſſend und zu faul dazu geweſen wäre. Er beſchloß daher, ihn auf eine Schule zu ſchikken; um ihm aber doch etwas beyzubringen, erklärte er ihm bey einer Pfeife Taback dann und wann die Paſtoraltheologie, und zeigte ihm, wie man predigen, Kinder taufen und andere dergleichen Dinge verrichten müſſe.

Hanhenrich fand an dieſer Inſtitution Gefallen, und beſtürmte Liebpapachen mit einer Menge Fragen, daß dieſer endlich ärgerlich wurde, und den ungeſtümen Frager an die Agende oder Kirchenordnung verwies, wenn er mehr von ſolchen Späßen, wie er ſagte, wiſſen wollte.

Nun

Nun fing Mosjeh Hanheinrich an, die Kirchenagende selbst zu lesen, und fand so viel Geschmack daran, daß er manches davon auswendig behielt; z. B. die Tauf- und Nachtmalsformel, den Ehesegen und dergleichen mehr.

Nachdem er ungefähr vierzehn Tage auf diese Art studiert hatte, befand er sich eines Sonntags in der Gesellschaft seiner Kameraden, welchen er die Fortschritte erzählte, die er in der Pfarrprofession gemacht hatte. Die Jungen hörten ihn an, schüttelten die Köpfe, ärgerten sich, und einer von ihnen sagte: „Du magst das Pfarrhandwerk schon groß verstehen, Du siehst gerade darnach aus.“

Hanheinr. Höre, Hanpeter, da ich jetzt Pfarrer werde, darfst Du nicht mehr Du zu mir sagen. Er mußt Du sagen, verstehst Du mich?

Junge. So? das hab' ich nicht gewußt. Aber dann mußt Du zu uns auch Er sagen.

Hanhenr. Will wohl. Aber höre Er Du Hanpeter, Er muß auch Deinem Vater ſagen, daß er nicht mehr Du zu mir ſagt. Ich werde ja einmal Paſtor.

Junge. Was haſt Du denn — wollte ſagen: was hat Er denn ſchon von der Paſtorey begriffen? Wie weit iſt Er ſchon in Deinem Handwerk gekommen?

Hanhenr. Ich kann predigen, Kinder taufen, das Nachtmal halten und Todte begleiten.

Junge. Jeh, denn kann Er ja ſchon alles, was zum Paſtor gehört. Höre Du Hanhenrich, predige Er einmal.

Hanhenr. Ja, ja, wenn Ihr alle hübſch ſtill ſeyn wollt.

Die Jungen verſprachen, ruhig zu ſeyn, wenn Hanhenrich predigen würde, und dieſer nahm den ganzen Haufen mit nach der Pfarrſcheure, welche die Kirche vorſtellte. Hier ſtellte ſich Hanhenrich auf einen Karren, und fing an zu predigen.

Einige

Einige Sprüche die er auswendig wußte, einige Verse aus dem Gesangbuche, nebst öfterer unzusammenhängender Anführung der Wörter: Gott, Jesus Christus, Erlöser der Welt, großer Weltbezwinger Alexander, Teufel, Himmel, ewige Seligkeit, Hölle, Verdammniß u. d. gl. machten den Inhalt der Predigt aus. Am Ende kam das Vater Unser und das Amen.

Die Jungen erstaunten über Hanhenrichs große Geschicklichkeit; denn sie hatten ihren Pastor schon zum öftern gehört, waren aber auch nicht mehr durch dessen Reden erbauet und belehrt worden, als durch die des Hanhenrichs. Aber ein älterer Junge, welcher zu Frankfurt am Mayn in der Lehre, damals aber gerade zu Hause war, verstand das Ding etwas besser, und um die Comödie vollkommen zu machen, schlug er vor, Hanhenrich sollte jetzt auch taufen, und das Nachtmal halten.

Meinetwegen, sagte Hanhenrich, holt mir nur ein Kind her, ich will's gleich taufen.

Es iſt kein ungetauftes Kind im Dorfe, ſchrien die Jungen.

Ih, ſagte der groſe Junge, welcher zu Frankfurt in der Lehre war, es iſt ja bloß um zu ſehen, ob er taufen kann. Hole doch einer einen jungen Hund, oder eine Katze.

Ja, ja, ſchrien die Jungen, und gleich war eine junge Katze da. Ein Kübel mit Waſſer wurde geholt, und Hahenreich taufte das Thier, welches man herbeygeſchafft hatte, in der beſten Form, gerade wie es in der Agende vorgeſchrieben war. Ein Junge und ein Mädchen vertraten Pathenſtelle, und das Kätzchen erhielt den chriſtlichen Namen Henriette Friederike. Als aber der Herr Baptiſte das Thierchen zum dritten Mal beſprengte, biß es um ſich, und verwundete ihn in die Hand. Vor Schmerz ließ er daher auf das letzte Wort der Tauſformel, Heiſſes, gleich dieſe Exclamation folgen: krieg die Schwerenoth du Luder, haſt mich in die Hand gebiſſen,

biſſen, und warf die neugetaufte Henriette Friedecike weit von ſich weg.

„Halt, Er zeigt auch's Nachtmal, riefen die Jungen, getauft hat Er trotz dem Paſtor; jetzt wollen wir ſehen, wie Er's Nachtmal hält, das wird Er aber wohl nicht können.“

Die Bauern in jener Gegend backen meiſtens alle Sonntage Kuchen, und da es jetzt eben Sonntag war, ſo hatten faſt alle Jungen Kuchen bey ſich. Im Augenblick war auf Befehl des Paſtors Hanhenrich eine Menge runder Kuchenſtückchen geſchnitten; ein Junge holte einen groſſen Krug Bier, in Ermangelung des Weins, ein Schnappsglas diente ſtatt des Kelchs, und Hanhenrich hielt das Nachtmal ſub utraque ſpecie zur groſſen Satisfaction aller Communicanten.

Nun wurde auch ein Begräbniß gehalten. Ein krepirtes Kaninchen war die Leiche, Hanhenrich hing eine ſchwarze Schürze ſtatt des Chorrocks um, und ſteckte

ſich

sich ein Pfäffchen von Liebpapachen vor. Vier Jungen waren die Träger, und die andern sangen das Lied:

Wenn mein Stündlein vorhanden ist,
Und ich soll fahr'n mein' Straße u. s. w.

Der Leichenzug ging über die Gasse nach dem Kirchhof, welcher an allen Seiten offen war, wie der Hallische Soldatenkirchhof, wo geschwind ein Grab gemacht, und das Kaninchen verscharrt wurde. Man betete ein andächtiges Vater Unser, und eben wollten die Leichenbegleiter abziehn, als einige Bauern, welche den Scandal bemerkt hatten, hinzusprangen und mit Prügeln drein schlugen. Die ganze Leichenbegleitung zerstreute sich, und nun kam das ganze Dorf in Alarm. Die heilige Erde ihres Kirchhofs war durch's Begräbniß eines Thiers profanirt und gänzlich entheiliget worden. — Eben kam der Pastor von seinem Besuch zurück, und die Bauern erzählten ihm erst die Bescherung von der Profanation des Kirchhofs. Der Pastor schüttelte gewaltig mit dem

dem Kopfe, und gab Order, das Thier herauszugraben, und die Entheiliger vorzufordern. Der Pastor, der Dorfschulze, der Cantor und zwey Kirchenältesten waren die Richter, vor welchen die Beklagten, nämlich Hanheinrich und Consorten, die Bauernjungen, erscheinen mußten. Der Pastor trug dem Cantor das Examen auf, und dieser befahl einem großen Jungen, eben dem zu Frankfurt in der Lehre stehenden, den ganzen Hergang zu erzählen, oder zu gewärtigen, daß man suchen würde, durch einen auf die Hintergesäße zu applicirenden Häselstock, hinter die Wahrheit zu kommen.

Der Junge ließ sich nicht angst machen: denn er wollte nichts verschweigen. Er fing also an, haarklein alles zu melden, was sich mit der Katzentaufe, mit dem Nachtmal und mit dem Leichenbegängniß zugetragen hatte. Himmel! wie guckten da die Leute einander an; der Pastor, der Schulz und die übrigen Richter wußten nicht was sie sagen, und noch weniger, was sie für ein

Strafurtheil fällen sollten. So eine entsetzliche Begebenheit hatte sich in Sauerkrautshausen noch nicht zugetragen – Indessen würde es doch unserm Hahnenrich und seinen Complizen unerträglich gegangen seyn, wenn nicht von ungefähr der Kammerprocurator Schlosser eingetreten wäre.

Dieser Mann, welcher nun schon lange in der Erde liegt, war ein großer Jurist, zugleich aber auch der munterste Gesellschafter und der lustigste Mann von der Welt. Der Verfasser dieser Geschichte sprach ihn noch im Jahr 1774 auf seinem Landgute unweit Speyer. Schlosser war damals ein Greis von 79 Jahren, aber noch so munter, so voll lustiger Einfälle, wie der jovialischte Jüngling. Mitunter riß er auch Zoten, und war dabey eben nicht sehr delikat: denn er fragte wenig danach, ob Frauenzimmer zugegen waren oder nicht. Die Pfaffen gaben ihm Freygeisterey Schuld, weil er immer gewisse Späße anbrachte, welche sie als unreligiös ansahen, und verschrien ihn: er machte

sich

ſich aber nichts draus, und lachte über die Verketzerung. Die Pfaffen beſuchten ihn jedoch immer fleißig: denn er führte einen trefflichen Wein, und war nicht geitzig damit, und wer ſo iſt, den fehlt es an Pfaffenzuſpruch niemals: die Herren laſſen ſich für einen ſolchen Preis ſchon etwas gefallen; doch das ſind hier Allotrien, Nebenſachen, mit welchen die wichtige Geſchichte meines Helden Eulerkappers nicht darf beſchweret werden.

Alſo Herr Schloſſer der Kammerprocurator trat eben ein, als der ernſte Proceß getrieben wurde. „Ah bon, rief der Paſtor, daß Du kommſt, Bruderherz *), Du kannſt uns aus der Verlegenheit retten. Du biſt ja 'a Juriſt, verſtehſt den Rummel, und wirſt uns ſchon ſagen, was wir zu thun haben.“

Hierauf erzählte der Paſtor dem Procurator den ganzen Status cauſſae, und dieſer

*) Er hatte mit ihm in Gießen ſtudirt, und damals waren alle Gießer Studenten auch Duzbrüder.

ser mußte mehrmals helle auflachen. Als der Pastor ausreferirt hatte, sagte Schlosser: „Nun, was soll aber aus den Possen werden?“

Schulz. Ih mein Gott, Herr Doctor Jura, was sagen Sie? Possen? Das ist ja eine Gotteslästerung und Entheiligung der allerheiligsten Sachen.

Schlosser. Warum nicht gar? Gotteslästerung soll das seyn? Die dummen Jungen wissen selbst nicht, was Gott ist, sonst hätten sie solch dummes Zeug nicht angefangen.

Schulz. Das wissen die Jungen nur gar zu gut. Dafür gehen sie ja in die Schule.

Schlosser. Es ist die Frage, ob der Herr Schulz selbst weiß, was der liebe Gott ist: ich wette einen Thaler, Er weiß es nicht.

Schulz (hitzig). Ich wette auch, Herr Doctor Jura, Sie haben verloren.

Schlosser (wirft einen Thaler auf den Tisch, zum Pastor). Daß Du aber ganz still bist

biſt! (zum Schulz) Sag' Er mir doch, Herr Schulz, iſt Gott eine Mannsperſon, oder ein Frauenzimmer?

Schulz. Ih freylich iſt er eine Mannsperſon.

Schloſſer. Er hat doch einen Sohn?

Schulz. Ih freylich; es heißt ja: Gott der Vater und Gott der Sohn.

Schloſſer. Alſo hat er auch eine Frau gehabt?

Schulz. Gehabt mag er wohl ſonſt eine haben, aber nun hat er ſchon lang keine mehr.

Schloſſer. Sieht Er, Herr Schulz, was Er für 'n Büffel iſt — wollt' ich Ihn weiter fragen, ich glaube, Er ſpräche noch Zeug, womit man die Schweine vergeben könnte. Doch genug davon. Die Jungen kennen die Sachen, von welchen die Rede iſt, gerade ſo viel, wie der Eſel den Inhalt des Sacks, den er trägt. Alſo halte ich dafür, man hunzte die Jungen tüchtig aus, und drohte ihnen, ſie tüchtig durchzuhauen,

wenn

wenn sie 's noch einmal thun würden. Das ist meine Meynung, und ich glaube so wär es recht.

Die hochw-eislichen Richter guckten sich einander an sperrten die Mäuler auf, und ließen es endlich b y der Decision des Kammerp ocurators bewenden. Der Cantor erhielt den Auftrag, die Jungen auszubunzen, und that dieß auch mit olcher Emphase, daß die Jungen zitterten wie Eipenlaub.

Der Kammerprocu ator mußte noch weiter. Als er schon auf dem Pferde saß, sagte er zum Pastor: a propos, Herr Bruder, was willst Du denn aus Deinem Pflegesohn machen.

„Ih, erwiederte dieser; ich denke, er soll geistlich studieren.“

„Meine Seele, sagte der Procurator, drum hat der Junge auch Katzen getauft und Hunde begraben, und mit Kuchenstückchen und Bier das Nachtmahl gehalten. Das spuckt vor, Herr Bruder, Du kannst mir gar glauben, das spuckt vor.“

Da ritt er hin: aber dem Paſtor waren die Worte des Procurators von der Vorſpuckerey nicht entgangen, er dachte drüber nach, und fand ſelbſt in den Thorheiten der Straßenjungen den Finger Gottes, welcher ihn belehrte, den guten, Gott wohlgefälligen Vorſatz, ſeinen Hanhenrich geiſtlich ſtudieren zu laſſen, je eher je lieber auszuführen, und ſchon ſah er in demſelben ein künftiges auserwähltes Rüſtzeug des Herrn.

Neuntes Kapitel.

Der Pädagogiſt.

Paſtor Simon machte Anſtalten, ſeinen Sohn oder ſeinen Hanhenrich auf eine Schule zu ſchicken, und dieſe ſollte das illuſtere Pädagogium ſeyn. Dieſes Pädagogium, das Gebäude nämlich, iſt ſo wenig illuſter, daß es vielmehr einer Kohlenniederlage ähnlicher ſieht, als einem den Muſen geweihten Gebäude. Die Gießer Philiſter nennen es nicht Pädagogium, ſondern Pihjoh: die Lehrer

rer an demſelben heißen alle Magiſter, ob ſie's gleich ſelten ſind, zum Unterſchied der deutſchen Stadtſchulmeiſter, welche von den Gießern Mingiſter genannt werden, vielleicht von mingere: denn dieſe Herren lieben das Bier über alles, und können es, ad inſtar des Kichchens ins Stalle hineinziehen. Der Verfaſſer kannte im Jahr 1778 einen ſolchen Mingiſter, welcher bey Balthaſarn, vulgo der Stangenwirth genannt, alle Abend achtzehn Stangen (große Paßglaſer) hineinwarf und doch immer klagte, daß ihm der Trunk nicht mehr ſo gut, als ehedem ſchmecke.

Paſtor Simon brachte ſeinen Harbenrich ſelbſt nach Gießen, und präſentirte ihn dem Scholarchen, dem alten Doctor Benner, deſſen Zuhörer er ehedem geweſen war. Benner hatte ein ſehr gutes Gedächtniß; er erkannte alſo ſeinen ehemaligen Zuhörer beynahe ſchon am Gang, und freute ſich ihn geſund zu ſehen. Kaum hatten ſie ſich niedergeſetzt, ſo fing Benner ein langes Klagelied

an

an über die Herrnhuther, und verehrte dem Paſtor ein Buch, Lorna Sectae Herrnhuthianae, welches er vor Kurzen geſchrieben hatte. Zwey volle Stunden räſonnirte der Doctor wider die vertracten Herrnhuther; endlich fragte er den Paſtor, was das für ein junger Menſch ſey, den er da bey ſich habe? Der Paſtor gab ſeiner Hochwürden gebührend Red und Antwort, und bat den Burſchen unter die Zahl der Schüler des Pädagogiums aufzunehmen. Mit Vergnügen, Herr Paſtor, erwiederte der Doctor: aber er ſoll doch Theologie ſtudiren?

Paſtor. Allerdings, Ihr Hochwürden, wenn's ſonſt Gottes Wille iſt.

Doctor. Schön; aber doch in Gießen?

Paſtor. O ja; denn Gießen iſt doch die vortrefflichſte Univerſität in Deutſchland.

Doctor. Ganz gewiß, wenigſtens in Rückſicht der Orthodoxie. Nun, der junge Menſch ſoll Schulunterricht und dereinſt alle meine Collegien frey haben. Aber

der junge Herr muß auch hübsch fromm sich aufführen, fleißig zur Kirche gehn, besonders wenn ich predige, welches alle vierzehn Tage geschieht, das heil. Abendmal wenigstens sechs Mal im Jahr gebrauchen, und sich besonders vor den neuen Irrthümern und Ketzereyen hüten, welche wie die Pestilenz sind, die im Finstern schleichet, und wie die Seuche, die im Mittag verderbt.

Der Pastor versicherte dem Doctor, daß in dieser Hinsicht kein Unglück zu befürchten sey, und der Doctor verehrte dem Pastor sein neuestes Buch wider den berüchtigten Johann Christian Edelmann, welcher damals die ganze theologische Welt aufrühreisch gemacht hatte. Der Pastor stellte hernach das Buch in seiner Bibliothek neben des Doctors Notitia salutis, und schrieb hinten darauf: D. Benners Werke, dritter Band.

Vergnügt ging der Pastor weg, und gerade zum Magister Aestas, mit welchem er

er wegen eines guten Quartiers für seinen Hanhenrich sprechen wollte. Magister Aeskias war ehedem ein Universitätskamerad des Pastors gewesen, und freute sich gar mächtig, seinen alten Duzbruder wieder zu sehen. Nach eingenommenem Schnapps, wozu die Frau Magistern einige Tatschee*) auftrug, sprach der Pastor von der Hauptsache, und der Magister erbot sich, den jungen Menschen in sein Haus, und sogar, gegen ein Billiges, an seinen Tisch zu nehmen, und ihn zu behandeln, als wäre er sein eigenes Kind. Daß der Pastor diese Vorschläge annahm, versteht sich von selbst.

Nun war also Hanhenrich Schüler auf dem Gießer Pädagogium, oder er war, wie die Gießer zu sagen pflegen: Pijohist. So sehr unwissend er auch war, setzte ihn doch sein Hauswirth in die dritte Klasse, theils weil er bey ihm wohnte, theils aber auch deßwegen, weil er schon ein Bengel von sechszehn Jahren war.

In

*) Besondere Art Wecke, zu Gießen.

In der Schule war unser Held der Schlechteste unter den Schlechten, woraus damals die Schulschaft zu Gießen compo- nirt war. Ueberhaupt taugen die Schulen in solchen Städten, wo Universitäten sind, selten viel. Die Lehrer äffen den Profes- soren, und die Schüler den Studenten zu viel nach, und daher wird der Unterricht versäumt oder verhunzt, und der Herr Gym- nasiast lernt am Ende gar nichts.

Die fürchterliche Unwissenheit unsers Helden fiel sogar seinen Kameraden auf, und diese hatten ihn mit den Böcken, welche er in den Lehrstunden machte, immer zum Besten. Er bekam allerley Ekelnamen; so hieß er zum Exempel eine Zeitlang Bruder Mordio, weil er eine Stelle des Nepos: Alexandro Babylone mortuo, übersetzt hatte: Alexander schrie zu Babylon Mor- dio! — Dann hieß er, Ritter Hering, weil er den Vers des Virgils: Formo- sum pastor Corydon ardebat Alexin, auf Deutsch so gegeben hatte: der Hirte Cory-

don

don kochte sich einen hübschen Hering. Haubenrich ließ die Gymnasiasten spotten, wie sie wollten, und tröstete sich mit dem Gedanken: daß er bald Pastor seyn, und ein ruhiges Leben führen würde.

Zehntes Kapitel.

Der Günstling.

Magister Aesias, bey welchem Haubenrich wohnte, hatte eine sehr hübsche junge Frau; aber wie es in der Welt zu gehen pflegt, er war mit seiner Gattin nicht allein zufrieden, und suchte sich anderwärtigen Zeitvertreib. Damals lebte zu Gießen eine gewisse Person, welche unter dem Namen Fräulein Rapp, bekannt war, die sich aber selbst Jungfer Schusterin nannte. Man hatte ausgesprengt, und in Gießen allgemein geglaubt, daß Jungfer Schusterin nicht ihrem Vater, dem Herrn Organist Schuster, sondern einen gewissen Herrn von Rapp ihren Ursprung verdanke, da ein

be-

berühmter Gießer Arzt seinem Freunde im Vertrauen erklärt hatte, daß der Herr Organist keinem lebendigen Wesen das Daseyn geben könne; diese Freunde hatten es nachher wieder ihren Freunden erklärt, und so war die Mähre ganz natürlich in der ganzen Stadt herumgekommen.

Jungfer Schusterin war ein ramassirtes, hochbusiges Mädchen, welches von lustigen jungen Leuten bald bemerkt werden mußte. Es fehlte ihr daher nicht an Liebhabern unter Studenten und Officieren, und sie befand sich in dieser Lage ganz gut; denn durch Geschenke, welche sie von diesen Herren erhielt, war sie im Stande, sich Putz zu verschaffen, und ihre Naschhaftigkeit zu vergnügen; und wenn ein Frauenzimmer dies kann, was will sie mehr?

Herr Aestas sahe die Mamsell zu Wiesek, beym Bauerntanz; sie gefiel ihm, er suchte Gelegenheit mit ihr zu sprechen, und erklärte ihr einen Theil von dem, was er für sie empfand, und was er von ihr zu erhal-

erhalten wünschte. Mamsell wußte, daß es nicht gut sey, die Spröde zur Unzeit zu machen, und gab dem Antrag des Magisters ein geneigtes Gehör. Dieser, vor Freuden außer sich, bestellte seine Schöne noch denselben Abend zu einer gewissen Madam Lenz, wo lustige Personen beyderley Geschlechts zusammen kamen, und sich nach Herzenslust vergnügen konnten. Das Quartier bey Madam Lenz war zwar sehr theuer, aber die Sicherheit, nicht verrathen, folglich nicht blamirt zu werden, machte, daß es von allen denen besucht wurde, welche den Schein vermeiden wollten. Studenten gingen nur selten dahin; denn diese Herren waren in Rücksicht des Scheins eben nicht sehr delikat; desto mehr aber hatte Madam Lenz von Geistlichen, Professoren und angesehenen Bürgern Zuspruch.

Jungfer Schusterin erschien zur bestimmten Stunde bey Madam Lenz, wo der Magister sie schon erwartete. Er blieb die Nacht über da, und beredete früh seine

Frau,

Frau, er ſey bey einem guten Freunde auf dem Dorfe geblieben. Mehrmals wurden die Zuſammenkünfte der beyden Liebesleute bey Madam Lenz wiederholt, aber der Beutel des Magiſters beſtimmte bald ſeinen Beſitzer, andere Maßregeln zu ergreifen, denn Madam Lenz ſchlug ihre Gefälligkeiten etwas gar zu hoch an.

Der Magiſter ſann hin und her, wo er mit ſeiner Schönen in voller Sicherheit, und ohne groſſe Unkoſten zuſammenkommen könnte; in ihrem eigenen Hauſe ging das nicht an, dies würde Aufſehen gemacht haben, und dem alten Benner gewiß zu Ohren gekommen ſeyn, und dann war Herr Meſſias verloren: denn Benner verſtand in ſolchen Sachen ganz und gar keinen Spaß, und war höchſt intolerant gegen allen verbotenen Umgang mit Frauenzimmern, und gegen alle Spielkarten, ob er gleich gerne zugab, daß ſeine Geiſtlichen und ſeine Magiſter ſich öfters, auch wohl täglich, einen chriſtlichen Haarbeutel anſoſſen.

In

In dieſer Verlegenheit fiel dem Magiſter ein Expedient ein, welches er zu gebrauchen beſchloß. Euler oder Hanhen-ich, logirte bey ihm parterre, und hatte den ganzen Winter über von ſechs bis acht Uhr Privatſtunden bey einem verlaufenen Mönch, welcher ſein Mönchslatein den Gießer Studenten beyzubringen ſuchte, für Geld und gute Worte nämlich, wie es ſich von ſelbſt verſteht. Der Magiſter ließ einen Schlüſſel zu Eulers Stube machen, und händigte ihn der Mamſell quaeſtionis ein: ſie ſollte ſich Punkt ſechs Uhr in Eulers Stube einfinden, und ihn, den Herrn Magiſter, daſelbſt erwarten. Sie kam, und die erſte Entrevue kam beyden ſo behaglich vor, daß ſie beſchloſſen, mehrmals, nämlich drey Mal die Woche, in Eulers Muſeum zuſammen zu kommen.

Das Ding ging eine lange Zeit recht gut: die Mamſell hatte in dem Hauſe des Magiſters eine Freundin wohnen, und wer ſie eingehen ſah, dachte weiter nichts, als daß ſie dieſe Freundin beſuchte. Aber wie's

im Sprichwort heißt: Das Krüglein geht so lang zum Brunnen, bis es zerbricht; so gings auch mit der verliebten Intrigue des Magisters und der Mamsell Schuster. Euler empfand eines Nachmittags heftige Kopfschmerzen, und legte sich zu Bette, nachdem er seine Stube verschlossen hatte. Der Magister und Mamsell glaubten, er sey in der Privatstunde bey dem entlaufenen Mönch, und überließen sich, wie gewöhnlich, ihren Entzückungen, und zwar dießmal nicht auf dem Bette, sondern auf dem Sofa: denn das Symbolum des Magisters war: varietas delectat.

Euler, welcher durch das Geräusch aufgeweckt wurde, sprang aus dem Bette, und wollte Lärmen machen, weil er glaubte, es wären Diebe da; der Magister und die Mamsell fuhren auseinander, ersterer aber hatte doch noch so viel Besinnung, daß er Eulern, welcher eben das Fenster aufreißen, und hinausschreyen wollte, zurück hielt, und ihm kürzlich erklärte, daß er sich nicht zu fürchten habe.

Eule

Euler beruhigte ſich, und verſprach von dem Vorfall zu ſchweigen: gewiß würde er auch nicht entdeckt haben, wer bey dem Magiſter war; denn es war finſter in dem Zimmer. Aber Manſell Schuſtern fing an zu reden, und Moſes Euler erkannte die ihm längſt bekannte Perſon an der Stimme.

„Ey ſieh da, Jungfer Schuſtern, ſagte er: Wie kommen Sie denn hieher?“

„Ih, erwiederte Jungfer Schuſtern, ich wollte dem Herrn Magiſter ein Stück feine Arbeit zeigen für die Frau Magiſtern, und da ſind wir hier herein gegangen.

Euler lachte laut über dieſe Ausrede, in einer finſtern Stube ein Stück feine Arbeit zu zeigen, und gab ſeine Verwunderung durch Ausdrücke zu erkennen, woraus der Magiſter wohl ſchließen konnte, daß ſein Eleve von dem wahren Vorgang hinlänglich unterrichtet ſeyn müſſe. Er entſchloß ſich kurz, befahl der Jungfer nur nach Haus zu gehen, und nahm unſern Euler mit auf ſeine Stube. „Höre Er, Euler, redete er ihn an,

ich halt Ihn für einen braven Menschen, der auch dabey klug ist.“

Euler. O ja, Herr Magister, ich erzürne kein Kind, und den will ich auch sehen, der mich ins Bockshorn treiben soll. Neulich warfen mir die Primaner Kletten in die Haare, und dachten, ich sähe es nicht: habs aber wohl gesehen.

Magister. Laß Er jetzt das, lieber Euler. Wir wollen von etwas Wichtigerem reden: was glaubt Er wohl, was die Jungfer Schustern in Seiner Stube gemacht hat?

Euler. Das weiß ich nicht.

Magister. Denkt Er denn, daß ich mit dieser Person etwas Böses vorgenommen habe, oder vornehmen wollte?

Euler. Bewahre Gott! Wie sollt ich das von Ihnen denken, lieber Herr Magister?

Magister. Recht so, mein lieber Freund! Man muß nichts Böses von seinem Nächsten denken; das ist gegen das achte Gebot,

bot, verſteht Er mich. Aber wird Er auch davon plaudern?

Euler. Behüte Gott, Herr Magiſter. Sie müßten' es denn ſelbſt befehlen.

Magiſter. Das werde ich gewiß nicht. Alſo Er ſchweigt von dieſer Sache?

Euler. Wie eine ſtumme Wand.

Magiſter. Hier mein Lieber iſt etwas (giebt ihm Geld). Geh' Er zu Eberhard Buſch, oder in die Krauſkopferey, oder in die Räuberey, oder ſonſt wohin, und trink Er eine Stange Bier, oder einen Schnapps. Ich werde ſonſt noch für Ihn ſorgen, und Sein Freund immer ſeyn. — Aber höre Er, ſpricht Er ein Wort von der Sache, bey meiner Seele, ich jage Ihn aus dem Hauſe, und mache, daß Er von der Schule muß.

Euler war klug genug, um einzuſehen, daß er zu ſeinem großen Nutzen ſchweigen, und zu ſeinem größten Schaden reden würde. Unter ſolchen Umſtänden kommen uns aber

unſre

unsre Pflichten und die Haltung unsrer Versprechungen nicht sauer an: Euler schwieg also, und fuhr sehr gut dabey. Von dieser Zeit an war er des Magisters erklärter Günstling, und was er that, war recht gethan, sollte es auch ein dummer Streich gewesen seyn. Der Magister förderte ihn alle halbe Jahre weiter, und so rutschte er durch alle Classen: er lernte zwar blutwenig, aber er bestand doch immer im Examen, weil der Magister bloß solche Fragen an ihn that, deren Beantwortung er auswendig gelernt hatte. Der Pastor Simon gaudirte sich höchstlichst über die gewaltigen Progresse seines lieben Haubenrichs, und beschloß, alles anzuwenden, um ihn einst zu einem großen Mann zu machen. So gingen die Schuljahre hin, und Euler ward endlich Student, oder Bursch, wie man zu Gießen und Jena, auch noch auf andern deutschen Universitäten die jungen Herren nennt, welche die Matrikel haben, und auf einer Universität existiren.

Eilftes Kapitel.

Der Burſch.

Kaum hatte Euler von dem geſtrengen Herrn Notarius Möſer, dem Oberpedellen der Univerſität, die Fuchsſcheine, und von Seiner Magnificenz dem Herrn Rector die Matrikel erhalten, und ſeine zwey Conventionsthaler dafür bezahlt, auch zwölf Batzen in die Armenbüchſe geworfen, als ein ganz neuer Geiſt ihn zu beſeelen ſchien.

Damals war die Renommiſterey, ſo wie auf vielen deutſchen Univerſitäten, auch in Gießen ſehr im Schwange, und wer nicht renommirte, das heißt ſich durch Lappalien und Fratzen aller Art auszeichnete, wurde für ein Drasticum, oder nach einem andern Dialekt, für einen Theekeſſel, und ſchiefen Kerl gehalten. Euler beſchloß, ja keine Schiefität zu werden, und wollte durchaus unter der auserwählten Schaar der honorigen Burſchen glänzen.

Dieſen

Dieſen nobeln Vorſatz communicirte er ſchon am Tage ſeiner Immatriculation dem honorigen Herrn Martial Schluck von Kauffenfels, welcher damals das höchſt wichtige Amt eines Seniors ſeiner Landsmannſchaft und des hochpreißlichen Ordens der Kakodämonisten summa cum laude ac meritorum fama verwaltete, und fragte dieſen erfahrnen Burſchen, wie er die Sache am rechten Stiele faſſen ſollte.

„Mußt Dir gute Freunde machen, Bruder, ſagte Herr Martial: ohne Freunde iſt auch der bravſte Burſche auf dem Hund *)."

Euler. Aber, Herr Bruder.

Martial (einfallend). Was, Herr Bruder! Herr Bruder! Dumme Rede. Bruder, ſchlechtweg — der Herr iſt in die Fichten **).

Euler. Aber wie macht man ſich Freunde?

Mar-

*) Muß zu Grunde gehen, iſt verloren.
**) Gilt nichts mehr.

Martial. Mußt aufwichsen, Bruder; das ist die erste Regel für einen Fuchs. — Ein Fuchs muß die alten honorigen Bursche decondittionicen *).

Euler. Herzlich gern will ich Deinem guten Rath folgen.

Martial. Bon, Bruder. Aber hast Du Spieße **).

Euler. O ja, ich bin noch reich, hab' noch über vierzig Gulden.

Martial. Bon, Bruder! so viel reicht gerade hin, eine honorige Condition zu geben.

Euler. Aber ich wollte doch noch zwey oder drey Collegia pränumeriren.

Martial. Pränumeriren? Kerl, bist Du mit der Pelzmütze geschossen, oder bist Du gar toll? Wer Teufel wird pränumeriren, und dazu noch gar Collegia? Die postnumerirt ein honoriger Bursche nicht eher,

*) Tractiren mit Essen, Trinken u. s. w.
**) Geld.

eher, als bis der Pedell kommt, und ihn mit Gewalt dazu zwingt. Pfuy, pränumeriren! Hat man sein Lebetag so eine Dummheit gesehen! Pränumeriren, und dazu noch Collegia! Ja, sieh Bruder, ich will ewig des Teufels seyn, ja was noch mehr ist, ich will ein blamirter Junge seyn, wenn ich mein Tage auch nur einen Scandal *) für Collegia ausgegeben habe.

Euler. Aber Bruder, wie hast Du denn das gemacht? Ich weiß doch, daß die Professoren nicht umsonst lesen, und daß sie

*) So hieß man damals in Gießen die Pfennige. Die Thorheit mit diesem Worte ging weit; fragte einer, was kosten deine hirschledernen Hosen, so antwortete der andere nicht etwa: neun Gulden, sondern er rechnete erst im Sinne, und sagte dann: 2160 Scandal. Wer jährlich 300 Gulden zu verzehren hatte, sagte: er habe 72000 Scandal Wechsel. Vermittelst dieser Lapperey lernten die Gießer Studenten damals fertig im Sinne rechnen; also war die Thorheit doch zu etwas gut.

ſie mitunter, trotz einem Hökerweib, manchäern können.

Martial. Haſt Du denn jemals ſchon Bier oder Schnopps bezahlt, wo Du nichts getrunken hatteſt? Oder bezahlſt Du der Liſe auf dem Selzer Weg ihre Nacht, ohne bey ihr geſchlafen zu haben?

Euler. Da müßt' ich mich zwingen.

Martial. Siehſt Du, ich habe keine Collegia gehört, und durfte alſo auch keine bezahlen.

Euler. Du meinſt doch nicht, daß ich es auch ſo machen ſoll?

Martial. Nach Belieben; aber wenn Du Collegia hörſt, ſo pränumerire wenigſtens nicht, das iſt draſtiſch und läßt nicht für einen honorigen Burſchen. Behalte Dein Geld und gieb Conditionen; ich werde morgen Geſellſchaft mitbringen.

Daß Martial Wort gehalten haben werde, bezweifelt wohl ſchwerlich einer von meinen Leſern, der die Studenterey kennt.

Gleich

Gleich um ein Uhr den folgenden Tag Nachmittags war Eulers Stube voll Kakodämonien, welche alle sich's auf des neuen honorigen Fuchses Unkosten wohl schmecken liessen. Sie machten alle mit dem Fuchs Bekanntschaft, und nun ließ sich Mosjeh Fuchs auch kein Geld dauern, um seine Herren Brüder nach den Regeln des echten Fuchscommeaks zu regaliren. Gegen zehn Uhr waren die Köpfe der ganzen Gesellschaft äußerst heroisch, und Senior Martial schlug vor, ob man nicht beliebte, noch einen Jux für den Abend auszuführen? Die Herren waren gleich dabey, und versprachen, den Jux nach ihren Kräften zu secundiren.

„Eh bien, sagte Senior Martial, laßt uns dem Schuster Wannig die Fenster einschlagen; der Kerl schimpft hernach wie ein Rohrsperling, und das macht vielen Spaß.“

Unter Herrn Martials Anführung begab sich die noble Gesellschaft vor das Haus des

des Schuſter Wannigs, welcher in Gießen eben die Rolle ſpielte, die ein gewiſſer Schuſter Sauer vor einiger Zeit auf der Univerſität zu Schilda geſpielt hat. Die Fenſter wurden dem Freund- Wannig alle eingeworfen; er ſchimpfte moraliſch, und gab den Pereirenden und Fenſtercanonade machenden Muſenſöhnen die rühmlichſten Titel; aber Titel dieſer Art, von welchen Schurke, Eſel, dummer Junge u. d. gl. noch die leidlichſten ſind, beleidigen keinen Studenten, wenn ſie ein von ihnen erſt beleidigter Philiſter ausſtößt, wenigſtens machten ſie den damaligen Gießer Herren viel Freude, und wahren Spaß. Der Student kann von ſeines Gleichen, wenn er ihn auch noch ſo arg ſelbſt beleidigt hat, kein ſchnödes Wörtchen vertragen; aber von einem Nichtſtudenten nimmt er alles an, nur muß der Herr Studioſus der erſte Beleidiger geweſen ſeyn; denn war dies der Philiſter, dann mag ihm Gott gnädig ſeyn!

Der Schuster Wannig blieb beym bloßen Schimpfen, aber ein Offizier, der neben Wannig wohnte, ärgerte sich über den pferdemäßigen Lärmen auf der Straße, und schrie zum Fenster hinaus: machen Sie doch nicht solchen Scandal, meine Herren, das ziemt ja keinen besoffenen Gnoten!

„Was will der Kerl da oben! schrie Martial; allons, pereat tief! Fenster ein!“ Im Augenblick flogen Steine in die Fenster des Offiziers, welcher selbst einen Wurf ins Gesicht bekam, daß er wegen der fürchterlichen Gestalt seiner Nase in vierzehn Tagen nicht auf die Parade kommen konnte.

Indessen schickte der Offizier seinen Bedienten nach der Hauptwache; der machte haberde Capitain ließ eine Patrouille gehen, und diese griff unsern Euler, denn die Andern hatten alle die Flucht ergriffen. Euler wurde auf die Hauptwache geführt, und mußte den folgenden Tag zu Seiner Magnificenz. Unterwegs erhielt er folgendes Billet:

Lieber

Lieber Bruder!

Du bist geschleppt worden wegen des Juxes von gestern; der Rector wird wohl wissen wollen, wer die Auctores waren; aber Du bist, wie man hofft, ein honoriger Kerl, und wirst schweigen. Denn sagst Du ein Wort, so wirst Du für einen krassen Fuchs, für einen Erzschisser und Drasticum erklärt, und kriegst Ohrfeigen pro patria. Schmeiß dies Billet gleich zum Teufel, daß es niemand sieht, der vielleicht die Hand kennt. Mache Deine Sachen gut, so sind wir Freunde.

Euler hatte schon längst einen Abscheu gegen Denunciationen und Angebereyen unter Studenten, welche man in der Studentensprache Pfoterey nennt, und deren Urheber mit Recht verhaßt und unter dem Namen der Kiliansbrustflecke und der Blaustrümpfe bekannt sind; aber die kräftigen Motive des Billets machten ihn stumm

gegen

gegen alle Vorstellungen des Rectors. Er erklärte geradehin: daß er nichts sagen werde, daß er ein honoriger Bursche sey, und folglich nichts sagen dürfe. Der Rector, welcher einst auch ein honoriger Jenenser gewesen war, fand die Stimmung unseres Eulers eines braven Burschen würdig, und steckte ihn bloß für seine eigene Verbrechen vier Tage ins Carcer, welches zu Gießen den Namen Cardanopolis führte.

Zwölftes Kapitel

Euler der Reformator des Comments.

Carcerstrafe, Consilium abeundi, selbst die Relegationen sind zu allen Zeiten unter Studenten als gar nicht schimpflich angesehen worden: in der revolutionistischen Periode der Universitäten waren sie vielmehr ehrenvoll und ruhmbringend, und wer oft im Carcer saß, galt für einen rechten Burschen. Ich erinnere mich noch eines Gedichts, welches

ches ein gewiſſer Herr Hild im Jahr 1776 zu Gießen verfertigte, und welches lehren kann, was man damals noch für anſtändig und empfehlend unter den Studenten gehalten hat. Ich will es herſetzen, es lautet alſo:

Wer iſt ein rechter Burſch? Der, ſo am Tage ſchmauſet,
Des Nachts herumſchwärmt, wetzt, und alle — — — —
Der die Philiſter ſchwänzt, die Profeſſores prellt*),
Und nur zu Burſchen ſich von ſeinem Schlag geſellt.
Der ſtets im Carcer ſitzt, einherritt wie ein Schwein,
Der überall bekannt, nur von Blamagen rein,
Und den man mit der Zeit, wenn er gnug renommiret,
Zu ſeiner höchſten Ehr' zum Teufel relegiret:
Das iſt ein rechter Burſch; und wers nicht alſo macht,

Nicht

*) Nicht bezahlt. Doch iſt noch eine feine Nüance zwiſchen prellen und ſchwänzen.

Nicht in den Tag hin lebt, nur seinen Zweck betrachtet,
Ins Saufhaus niemals kommt, nur ins Collegium,
Was ist das für ein Kerl? Das ist ein Drasticum.

Diese an sich elenden Verse, standen damals in allen Stammbüchern, und zeugen hinlänglich von dem Geschmack der damaligen Studenten, und von ihren Grundsätzen: denn Herr Hild sprach gleichsam im Namen der ganzen Burschenschaft.

Unser Euler verließ das Carcer viel stolzer und aufgeblasener, als er vorher war: nun ging er auf allen Kneipen herum, und erzählte sein Abentheuer und sein Carcersitzen. Seine Cameraden applaudirten ihm, und er fing an in vollem Ernste zu glauben, er sey ein rechter Bursch. Kein Kommersch wurde gehalten, bey welchem er nicht gewesen wäre, und bald hatte er eine solche Fertigkeit im Singen der Kommerschlieder, daß er stets Präses würde gewesen seyn, wenn dieß nicht sein Fuchsstand verhindert hätte.

Im

Indessen ward Euler Mitglied eines Ordens und eines Kränzchens zugleich; in beyden war Bruder Martial Senior, und da dieser Eulern allerley zu verdanken hatte, so zeichnete er ihn auch bey jeder Gelegenheit aus. Martial wurde bald inne, daß Freund Euler das Herz nicht so recht da sitzen hatte, wo es nach dem Begriff eines honorigen Burschen seinen Sitz haben muß; aber daran war auch wenig gelegen; Euler hatte Geld, und mit Geld ist man einem Orden immer angenehmer, als mit Courage, welche so leicht durch andre Mittel und Wege ersetzt werden kann.

Als Euler etwan ein Jahr Mitglied des Ordens gewesen war, entstand eine große Revolution auf der Universität, worüber Senior Martial cum infamia, wie man im akademischen Latein zu sagen pflegt, der Subsenior aber bloß in perpetuum, das heißt, bis er die Relegation mit Geld abzukaufen die Kräfte und den Willen hat, relegirt wurden. Der Secretär Durstig ward nun Se-

nior, ein andres Mitglied, Namens Wurst, erhielt die Stelle des Subsenioris, und Freund Euler wurde zum Secretär erwählt, und erhielt zugleich den Auftrag, das Gesetzbuch zu redigiren, welches in der fürchterlichsten Unordnung war.

Ein angenehmers Geschäft hätte unser Mann gar nicht erhalten können: er bildete sich dabey schon ein, der Legislator in der erhabenen Gesellschaft zu seyn, und redigirte einen Gesetzcodex von 54 Titeln, welche in allem 688 Gesetze enthielten. Schade, daß dieses herrliche Machwerk nicht gedruckt worden ist! Es war des öffentlichen Beyfalls so sehr würdig! Euler las die Gesetze vor, die Mitglieder des Ordens tranken indessen Bier, und rauchten Tabak, und als der vierte Titel, welcher vom Verschiß handelt, verlesen war, schrien alle einmüthig, sie hätten genug gehört, es sey alles ganz vortrefflich, und die Folge des noch zu Lesenden würde gewiß dem Anfang entsprechen, er möge daher nur aufhören. Hierauf unterschrieben alle ihre Namen, und so war die Constitution sanctionirt.

Seit

Seit jener Revolution auf der Universität, bey deren Explosionen der Senior und der Subsenior des Ordens geschaft wurden, hatte das ganze Burschenwesen eine andre Wendung erhalten, und es schien, als wenn ein gesitteterer und besserer Burschenton in Gießen an die Tagsordnung kommen sollte. Die Ordensbrüder erschraken bey der Vorstellung, daß der Ton sich bessern sollte, und geberdeten sich wie unsinnig darüber, daß die Kommerse weniger besucht, die Dorfkneipen weniger frequentirt wurden, und der Schlägereyen weniger häufig vorfielen.

Besonders ging diese Noth unserm Euler zu Herzen, welcher beschloß, den alten Comment wieder herzustellen, und den jetzigen zu reformiren, es möge auch kosten, was es wolle. Zu dem Ende miethete er sich in eine Kneipe oder Bierschenke ein, welche wegen des ziemlich guten Biers mehr als andre Kneipen der Art besucht wurden. Hierher bestellte er täglich einige fidele Brüder, welche andre Bekannte an sich zogen, und ein

hene-

bonettes Kommerschchen aufführten, wobey Freund Euler stets den Vorsitz hatte.

Das Bier ist in Giessen sehr wohlfeil, wenigstens kostete damals das rheinische Maß zwey Kreuzer oder sechs sächsische Pfennige, dennoch wurde bey den Gelagen so scharf gesoffen, besonders wenn ein Kommersch ihm mit unterlief, daß einer sechs bis acht Groschen bezahlen mußte — und die Herren hatten nicht immer Geld. Euler, welcher Credit im Hause hatte, verschaffte seinen Freunden auch Credit, und machte sich dadurch nicht nur äußerst beliebt, sondern brachte auch zu wege, daß die Kneipe, worin er wohnte, täglich besetzt war, und daß der alte ächte Jenaische Sauf- und Lärmcommerz wieder in völligem Flor, wenigstens unter seinen Freunden stand.

Jetzt schrieb Euler eine Abhandlung über den ächten Saufcommerz in deutscher Sprache, woraus nachher Freund Murmelius Schmalk seine lateinische Dissertation zusammen kompilirt hat, ohne seine Quelle zu nennen. Der Verfasser dieser Geschichte hat die

die Ehre gehabt, den Herrn Schulk zu kennen, und muß gestehen, daß derselbe mit dem Comment, den er beschreibt, bekannt war: daß er aber den Freund Euler gar nicht einmal nennt, dem er doch den wichtigen, schweren Beweis, daß Bursche unter keinen Gesetzen stehen, verdankt, das sage ich, ist doch nicht schön. Es steht ja frey, abzuschreiben, aber man muß auch die Quellen nennen, aus welchen man schöpft, sonst fällt man in den häßlichen Fehler so manches gelehrten Herrn, welcher seine Bücher und seine den hochgelehrtesten Herren Zuhörern vorzulesenden und vorzukauenden Hefte wörtlich abschreibt, mitunter aber auf seine Autoren brav losziehet, damit Leser und Zuhörer die Büchlein nicht kennen sollen, welche ihm die Weisheit zugetragen.

Verschlungen wurde Eulers Schrift, in Jena und in Gießen, und auf andern deutschen Universitäten war sie das Repertorium aller commentmäßigen Wahrheiten, und stehe die Bibel bey den protestantischen, die päbstli-

chen

chen Bullen aber bey den katholischen Theologen, der einzige Richter bey Streitigkeiten.

Jetzt genoß unser Euler des höchsten Ansehens unter den Studenten zu Gießen, und selbst Jenensee schrieben Adressen an ihn, wie weyland die vom Jacobinism angesteckten Departementer und Districte in Frankreich an den Nationalconvent. Aber alles Ding währt nur eine kurze Zeit, und so gings auch mit unsers Helden glücklicher Existenz in Gießen. Doch ich muß hier ein neues Kapitel anfangen.

Dreyzehntes Kapitel.

Armer Euler, dauerst mich!
Der Comment selbst weint um dich,
Daß du aus dem lieben Gießen,
Dich so schnell hast drücken müssen;
Aber was ist's denn nun mehr?
Solches Pech *) bringt dir ja Ehr'!

Euler war damals, als er an seinem Werk über den Burschencomment arbeitete, nach

*) Unglück. Großes Unglück, heißt: Sauerech, Luderech.

nach Frankfurt gereist, und hatte da in einem Gasthofe, wo er selbst logirte, einen deutschen Fürsten angetroffen, den er gerade zu, wie es einem wahren Burschen zusteht, auf seinem Zimmer besuchte, und ihm die Würde eines honorigen Burschen erklärte. Der Fürst war ein sehr humaner Mann, und liebte die Jovialitäten, also konnte er wohl einige Stunden in Eulers Gesellschaft zubringen, zumal da ihn das Podagra hinderte, auszugehen. Euler sagte ihm, daß er ein Buch schriebe, daß dieses Buch eins der trefflichsten Produkte seyn würde, welche Europa seit Olims Zeiten gesehen habe, und daß er es Seiner Durchlaucht dediciren wollte, wenn Dieselben es genehmigten.

„Ja, ja, sagte der Fürst ich nehme diese Ehre an; aber wovon handelt denn dies Buch?“

Euler. Von den ersten Angelegenheiten der Menschheit, und von den besten Mitteln, die Menschen glücklich zu machen. Mehr sage ich jetzt von dem Inhalt meines

Wer-

Werkes nicht, und hoffe, es soll Sie auf's Angenehmste überraschen.

Der Fürst lächelte, und ließ den Großsprecher reden; denn er hatte schon mehrmals durch Büchertitel und Vorreden den Ausspruch des Horatius bestätigt gefunden:

Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.

Einige Zeit nachher schickte Euler ein schön gebundenes Exemplar seines Buchs an den Fürsten, dieser schaute auf den Titel, und fand es keiner weitern Aufmerksamkeit würdig; denn er war kein Freund vom Burschencomment. Er legte daher das Buch auf die Seite, um aber doch an Eulern ein Werk der Barmherzigkeit zu thun, ließ er ihm danken, und das Danksagungsschreiben mit zehn Ducaten begleiten. Euler zeigte das Schreiben in allen Studenten und Philistergesellschaften, das Geld aber gab er zum Besten, zur thätigen Unterstützung des Comments.

Etwa

Etwa sechs Wochen hernach wollte der Fürst einst zu Stuhle gehen, und suchte ein Stück zartes Papier. Er traf auf Eulers Buch, machte es auf, und fand, daß es auf sehr feines holländisches Papier gedruckt war. Ach, dachte er, das giebt excellente Schnupftücher, das will ich auf's heimliche Gemach legen. Im Vorbeygehen bemerkt der Verfasser, daß viele dedicirte Bücher das Schicksal haben, von den durch die Dedication honorirten Herren aufs heimliche Gemach getragen zu werden; indessen macht dies nichts aus, wenn nur der Verfasser das erhält, was er durch sein dedicirtes Buch hat erhalten wollen, so ist's sehr gleichgültig, ob das Buch selbst dem Herrn, dem es dedicirt wurde, fürs obere oder fürs untere Gesicht dient.

Der Fürst riß ein Blatt mitten aus dem Buche, und setzte sich; er war eben hartleibig, und sonst gewohnt, die Zeitungen an diesem Orte zu lesen, wie der Doctor Euler die Bücher zur Nachricht, Eule-

Goldmacher, Enthusiasten und Fanatiker*). Er suchte daher in seinen Taschen nach den Zeitungen, hatte sie aber unglücklicher Weise vergessen; da es ihm aber längst zum Bedürfniß geworden war, auf dem Abtritte zu lesen, so nahm er Eulers Buch, und las darin. Daß er die Dedication zuerst vornahm, versteht sich von selbst; denn wer liest nicht gern sein eigenes Lob? Aber wie häßlich wurde der gute Fürst angeführt, als er nichts zu seinem Lobe fand, wohl aber gute Lehren, welche ihm der honorige Bursche gab. Einige Kernstellen muß ich herschreiben, um meine Leser in den Stand zu setzen, über Eulers Manier, mit Fürsten zu sprechen, urtheilen zu können.

„Die Studenten, hieß es darin, welche aus dem Lande Ihrer Durchlaucht kommen, und bey uns studieren, sind lauter nasse Prinzen, und verstehen nichts vom wahren Comment, daher immer einige von ihnen

*) S. Semlers Leben B. 1., ich weiß nicht auf welcher Seite.

ihnen im Verschiß sind. Woher mag wohl das Uebel kommen? Daher, daß Sie, gnädigster Herr, nicht auf den Comment halten, weil Sie denselben vielleicht selbst nicht verstehen. — Sie haben Ihren Offizieren, Soldaten und Cavalleuten das Duelliren verboten. Was kann daraus kommen? Drasticität und Pinseley; denn Courage und mitunter Händel ordentlich ausgemacht, sind die Seele des Comments. — Ich rathe Ihnen daher, gnädigster Herr, jenes quatsche Edict wegen der Duelle wieder aufzuheben, und sie so frey zu machen, als sie unter den zween Königen in Frankreich, Heinrich II., Franz II. Carl IX. und Heinrich III., seligen Andenkens, gewesen sind. Das waren doch noch Kerlen, parbleu, die sich gewaschen hatten. Heinrich IV. hat sie hernach verboten, aber der schiefe Comment machte auch, daß er so hundsottischer Weise sterben mußte. — Die Geistlichen dürfen sich zwar nicht schlagen, aber es wäre doch gut, wenn sie sich des

Jahres

Jahres ein Mal versammeln müßten, und einige Tage nach einander zu kommerschiren. — Die fürstlichen Räthe und andere Offizianten müßten dies auch thun. — An Hofe müßte jeden Sonntag ein honettes Hospiz gegeben werden, wobey Ihre Durchlaucht präsidirten. — Die großen Humpen müßten bey Tafel wieder eingeführt werden. — In den Gymnasien und Schulen muß vorzüglich der Comment der Jugend eingeflößt werden, wenn was ordentliches herauskommen soll. — In den Städten würden die Bürger beym Scheibenschießen vom Stadtschreiber, und auf den Dörfern, in den Schenken vom Dorfschulmeister, und sollte dieser ein dummer Esel seyn, vom Dorfpastor im Comment instruirt — u. s. w. u. s. w.

Der Fürst traute kaum seinen Augen, als er das unverschämte Commentgeschwätz las: nachdem er sich aber von der Existenz der Posse überzeugt hatte, glaubte er, der Verfasser habe ihn zum Besten haben wollen, und

und ärgerte sich gar mächtig über die strafbare Insolenz des Gießer Neucommissen. Flugs ließ er seinen Hofrath holen, welcher ein Klaglibell an die Universität schicken, und Herrn Euler wegen grober Injurien wider einen Fürsten anklagen mußte.

Die Herren zu Gießen lachten zwar über die Schnurre, und sahen wohl ein, daß Euler nichts weniger willens war, als den Fürsten zu beleidigen; aber Satisfaction mußte dieser doch haben, und so wurde Euler auf zwey Jahre relegirt.

Dies war ein Donnerschlag für die Gießer: einer über honorigsten Burschе sollte fort! — Seine Freunde machten ihm einen Comitat, das heißt, sie begleiteten ihn zum Thor hinaus, nachdem sie im Stegn wacker gezecht, und ihren Unmuth in Wein, Schnapps und Bier ersäuft hatten. Unter dem Galgen wurde Halt gemacht, und mehrere Bouteillen Wein auf Eulers Wohlseyn, und auf ewige Freundschaft ausgeleert. — Einer von der Begleitung betrachtete den

Gal-

Galgen, und rief endlich mit einem Weinglas in der Hand: es leben alle die, welche künftig noch an diesem Galgen hangen werden! vivant hoch! erschallte es aus allen Kehlen. Ja, schrie Euler: es leben auch diejenigen alle hoch, welche bereits an diesem Galgen gehangen haben! Bravo! vivant hoch, grölte der ganze Haufe, vivant hoch, und auch Bruder Euler vivat hoch!

Sie schieden von einander, und Euler kam einige Tage hernach in das Dorf, wo sein Vater, der Pastor Simon wohnte.

Vierzehntes Kapitel.

Allons nach Schilda!

Er stieg an der Schenke ab, weil er sich erst erkundigen wollte, ob sein Gönner: denn daß es sein Vater war, wußte er noch nicht — auch schon von seiner Verjagung aus Gießen gehört habe, um auf alle Fälle sich in etwas zu präcautioniren.

„Ih

„Ih mei Gott, und mei Herr, Mos-
jeh Hanheuich, rief ihm der Wirth entge-
gen, wo kum He dann her? Heut früh iß
noh Ihm geſchickt worr noh Goiſe, und He
iß ſchund da!“

Euler. Hab' doch keinen Boten an-
getroffen?

Wirth. Joh, joh, mei Haupeter iß
hene gerit', er wird naune wuhi da ſey.

Euler. Weßwegen iſt denn nach mir
geſchickt worden?

Wirth. Und das wäß He noch nett?
Du lieber Gott, der Herr Paſtor Simon iß
ſchund äh Paar Woche krank; naune iß er
ibber ſo ſchlecht, doß ſe ihm ufs Enne war-
en.

Aha, dachte Euler, pfeifſt Du daher:
llons marſch zum Alten!

Sporenſtreich lief er ins Pfarrhaus, wo
r alles in der größten Unordnung fand. Der
err Paſtor war eben verſchieden, und der
Gerichtehalter verſiegelte alles, was nicht
thwendig offen bleiben mußte. Als der

Gerichtshalter unsern Euler erblickte, sprang er auf ihn zu, drückte ihm die Hand, und sagte: gratulor Herr Euler, zur Erbschaft, der selige Herr hat Sie zum Universalerben eingesetzt. Ist das nicht bon?

Euler (mit verstellter Traurigkeit). Ach Gott, mein guter Vetter, mein Gönner, mein Wohlthäter!

Gerichtshalter. Herr, Sie erben zwölf tausend Gulden, und bey so einer Erbschaft, dächt ich, vergißt man Vetter, Gönner und Wohlthäter.

Euler hatte gegen dieß Argument nichts einzuwenden; er trocknete seine Thränen, und war bald wieder so fidel, als säße er zu Gießen in der Kneipe des Eberhard Busch.

Nach dem Begräbniß des seligen Herrn Pastors, wobey die ganze Geistlichkeit von weit und breit her stattlich tractirt wurde, und wohlbezecht nach Hause kehrte, wurde das Testament eröffnet; aber siehe da, der Herr Pastor Streuber von Badenheim war als Executor ernannt, und zum Curator des jun-

gen

den Herrn bestimmt, bis derselbe einst Pastor seyn würde.

Das war ein Donnerschlag für Eulern: er hoffte, daß ihm das Vermögen sofort in die Hände würde gegeben werden, und nun hatte er einen Curator, welcher ihm das Geldchen pro lubitu zuzetteln konnte. Er offenbarte seine Verlegenheit dem Gerichtshalter; dieser hieß ihn gutes Muths seyn: Herr, sagte der Gerichtshalter, der Pastor Streuber ist ein fideler Bruder, der Ihnen gewiß gerne wird, so viel Sie verlangen: aber freylich müssen auch Sie erkenntlich seyn: denn gegen Unerkenntliche ist Pastor Streuber so gewissenhaft, wie ein Advocat, der so eben wegen des crimins falsi vom Bau kommt, und doch aus landesväterlicher Gnade bey der Praxis gelassen worden ist. Morgen besuchen Sie ihn selbst, und dann wird sich das Uebrige schon von selbst geben.

Euler befolgte den Rath des Gerichtshalters, und begab sich den folgenden Tag nach Badenheim zum Pastor Streuber. Die-

ser saß eben mit dem Dorfrichter bey einem Glas Schnapps, und unterhielt sich über die Tagsgeschichten: denn eben war der Krieg zwischen Oesterreich und Preußen ausgebrochen. Der Schulz war gut österreichisch gesinnt: denn er glaubte, als Mitglied und zwar als actives Mitglied des heiligen römischen Reichs, müsse er auch dem Durchlauchtigsten Hause Oesterreich anhangen, welches diesem Reich bereits zehn Kayser geliefert habe. Der Pastor hingegen vertheidigte, als guter Protestant, die Sache der Preußen: denn er glaubte, der König Friedrich wolle der Religion wegen Schlesien haben, um den bedrückten Protestanten aufzuhelfen. Der Disput hatte sich zwischen beyden sehr erhitzt, und eben wollte der Pastor dem Dorfrichter durch eine derbe Ohrfeige beweisen, daß er Recht habe, und daß Maria Theresia absolut Schlesien verlieren müsse, als Euler in die Stube trat.

Seine Erscheinung endigte den Streit: der Pastor stand auf, und fragte ihn, wen er die Ehre habe zu sehen?

Euler.

Euler. Ich bin der Studioſus Euler —

Paſtor. Aha willkommen, Domine Relegate! Na, wie gehts, wie ſtehts?

Euler. Sollten Sie ſchon von meinem Pech gehört haben?

Paſtor. Freylich. Aber das thut nichts. So ein Malhör kann einem braven Kerl ſchon paſſiren, ehe er ſichs verſieht. Bin auch drey Mal relegirt, und doch Paſtor geworden. Haben Sie denn Ihren Curſus vollendet.

Euler. Ich zweifle.

Paſtor. Na, was haben Sie denn für Collegia ſchon gehört?

Euler. Je nun die Dogmatik beym Doctor Bruner, die Moral bey eben demſelben, und die Kirchenhiſtorie, weiter nichts.

Paſtor. Nicht die Polemik?

Euler. Nein.

Paſtor. O weh, o weh! — Nicht die Caſuiſtik?

Euler.

Euler. Nein.

Paſtor. O weh, o weh! — Nicht die Metaphyſik?

Euler. Nein.

Paſtor. O weh, o weh! — Sehn Sie Freund, da fehlen Ihnen noch die Hauptſcienzen. Ohne Polemik iſt man gar nichts. Wie will man ohne Polemik die Katholiken und die Calviniſten widerlegen. Ohne Caſuiſtik kann man keinen Gewiſſensfall entſcheiden. Z. B. ob pollutiones nocturnae Sünden ſind *)? Ohne Metaphyſik, du lieber Himmel, was iſt man da für 'n Rindvieh! da weiß man vollends gar nichts, weiß nicht, was Subſtanz, was Accidenz iſt, was die vier genera cauſſarum, was die zehn praedicamenta ſind, u. ſ. w. Nein Herr, Sie haben noch nicht ausſtudiert; Sie müſſen wieder auf die Univerſität.

Euler. Ich bin aber relegirt?

Paſtor.

*) Dieſe hochwichtige Frage iſt in Ludovici Dante caſibus conſcientiae entſchieden, und zwar bejahend!

Paſtor. Iſt denn Gießen die einzige Univerſität in Deutſchland? Wiſſen Sie was, gehn Sie nach Schilda, da iſt eine treffliche hohe Schule, da kann man was rechts lernen. Bin ſelbſt auch da geweſen (ſchlägt ſich zufrieden auf den Bauch).

Euler. Je nun, wie Sie meynen, Herr Paſtor.

Paſtor. Ja, ja, Freund, alſous nach Schilda, dort ſoll ſchon noch etwas rechts aus Ihnen werden. Aber wie viel Geld müſſen Sie jährlich haben?

Euler. Je nun, ich dächte, ein vierhundert Thälerchen wenigſtens.

Paſtor. Pah Freund, Freund, wohin denken Sie? Wenn Sie noch ſagten ein hundert funfzig, höchſtens zwey hundert Thälerchen.

Euler. Kann wahrlich nicht anders auskommen. Sie ſind ſelbſt Studens geweſen.

Paſtor. Ja wohl, ja wohl: ich weiß was es koſtet. Aber ſchwerer Verantwor-

tung

tung ſetze ich mich aus, wenn ich Ihnen zu viel gebe.

Euler. Wenn ich Sie aber wegen dieſer etwanigen Verantwortung entſchädige?

Paſtor. Gut, ich will Ihnen einen Vorſchlag thun: Sie ſchicken mir alle viertel Jahre eine Quittung auf 125 Thaler, und erhalten dafür 100. Sind Sie das zufrieden?

Euler (den Paſtor umarmend). De tout mon coeur, beſter Freund. Gleich will ich Ihnen die erſte Quittung ſchreiben: aber ich muß 150 Thaler haben, wegen der Reiſekoſten.

Paſtor. Bon, ſo machen Sie die Quittung auf 87 Thaler 12 Groſchen.

Euler ſchrieb die Quittung, empfing ſein Geld, und lange vorher, ehe die Collegien anfingen, war er in Schilda.

Funfzehntes Kapitel.

Katastrophe oder Anastrophe.

Ich würde gethane Arbeit abermals thun, wenn ich hier die berühmte Akademie zu Schilda näher beschreiben wollte; dieß that ich schon im Jahr 1798 und 99 in drey eben nicht ganz kleinen Bänden, und manche meiner Leser haben sich über meine aus ächten Quellen gezogenen Nachrichten baß gefreut, obgleich andre sich baß darüber geärgert haben. Also kein Wort von der Einrichtung der Universität und von ihrem Wesen, sondern nur von dem, was Euler, der Held unsrer Geschichte, daselbst gethan hat.

Unweit Schilda steht ein Wirthshaus, wo Schwager Matz, der Postillon, jedesmal einkehrte: dießmal, als er unsern Euler fuhr, machte Freund Matz keine Ausnahme von der alten Regel und kehrte ein, so ungern es auch Euler sahe, welcher vor Begierde brannte, die Herren zu Schilda kennen zu lernen. Indessen mußte er nachgeben: er

stieg

stieg gleichfalls ab, und ging ins Haus; bald bemerkte er, daß einige wohlgekleidete junge Leute die Treppe hinaufgingen. Er fragte den Wirth, wer diese wären.

„Das sind Studenten, erwiederte dieser; sie halten eine gelehrte Gesellschaft unter dem Vorsitz des Herrn Professors Simon. Dann und wann, wenn's hübsch Wetter ist, kommen die Herren zu mir, und halten ihre gelehrten Untersuchungen hier."

Euler hatte kaum gehört, daß Studenten oben wären, als er schnell die Treppe hinauf und zur Versammlungsstube hineinlief. Die Anwesenden verstummten, als sie einen baumstarken Menschen mit einem grossen Hieber, und einem allmächtigen Hut hereinrennen sahen.

„Verzeihen Sie, meine Herren, daß ich so gerade hereinkomme. Ich bin auch Student, und werde künftig in Schilda studieren. Hab 400 Thaler Wechsel, und hoffe damit auszukommen. Hier (schlägt auf die Rocktasche) hier ist Messer und die Pistolen."

Euler

Bey den Worten Moses und die Propheten und bey der Versicherung von 400 Thaler Wechsel machte Herr Professor Simon große Augen: denn wenige Schildaer hatten so viel, am allerwenigsten die von seiner gelehrten Gesellschaft. Ha, dachte er bey sich selbst, den mußt du zu gewinnen suchen.

Ganz höflich bat er den Fremden, Platz zu nehmen. Euler setzte sich, und stopfte seine Pfeife: denn er sah, daß auch andre Tabak rauchten?

„Haben der Herr schon ein Logis in Schilda, fragte Herr Simon in einem sehr höflichen Ton?“

Euler. Noch nicht: werd aber wohl eins bekommen.

Simon. O gewiß. Aber es ist nur die Frage, ob Sie so eins bekommen, wie Sie es zu haben wünschen.

Euler. Mein Quartier muß erstens nach der Straße gehen: denn nach den Mistlöchern gucke ich nicht gern. Zweytens muß

ich

ich bereinkönnen, wenn ich will, weil ich mich an keine Zeit binde; und drittens muß ich nicht geprellt werden, denn ich bezahle honett.

Simon. Nach Ihren ersten beyden Forderungen werden Sie sicherlich in den meisten Häusern unsrer Stadt hinlänglich satisfacirt werden, aber was die dritte belangt, da weiß ich nicht, ob jedes Logis Ihrer Erwartung entsprechen möchte.

Euler. So? Versteht man das Prellen denn in Schilda auch so gut, wie in Gießen?

Simon. Zuverläßig. Indessen giebt es doch Häuser, wo Prellerey nicht Mode ist.

Euler. Eh bien, Herr Professor, weisen Sie mir so ein Haus zu.

Simon. Wenn ich nicht in aller Hinsicht ganz uneigennützig scheinen wollte, so —

Euler. Nun, Herr Professor, weiter, wenn ich bitten darf.

Simon. Würde ich Ihnen mein eigenes Haus vorschlagen.

Euler.

Euler. Bene, optime, optimiſſime. Was ſoll ich Miethe geben?

Simon. Sie müſſen doch das Logis erſt ſehen.

Euler. Ich verlaſſe mich auf Ihr Wort.

Simon. Der vorige Herr Bewohner zahlte mir halbjährlich zwanzig Thaler, und vier Thaler für Aufwartung.

Euler. Optime, will gleich pränumeriren. (Der Wirth tritt ein.)

Simon. Nicht doch, das hat Zeit.

Euler. Wenn ich aber pränumeriren will?

Simon. Auf Ehre, ich nehme keinen Heller.

Wirth. Ih, Herr Profeſſor, laſſen Sie denn doch den Herrn pränumeriren, wenn er durchaus will.

Euler. Der Herr Wirth hat Recht: Sie müſſen die Pränumeration annehmen.

Simon. Nimmermehr! Heute keinen Heller; Sie müſſen erſt das Logis ſehen.

Wirth

Wirth (leise zum Professor). Lassen Sie ihn doch immer pränumeriren: dann können Sie mir ja auch die 7 Thaler 4 Gr. 9 Pf. geben, die Sie mir schon so lange Zeit her schuldig sind.

Simon (leise zum Wirth). Es ist wider meine Ehre. (laut zu Euler) Ich nehme jetzt nichts: besehen Sie erst Ihr Zimmer, dann ists Zeit genug. (zum Wirth leise) Morgen will ich Ihnen das Geld herausschicken.

Wirth (im Abgehen). Ja, morgen am letzten Feyertag. Borge nur einer den Gelehrten!

Indem klatschte der Postillon: Euler brach auf, Herr Simon schloß für heute die gelehrte Gesellschaft, und fuhr mit seinem neuen Hausburschen nach Schilda. Euler besah das Zimmer, es gefiel ihm, und nun ließ sich Simon pränumeriren.

Den folgenden Tag schlief unser Mann sehr lange, weil er von der Reise müde war. Kaum war er aber angekleidet, so kam sein

Herr

Herr Wirth, und bat ihn zum Mittagessen. Er acceptirte, und fand da noch mehrere Studenten am Tische. Er fragte, ob die Herren auch im Hause logirten, und hörte zu seiner Verwunderung, daß sie nur den Tisch beym Herrn Professor hätten. In Giessen war es nämlich nicht Mode, daß Professores auch zugleich Speisewirthe gewesen wären: denn die Herren hielten es unter ihrer Würde, den mit Abgaben belasteten Bürgern auf diese Art ihre Nahrung zu schmälern.

Euler fragte heftig, ob er nicht auch die Ehre haben könnte mit dem Herrn Professor zu speisen? Die Frau Professorin bejahete die Frage, und unser noch geldreicher Held präenumerirte auch den Tisch auf ein Vierteljahr.

Indessen hatte Euler nicht vergessen, daß er ein honoriger Bursch in Giessen gewesen war: und wollte auch in Fulda von seinen Commentekenntnissen den nöthigen Gebrauch machen. Er begab sich in der Absicht auf eine Schenke, wo Studenten zusam-

sammen zu kommen pflegten. Zum Unglück hatte der neue in Schilda aufgekommene Orden der Amicisten diese Schenke nach löblichem Gebrauch der Ordensbrüder und der Gnoten zu ihrem Kommerschhaus erwählt, aber doch würde Euler nicht seyn insultirt worden, hätte nicht kurz vorher die Mutterloge der Amicisten zu Jena den Orden der Kakodämonisten für unehrlich erklärt gehabt. Ein ehemaliger Gießer, welcher noch vor sechs Monaten daselbst gewesen, und hernach nach Jena gegangen, von da aber bald seines Wohlverhaltens wegen relegirt worden war, erkannte Eulern, und steckte es schnell seinen Ordensbrüdern, daß dieser der ehemalige Secretär des Kakodämonistenordens sey. Die Herren murmelten unter einander, aber Euler muthmaßete noch nichts Böses, er näherte sich vielmehr seinem Bekannten, und reichte ihm freundschaftlich die Hand. Apage Satana! rief dieser, und stieß ihn derb zurück.

„Nun Herr Bruder, sagte Euler, Du machst wohl Deinen Spaß: wißt mich wohl exor-

exorciren mit Deinem Apage Satana?“ Der Teufel iſt Dein Bruder, blamirter Bengel, ſchrie der Andere, und in dem Augenblick bekam Euler eine Menge Rippenſtöße und Ohrfeigen, und wurde endlich mit nichts dir nichts die Treppe heruntergeworfen.

Er wußte nicht, wie ihm geſchehen war, und ging nach Hauſe. Eine Stunde hernach kam Herr Simon auf ſeine Stube. „Guten Abend, mein Lieber, ſagte dieſer; ich bedaure Sie, Sie ſind ohne Ihre Schuld beleidigt worden.“

Euler. Ja wohl ohne meine Schuld: ich weiß wahrlich nicht, warum?

Simon. Ich will's Ihnen ſagen. Ihre Beleidiger ſind Amiciſten, die ärgſten Feinde des Ordens, in welchem Sie in Gießen geweſen ſind.

Euler. Aha, iſt das ſo? — (langſam) Ich muß mir Satisfaction verſchaffen.

Simon. Die kriegen Sie nicht. Die Amiciſten geben keinem Kakodämoniſten Satisfaction.

Euler. In diesem Fall muß ich klagen.

Simon. Werden schon ankommen: die Amicisten werden von unserm Canzler geschützt.

Euler. Dann bleibt mir nichts übrig, als geradezu Schilda zu verlassen. Ich darf hier nicht als blamirter Junge auftreten.

Simon. Ich will Ihnen einen Rath geben; werfen Sie sich ganz in die Arme der Musen, studieren Sie auf einen Professor, und jedermann wird Sie ehren, selbst Ihre Feinde werden Respekt vor Ihnen haben.

Nun disserirte Herr Professor Simon ein Langes und ein Breites über den Werth der Wissenschaften, über die Leichtigkeit halb gelehrt zu werden, und über den Flor der Gelehrsamkeit in Schilda. Euler wurde bald überzeugt, daß es besser sey, ruhig zu leben, als sich herumzubalgen: denn Trotz aller Renommisterey, und aller Commentenwissenschaft, war er im Grunde doch nur ein Erzpoltron, der den lieben Frieden, und eine warme Suppe begehrte. Er entschloß sich

also

also den Musen zu frühaer, und den Comment Comment seyn zu lassen.

Sechszehntes Kapitel.

Der gelehrte Euler.

Das erste, welches unser Held der Reforme unterwarf, waren die grossen Stiefeln und der Barschenhut; beyde wurden mit solchen vertauscht, wie sie die Herren Professoren in Schilda zu tragen pflegten. Sein Hauswirth freute sich über diese Metamorphose, und führte seinen Freund, wie er ihn stets nannte, in allen Gesellschaften ein, die ihm selbst offen standen. Aller Orten gefiel Euler, denn er war freygebig, liess Collationen aufstellen, und führte die Damen spazieren. Freylich benahm er sich hiebey sehr linkisch, als gewesener Revenuemist, auch entfuhren ihm zu Zeiten gewisse Kernausdrücke, z. B. die Mamsell ist, Gott strafe mich, kein Hund; er hat Manschetten; meine Pfeife ist auf dem Mist; u. d. gl. aber wegen seines

Geldes nahm man das Ding nicht so genau: denn statt 400 Thaler mußte ihm nun der Herr Curator 800 jährlich schicken, wofür er für 1000 Thaler Quittungen remittirte.

Endlich gingen die ewig langen Osterferien in Schilda zu Ende, und Herr Euler mußte sich Collegia wählen. Sein Wirth hatte ihn ermahnt, sich in allen Fächern der Gelehrsamkeit umzusehen, er wählte also folgende Lectionen:

Vormittags
von 7 — 8 Polemik.
— 8 — 9 Pandecten.
— 9 — 10 Staatsrecht.

Nachmittags
von 3 — 4 Pathologie.
— 4 — 5 Metaphysik.

Dabey nahm er noch einen Lehrer in der englischen Sprache an. Auf jeder andern Universität würde eine solche Wahl der Lehrstunden äußerst lächerlich seyn gefunden worden, aber Euler war zu Schilda, und da fiel es gar nicht auf, selbst Professor Simon hatte nichts dagegen einzuwenden. Das

Das erste halbe Jahr ging zu Ende; Euler hatte fürchterlich hinter den Büchern gelegen, hatte keine Lehrstunde versäumt, und jedes Mal richtig wiederholt; er wußte also von allem etwas, ungeachtet er auch nicht die geringste gründliche Kenntniß hatte.

Im zweyten halben Jahre hörte unser Freund das Staatsrecht, die Kirchenhistorie, das Accouchement, die Botanik, und lernte Spanisch: im dritten halben Jahr endlich nahm er die Algebra, die Homiletik, die Casuistik vor, hörte ein Collegium über die arabische Grammatik, und hielt sich einen italiänischen Lehrmeister.

Beyher las er eine Menge gelehrter Zeitungen, nämlich alle die, welche damals herauskamen; alle neuen Bücher, die Aufsehen machten, kaufte er sich, und bekam dadurch ein solches Chaos von Wissenschaften in den Kopf, daß er papageyartig von allen Dingen, welche in die gelehrten Kenntnisse einschlugen, räsonniren konnte. In allen Gesellschaften, wohin er kam, führte er

er

er das Wort, und schwatzte alles so bunt durcheinander, daß kluge Leute weggingen, daß aber die Unwissenden da standen, und den gelehrten Euler als ein Licht der ersten Größe anstaunten, und sich vor ihm beugten.

Bisher ging alles recht gut; Euler lebte unter seinen Büchern, und im Umgang mit Gelehrten, welche seines Beutels nöthig hatten, und kümmerte sich um die ganze Welt weiter nicht. Aber jetzt kam auch die Periode, daß ihm Mosjeh Amor, auf griechisch Eros genannt, einen schlimmen Streich spielte. Als Renommist hatte Euler zwar dann und wann mit einer Aufwärterin oder einer Gassennymphe ächt burschikos gescherzt, auch war er in der Real- und Verbal-Zotologie gar kein Neuling; aber Liebe war ihm stets fremd geblieben, und kein Mädchen hatte ihn wirklich gerührt. In Schilda trieb er bloß Wissenschaften, zwar auf eine sehr verkehrte Weise, aber doch con amore, und wer ernsthafte Wissenschaften con amore

treibt,

treibt, der bleibt meistens frey von den Rührungen der Liebe. Denn

Otia si tollas periere cupidinis arcus *).

Doch lang geborgt, ist nicht gewerkt; und so trafs auch bey unserm Freund Euler ein.

Die Frau Professorin, die Hauswirthin des Helden der Geschichte, hatte eine Schwester, die an einen Stadthöcker in der Residenz verheirathet war. Der Herr Kopp, oder Höcker starb und hinterließ Frau und Kind in dürftigen Umständen: in der Residenz war alles gar sehr theuer, und da es in Schilda wohlfeiler zu leben war, auch der Herr Professor seiner Frau Schwägerin freyes Quartier versprochen hatte, so zog sie zu ihrer Schwester ins Haus.

Es versteht sich von selbst, daß die Frau Greiff — so hatte der selige Kopp geheißen — nicht unter dem Prädicat einer Frau Keppin oder Höckerin reisete: sie ließ sich Madam heißen, wie sie auch schon in der Residenz geheißen hatte: denn der Titel Ma-

*) Ovid. Rem. Amor. L. 1.

Madame paßt für alle Frauen, für die Königin und für die Halterin eines Bordels. Ihr Mann war aber Stadtquäſtor geweſen, und die Stadtquäſtur war, wie ſie ſagte, ein gar anſehnliches Amt.

Madam Greiff hatte eine Tochter von achtzehn Jahren, ein Mädchen von ganz hübſchem Format, und von einfachen unverdorbenen Sitten. Euler ſahe ſie gleich am Tage ihrer Ankunft, und da ſie ihn ohne daß ers wußte, intereſſirte, ſo kramte er ihr viel von ſeiner Gelehrſamkeit aus. Das gute Minchen verſtand kein Wort von allem dem Zeuge, aber ſie hörte ihm doch, und zwar ohne allen Widerwillen zu. Euler nahm dieß für Beyfall, lobte Minchens Verſtand und Einſichten, ungeachtet ſie nicht ein Wort geſprochen hatte, und verſprach, ſich in Zukunft mit ihr mehrmals über Gegenſtände dieſer Art zu unterhalten, ſie ſchiene ihm recht dazu geſchaffen zu ſeyn, um dereinſt eine Schurmann, eine Olympia Morata oder eine Dacier abzugeben u. ſ. w.

Den

Den folgenden Tag früh sah Euler das schöne Minchen im Garten spazieren gehn. Im Augenblick war er auch da, hatte Heisters Chirurgie in der Hand, und nöthigte Minchen sich mit ihm in eine Laube zu setzen. Minchen sperrte sich nicht, und setzte sich neben ihn. Nun öffnete Euler den dicken Quartanten, und demonstrirte dem unschuldigen Mädchen alle Arten von Bruchbändern. Minchen ward über und über roth: ein andres Mädchen würde böse geworden, und fortgelaufen seyn, aber Minchen ward nicht böse, und blieb ganz ruhig sitzen. Im Grunde hatte sie nicht Unrecht: denn Euler wollte nichts weniger als sie beleidigen, er hielt es gar nicht für unanständig, von Bruchbändern mit einem Frauenzimmer zu sprechen, hatte doch der berühmte Heister von Brüchen und Bruchbändern geschrieben, und diese Raritäten in Kupfer stechen lassen.

Täglich war Euler mit Minchen zusammen, und weder der Professor noch Minchens Mutter hinderten dieses Beysammen-

seyn

seyn im Geringsten. Endlich nahm die Mama, welche von Eulers Umständen hinlänglich durch den Professor und dessen Frau unterrichtet war, Minchen vor. „Höre Töchterchen, sagte sie, wie gefällt Dir der Herr Euler?“

Minchen. O recht gut, Mamachen; es ist ein hübscher Mensch: nur daß er zu sehr gelehrt spricht.

Mad. Greiff. Wie soll er denn anders sprechen. Die Gelehrten sprechen gelehrt: das ist ja ihr Geschäft. Sprach Dein Vater nicht auch immer von Krummschließen, vom Fangen, vom Auspfänden, vom Capitel, vom Stock und andern Sachen, die zur Repperey gehören! — Aber daß Du Dich ja gegen niemand, weder gegen den Herrn Euler noch gegen sonst jemand verschnappst, daß Dein seliger Vater ein Repp gewesen ist. Aber um wieder auf unsre Sache zu kommen, wie gefällt Dir der Herr Euler?

Minchen. Wie gesagt, recht gut. (erröthend)

Mad.

Mad. Greiff. Und gefällst Du ihm denn auch?

Minchen. Ja Mamachen, weiß ich denn das?

Mad. Greiff. Und bist doch alle Tage mit ihm allein. — Hat er Dir denn noch nicht gesagt, daß Du ein hübsches Mädchen wärst, daß er Dir herzlich gut wäre, daß er Dich gern haben möchte?

Minchen. Mein Mamachen, von allem diesem hat Herr Euler nicht das Geringste gesagt. Er spricht bloß von Gelehrsamkeit: noch gestern erzählte er mir, wie die alten Deutschen lange vor Erschaffung der Welt ihre Bücher zusammen gerollt haben.

Mad. Greiff (vor sich). Der Hacke muß ich einen Possen machen. (laut.) Minchen, daß Du's nur weißt, Du sollst nicht mehr mit Herrn Euler allein seyn: und daß Du Dich nicht unterstehst, wider meinen Willen zu handeln.

Siebzehntes Kapitel.

Der Bräutigam und der Magister.

Euler kam eben von der Bibliothek, wo er sich den Koran von Maraccius geholt hatte – denn ob er gleich kaum sechs oder acht arabische Buchstaben kannte, so holte er sich doch stets arabische Bücher, weil er sich gern für einen großen Araber gehalten wissen wollte – und fand Mamsell Minchen im Hof. „Ich will nur mein Buch ablegen, und dann wollen wir in den Garten gehen.“

Minchen. Nein Herr Euler, ich gehe nicht mit.

Euler. Warum das, Mamsell?

Minchen. Ich soll nicht mehr mit Ihnen allein seyn. Indem sie dieß sagte, lief sie auf ihr Zimmer: denn sie bemerkte ihre Mutter am Fenster. Euler stand ganz verblüfft da, machte ein Gesicht, wie ein durchgefallener Kandidat, und schlich langsam auf seine Stube. Es ward ihm ganz enge um die Brust, und nun fühlte er erst, wie

wie nöthig ihm Minchens Gegenwart unter vier Augen war. Aber zu fürchtern, um etwas von seinen Empfindungen sichtbar werden zu lassen, würde er durchaus geschwiegen, und lieber sich heimlich abgehärmt haben, wäre Madam Greiff nicht auf seine Stube gekommen, und hätte ihn also angeredet: „Lieber Herr Euler, ich muß Sie sehr bitten, mit meiner Tochter weiterhin keinen Umgang mehr zu haben. Ich weiß zwar, daß Sie ein rechtschaffener Mann sind, der die Ehre eines Mädchens zu schätzen weiß, aber man muß auch den Schein meiden, und zwar besonders bey der Lage, worin sich Minchen befindet.“

Euler (stotternd). Aber mein Gott, liebe Madame, welche Ursache —

Mad. Greiff. Ich muß mit Ihnen aufrichtig reden: ich bestimme Minchen dem Sohn eines guten Freundes zur Frau, und heute habe ich Briefe bekommen, daß wir nach der Residenz reisen sollen. Vielleicht kann bald aus der Sache was werden.

Euler.

Euler. Minchen — heirathen? — Nimmermehr!

Mad. Greiff. Ha, ha, Sie thun ja so ängstlich, wie ein Liebhaber, dem man seine Geliebte rauben will! Und doch weiß ich, daß Minchen Ihnen ganz gleichgültig ist.

Euler. Minchen mir gleichgültig? Sie ist ja meine beste Freundin!

Mad. Greiff. Das soll und wird sie auch bleiben, wenn sie einen Mann hat.

Euler (hastig). Sie soll aber keinen Mann nehmen!

Mad. Greiff (ironisch). Soll sie denn etwan ins Kloster ziehen? (Euler steht ganz verwirrt da.) Sie macht zwar kein großes Glück: indeß ein armes Mädchen kann auch auf ein kein großes Glück Anspruch machen. Was ist Ihnen Herr Euler? Beynahe sollte ich glauben, Sie liebten Minchen?

Euler. O Madam, mehr als mein Leben.

Mad. Greiff. Das ist was anders. Hören Sie, wenn Sie meine Tochter lieben,

so

so erklären Sie sich in Beyseyn meines Schwagers, und dann werden wir ja sehen.

Was weiter geschah, versteht sich von selbst: Euler erklärte sich, und nach einigen Tagen wurde das Verlöbniß des Herrn Candidaten Euler mit Mamsell Minchen Greiff allen vornehmen Schildarrn durch Karten, und dem deutschen Publikum durch ein Aviso in dem Hamburger Korrespondenten kund gethan.

Als Student oder als Candidat wollte aber doch Herr Euler seine Braut nicht heimführen, und längst hatte er auf die Stelle eines Pastors [illegible] Verzicht gethan: denn nach seiner Meynung besaß er professormäßige Kenntnisse, also wollte er auch Professor werden. Der erste Grad zum Professor ist aber der Magister: daher wollte er magistriren, Minchen heirathen, und beym Collegienlesen die Professur geduldig abwarten.

Er ließ sich deßhalben einen derben Wechsel schicken — denn die akademischen Würden sind, wie der deutsche Reichsadel

für

für Geld zu haben — meldete sich bey der philosophischen Facultät, und diese examinirte ihn, ließ sich bezahlen, und trug ihm auf, eine Dissertation zu schreiben, und zu promoviren.

Euler hatte längst an ein Thema gedacht; nämlich über die Abschaffung des Soldatenstandes in einem wohlgeordneten Staate. Er schrieb eine Abhandlung in deutscher Sprache und theilte dieselbe in drey Kapitel. Das erste handelte von der Unnützlichkeit der Soldaten, das zweyte von ihrer Schädlichkeit, und das dritte von der Nothwendigkeit, sie abzuschaffen. Euler hatte in Gießen, pro more jener Zeiten, nur Küchenlatein, und zwar auch dieses in sehr geringem Grade gelernt: daher wendete er sich an einen armen aber gelehrten Teufel, welcher für einige Thaler das Machwerk ins Latein übersetzte. Nun disputirte Euler, antwortete quid pro quo, und ward Magister.

Noch ehe Euler examinirt wurde, das heißt gleich nach seiner Verlobung mit Minchen,

chen, genoß er die Freyheit, vertraut mit seinem Minchen umzugehen, und fühlte nun selbst, daß es abgeschmackt ist, mit einem Frauenzimmer von Buchbändern und von den Brüchen der alten Deutschen zu reden. Er hatte aber leider keine Kenntnisse gesammelt, die auch im gesellschaftlichen Leben gelten, und war daher in grosser Verlegenheit, als ihn Minchen um ein Buch bat, womit sie die Stunden, welche sie ohne ihn zubringen mußte, sich verkürzen könnte. Doch besann er sich, daß ein Antiquar in Schilda wohnte, welcher einen großen Vorrath recht hübscher Lesebücher hatte. Er lief hin und fand was er suchte, auch nahm er gleich drey Stücke mit, nämlich den gehörnten Siegfried, den Claus Narren und den Kyau. Minchen verschlang diese Bücher: denn bisher hatte sie noch nichts interessanteres gelesen, als die biblischen Historien von Johann Hübner und die Historia von der grausamen Zerstörung der Stadt Jerusalem. Euler las ihr vor, und fand selbst so viel Geschmack an

dieſer Lectüre, daß er gar nicht aufhören konnte, wenn er angefangen hatte. Mitunter lachten beyde über die luſtigen Schnurren des Kyan und des Claus, weinten aber auch bey den traurigen Schickſalen der Flavigunda. Als dieſe herrlichen Producte des menſchlichen Geiſtes geendigt waren, ging Euler wieder zum Antiquar, und fand da unter andern ein Buch: „der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier, oder Begebenheiten des Herrn von Ehrenſtein.“ Der Antiquar verſicherte ihm, dieſes Buch würde fleißig geleſen, beſonders wären die Damen zu Schilda ganz raſend darauf verſeſſen. Ha, dachte er, das muß ja ein köſtliches Buch ſeyn, und nahm es mit.

Gegen Abend ging Euler mit Minchen in den Garten, und las ihr in einer Laube dieſes zotologiſche Werk vor. Die ſchlüpfrigen Scenen, welche da beſchrieben und recht à la Althing dargeſtellt waren, machten gewaltigen Eindruck auf beyde Liebende: ſie rückten einander näher, Euler ließ das Buch fallen,

fallen, und umarmte Minchen: seine Hände verirrten sich, Minchen widerstand nur schwach, und — doch was soll ich da weiter beschreiben: man versteht mich ja doch.

Als sie sich wieder erhoben hatten, sahen sie sich beschämt an, und Euler, um der Verwirrung ein Ende zu machen, nahm das Buch wieder zur Hand und setzte die Lectüre fort: aber kaum waren einige Seiten gelesen, so rückten sie sich noch einmal näher, das Buch fiel wieder und —

Zum dritten Mal wurde das Buch zur Hand genommen: dießmal aber konnte das Lesen ununterbrochen fortgesetzt werden, und würde gewiß noch lange gedauert haben, wäre nicht Herr Simon gekommen und hätte ihnen gesagt, sich fertig zu machen, um nach der Comödie zu gehen; diesen Abend würde entweder der Doctor Faust, oder Holbergs Bramarbas gegeben.

Ob die Gartenhausscene nachher öfters wiederholt worden ist, weiß ich nicht, doch vermuthe ich es, weil Euler Minchen and

München Eulern immer aufſuchte, wenn ſie allein ſeyn konnten.

Indeſſen diſputirte Euler, ward Magiſter, und bereitete ſich, ſeine Hochzeit zu vollziehen, doch wollte er vorher noch eine Reiſe ins Vaterland thun, um ſein Vermögen zu holen, welches bis auf einige tauſend Thaler herunter geſchmolzen war.

Achtzehntes Kapitel.

O wey geſchrten!

Euler reiſte nach Haus, und verſprach, binnen acht Wochen höchſtens zurück zu kommen: aber ſeine Geſchäfte verzögerten ſich: denn das Geld war nicht ſogleich parat, und da ihm die Zeit lang ward, machte er einen Abſtecher, um die Gegenden am Rhein zu beſchauen, oder vielmehr um ſich in dieſen Gegenden, als einen gelehrten Magiſter zu produciren: denn ein eingegildeter Geck ſucht nur ſich ſelbſt, und alles auſſer ihm hat nur

ſo

ſo viel Werth, als es Bezug auf ihn ſelbſt hat. So kam denn unſer Mann auch nach Strasburg, wo er, wie an allen Orten, wohin er kam, Exemplare von ſeiner Diſſertation gratis austheilte. Der arme Teufel, welcher die Diſſertation ins Latein überſetzt hatte, war ehemals in Strasburg von dem daſigen Militär gewaltig beleidigt worden, ließ daher im zweyten Abſchnitt häßliche Invectiven wider die franzöſiſche Armee, und insbeſondere gegen das zu Strasburg damals ſtehende Regiment La Marc einfließen. Euler hatte einem Gelehrten, deſſen Schweſter die Maitreſſe eines Capitäns von deſſen Regiment war, geſchenkt: der Herr Gelehrte las ſie, und fand darin folgende Stellen — „Unter allen Soldaten ſind die Franzoſen die elendeſten: beſonders ſind die von La Marc vom Obriſten an bis auf den Profoß des Galgens würdig.“ Er überſetzte dieſe Tirade, und gab die Diſſertation und ſeine Verſion dem Hauptmann, welchem er zugleich den Verfaſſer, und deſſen Logis anzeigte.

zeigte. Der Hauptmann eilte zum Commendanten, und schrie um Rache: der Commendant ward äußerst zornig, und ließ sofort Eulern vor sich holen durch ein Commando Soldaten. „Wer sind Sie, fragte der Commendant?“

Euler. Ich bin der Magister Euler von Schilda!

Commendant. Haben Sie den Wisch da geschrieben?

Euler. Das ist kein Wisch: es ist eine Inaugu aldisputation.

Commend. Ich frage, ob Sie ihn geschrieben haben?

Euler. Ja.

Commend. Und alles, was darin steht, ist des Herrn wirkliche Meynung?

Euler. Allerdings. Ich hab' ja die Dissertation zu Schilda öffentlich vertheidigt.

Commend. Nun so soll Ihm der Teufel in den Magen fahren, Herr! Was unterfieht Er sich, so über unser Militär zu

schim-

ſchimpfen. Aber ſchon gut. Marſch, fort ins Priſon!

Euler mochte remonſtriren, wie er nur immer wollte, er mußte ins Loch, und die Wachen, welche erfahren hatten, warum er ins Loch gekommen war, neckten ihn aufs unbarmherzigſte.

Den folgenden Tag war Verhör: Euler erzählte die wahren Umſtände, geſtand, daß er das Ding ſelbſt weder geleſen noch verſtanden habe, aber da half alles nichts: denn es war alles wider ihn. Er wurde verdammt ein Jahr zu Strasburg auf der Citadelle zu ſitzen, und die Erlaubniß, Briefe nach Schilda oder nach Haus zu ſchreiben, wurde ihm verſagt.

Hier hatte nun der arme Euler Zeit, in einem finſtern Kerker ſein Unglück zu beweinen: er glaubte, er würde in den erſten vier und zwanzig Stunden ſchon ins Reich der Schatten abfahren, aber man fährt nicht ſogleich ab: denn der Menſch kann ſehr viel vertragen. Waſſer und Brodt war ſeine Spei-

se, und Stroh sein Lager: Mäuse aber und Ratten, nebst einigen kleinen Thierchen auf dem Leibe seine einzigen Gesellschafter: mehr als ein Mal verfluchte er den Tag seiner Geburt wie Hiob und Jeremias, aber il falloit avoir patience par force.

Sechs Monate hatte er in diesem Jammerleben zugebracht, als eines Morgens der Kerkermeister kam, und ihm befahl, mit zu kommen. Er wurde in ein Zimmer über die Wachtstube geführt, und fand da — seinen Freund, Martial Schluck von Raufenfels in der Person eines Husarenofficiers.

„Donnerwetter, schrie ihm dieser entgegen, Kerl, wie siehst Du aus? Was hast Du für einen Bart. Hole mich der Teufel, gerade sitzst Du aus, als wenn Du vom Galgen gefallen wärest.“

Euler wußte nicht, ob er wache oder träume: nachdem er sich aber von der Wirklichkeit der Erscheinung überzeugt hatte, gerieth er vor Freuden außer sich, und fing an, wie ein Kind zu weinen.

Freund

Freund Martial ließ eine Flasche Wein holen, und drang darauf, daß Euler ihm seine Schicksale erzählen sollte: dieser gehorchte mit aller möglichen Aufrichtigkeit und historischer Genauigkeit.

Martial lachte, daß er hätte bersten mögen, endlich sagte er: jetzt tröste Dich Bruder, Dir soll geholfen werden!

Euler. Danke Dir Bruder. Aber wie wein Himmel bist Du denn Officier geworden?

Martial. Wenigstens durch kein Wunderwerk. Schau, als mich die Kerle zu Gießen zum Teufel geschickt hatten, wußte ich nicht, was ich machen sollte. Gelernt hatte ich nichts, und in bonis hatte ich auch nichts. Ich entschloß mich also kurz und gut, und nahm Dienste unter den französischen Husaren. Es ging gerade ins Feld, und ich hatte Gelegenheit, mich zu distinguiren: denn Du weißt, daß ich das Herz auf'm rechten Fleck habe. Ich rettete einem Prinzen das Leben, und wurde, was ich bin, Rittmeister.

ster. Seit acht Tagen sind wir wieder zurück, und stehen jetzt hier, bis auf weitere Ordre. Ich habe da eine Liebschaft errichtet mit des hiesigen Commendanten Tochter und gestern war die Verlöbniß. So von ungefähr kam das Gespräch auf Dich; ich hörte den Namen Euler; Schwerenoth, dacht ich, sollt es nicht der Euler sehn, den wir in Giessen einst so honorig geprellt haben. Ich erkundigte mich genauer, und kam beynahe zur Gewißheit meiner Vermuthungen. Jetzt sehe ich Dich vor mir. Aber sieh, Kerl, eine gute That bleibt nicht unbelohnt, so denk ich: Du hast in Giessen, als wir den verfluchten Schuster Wannig peretrken, pro patria allein gesessen, und hast uns nicht verrathen. Das soll Dir vergolten werden.

Martial bat den wachthabenden Officier, Eulern, den er seinen alten Freund nannte, ein besseres Quartier einzuräumen, bis er ihn völlig befreyen würde; Euler wurde also nach einem ziemlich artigen Zimmer gebracht, und sein Freund ging, um seine Befreyung zu bewirken.

Nach

Nach einer Stunde kam er schon wieder. Sieh Bruder, sagte er, wie lieb Du mir bist, meine Braut wollte mich absolut nicht fortlassen; ich sollte mit Teufelsgewalt mit ihr nach Kehl fahren, um da einen Hanswurst auf dem Seil tanzen zu sehen. Ja prost die Mahlzeit; ein Hanswurst ist nichts gegen einen Freund, und man muß schon die Braut einmal lassen, um den Freund zu suchen. Die Zeit kommt so bald herbey, wo ich vielleicht gern tausend Meilen von meiner Frau seyn werde. Doch haec in parenthesi, jetzt bist Du frey; aber hole mich der Teufel, so darfst Du nicht im Publikum erscheinen. — Ich werde Dir einen Balbier und Wäsche schicken, und einen Trödelmann mit Kleidern; kannst Dir da was aussuchen. Hast wohl gar kein Geld mehr?

Euler. Nicht einen Heller, Bruder.

Martial. Hier sind dreyhundert Livres, die reichen hin. Nimm: ich muß jetzt fort.

Euler.

Euler wollte seinem Freunde danken, aber der war schon weg, ehe noch das erste Wort der Gratiasaction heraus war. Der Balbier kam bald, und machte den Judenbart herunter: er erhielt Wäsche, und da auch der Trödelmann mit Zubehör erschien, so war Euler in kurzer Zeit so hübsch ajustirt, wie ein Strasburger Petitmâtre. Er eilte aus der Citadelle, und lief gerade nach dem Haus des Commendanten, wo er seinen Freund noch zu treffen hoffte. Aber dieser war weg. Der Commendant ließ ihn vor sich kommen, und sagte zu ihm: der Rittmeister Martial, mein künftiger Tochtermann, ist vor einer halben Stunde nach Metz abgegangen. Er kommt erst in acht Tagen wieder. Sie können ihn aber nicht erwarten: denn ob Sie gleich jetzt frey sind, so dürfen Sie doch nicht in Strasburg bleiben; man weiß zu gut, was Sie gethan haben, und Sie würden gewiß mit unserm Militär Händel bekommen. Ich bitte Sie also, die Stadt sogleich zu verlassen. Hier

hat

hat Ihnen der Rittmeister noch zehn Louisd'or zur Reise gegeben, die nehmen Sie, und machen Sie, daß Sie fortkommen.

Euler weinte bittere Thränen, daß er seinem redlichen Freund nicht einmal danken konnte, und schlich trübsinnig aus Strasburg nach Kehl zu. Hier setzte er sich auf die Post, und kam bald wohlbehalten bey seinem Curator, dem Pastor Steuber zu Badenheim an. Dieser machte große Augen, und konnte nicht begreifen, wo Euler, den er längst für im Rhein ertrunken, oder von Mördern erschlagen gehalten hatte, nun wieder herkäme. Euler hütete sich, die Wahrheit zu gestehen, und gab vor, er sey in Straßburg mit einem spanischen Lord bekannt worden, der sey ganz ochsig gelehrt gewesen, und habe ihn mit nach England genommen; da sey der spanische Lord im Duell erstochen worden. Darauf sey er mit einem englischen Grande in genaue Bekanntschaft gerathen, und dieser habe ihm eine Professur in Ochsenfurt verschaffen wollen, er würde

würde sie auch gewiß angenommen haben: denn die Professur würde ihm wenigstens tausend Pfund Sperlinge eingebracht haben; aber, fuhr er fort, ich kriegte das Heimweh, und reiste nach Deutschland zurück, unterwege besah ich Rom, Constantinopel, Petersburg, Athen, Lacedämon, Alexandria und Berlin.

Ob Pastor Streuber diese Aufschneidereyen geglaubt habe, wissen wir nicht: aber er widersprach doch nicht, und so bliebs denn dabey. Der Pastor zahlte nun, versteht sich mit gutem Rabat, Eulern den Rest seines Vermögens aus, und dieser eilte nach Schilda zu seinem Minchen.

Neunzehntes Kapitel.

Aha, sieht es so aus!

In Schilda fand Euler alles verändert: der Prinz Moritz hatte die im dritten Band der Annalen beschriebene Reforme vorgenommen, und da waren denn alle Professoren,

seren, also auch Herr Simon geschaft worden, wie im besagten Werke mit Mehrerem zu lesen ist. Professor Simon war jedoch angestellt worden, und hatte die Aufsicht über die Brantewein-brennereyen erhalten; er verstand das Handwerk, und schickte sich zu einem Brantewein-brenner besser, als zu einem Professor.

Euler lief zu ihm. Himmel, wie erschrak er, als Simon seinen großen Hund, den Packan nach ihm hetzte, und ihn ausjagen wollte: aber Packan kannte Eulern noch von Alters her, und griff nicht. Niederträchtiger, rief Simon, wie kannst Du Dich noch unterfangen, mir unter die Augen zu kommen? Geh', packe Dich, oder ich lasse Dich durch die Brennknechte trischacken, daß Dir das Fell rauchen soll.

Euler (höchst erschrocken). Ey mein Gott, Herr Professor, was hab' ich denn gethan?

Simon. Was Du gethan hast, Schlingel? Du führst erst ein honettes Mädchen ar-

an, dann läufst Du fort, bleibst ein Jahr weg, und das arme Thier hätte indessen in Angst und Kummer krepiren können.

Euler. Ach Gott, Minchen!

Simon. Ja wohl Minchen. Die hat ein Kind? und das von Ihnen, Herr. Beschimpft ist das Mädchen, wer wird es wieder ehrlich machen.

Euler. Das will ich, Herr Professor —

Simon. Ey was Professor! Ich bin Schnappsintendant, und praeterea nihil, verstehn Sie mich.

Euler. Nun wohl dann, Herr Schnappsintendant, ich komme hieher, um Minchen meine Hand anzubieten. Ich habe mein Vermögen mitgebracht.

Simon. Dann seyen Sie mir willkommen, lieber Herr Vetter. Das ist ja schön von Ihnen. Aber wo Teufels haben Sie denn so lange gesteckt? Wir haben wohl zwanzig Briefe an Sie geschrieben, aber alle

sind

sind wieder zurückgekommen, weil Sie nicht zu finden waren.

Euler erzählte nun sein in Strasburg gehabtes Malhör, und Simon verzieh ihm nun von Grund der Seele. Kommen Sie mit, sagte er, wir müssen Minchen trösten, die härmt sich beynahe todt. Euler trat in Minchens Stube; die saß blaß und entstellt da, ein kleines Mädchen auf dem Schooße haltend. Als sie Eulern erblickte, fiel sie mit einem Schrey vom Stuhl, und würde dem Kinde gewiß Schaden gethan haben, wenn ihr Simon nicht zu Hülfe gekommen wäre. Euler stand da wie eine Bildsäule. Aber bald war wieder alles im richtigen Gange, und die Versöhnung von allen Seiten her gestiftet. Noch an selbigem Tag ließ sich Euler mit Minchen trauen, und schwamm an der Seite seiner lieben Gattin in einem Meer von Seligkeiten.

Aber was war nun anzufangen? Euler war Magister, und folglich konnte er Collegia lesen. Er schickte auch wirklich einen

Zettel an den Pedell, um es an das schwarze Bret zu heften; auf dem Zettel stand folgendes:

„Johann Heinrich Euler, der Philosophie Doctor, und der freyen Künste Magister, bietet folgende Lehrstunden an: 1. von 8—9 früh, die Hebammenkunst, v. 9—10, die Kirchengeschichte, von 1—2, das Criminalrecht, von 2—3, die Kunst, Verse zu machen.“

Der Pedell trug den Zettel zum Proctor, und dieser lachte aus vollem Halse über die schualische Zusammenstellung der Lectionen. „Sagen Sie nur dem Magister Euler, sagte er zum Pedellen, die Magister der alten Curation gälten bey uns nichts mehr: er könne keine Collegia lesen.“

Mit diesem Bescheid kam der Pedell zu unserm Euler, und brachte ihm seinen Zettel zurück.

Euler erschrak, doch faßte er sich: denn es fiel ihm ein, daß er ja in Gießen auch Collegia lesen könnte. Er schrieb daher an den

den Herrn Quodammodarius, Superintendenten und Professor Primarius, folgenden Brief.

Magnifice,
Hochwürdiger, in Gott Andächtiger, Hochzuverehrender Herr Doctor und Superintendent!

Als ich hier in Schilda magistrirte, und mit großem Pomp und Herrlichkeit promovirt wurde, glaubte ich, die reine Lehre, und die alte Ordnung würde hier unangetastet bleiben. Aber seit jener Zeit haben sich die Dinge gar sehr verändert: der neue Fürst Moritz verfolgt die reine Lehre, giebt allen Ketzern Freyheit, und hat alle rechtschaffne Lehrer der hiesigen Universität geschaßt; statt dieser alten rechtschaffnen Lehrer sind nun bloß Neulinge, Neologen, Freygeister, Epicuräer und Egoisten angestellt, welche die Welt verkehren. Ich selbst habe mir vorgenommen, auszugehen aus Sodoma, und mich auf eine Universität zu begeben, wo die reine Lehre florirt.

Ob ich nun gleich in Gießen bin relegirt worden, so geht doch die Relegation blos auf zwey Jahre, welche längst verflossen sind; und dann war ja auch das Subjectum der Relegation eine sehr geringe Sache. Ich habe daher das feste Vertrauen auf die Güte Ihrer Magnificenz — Hochwürden, daß Hochdieselbe, als gegenwärtiger Rector Magnificus der lieben Universität Gießen, die Erlaubniß ertheilen werden, nicht nur wieder nach Gießen zurück zu kommen, sondern auch daselbst mit meinen erworbenen Talentis zu wuchern, das heißt, Lehrstunden über alle Theile der Gelehrsamkeit zu halten. Ich habe mich, ohne mich zu rühmen, in omni scibili, das heißt, in allen Fächern der Wissenschaften rühmlichst umgesehen, und kann Ew. Hochwürden Magnificenz versichern, daß, wenn ich sollte in Gießen dociren, gewiß der lieben dasigen Universität ein nicht geringer Vortheil zuwachsen dürfte.

Da Ew. Magnificenz vielleicht einige Auslagen meinetwegen haben dürften, so lege

lege ich hier zehn Carolins zur Beſtreitung derſelben bey.

Ich hoffe baldige geneigteſte Antwort, und bin mit wahrer Hochachtung

Ew. Hochwürden Magnificenz

Schilda, den 18ten Auguſt 17— ganz gehorſamſt unterthäniger M. Joh. Henr. Euler.

Herr Quodammodarius ſchmunzelte bey dem Anblick der zehn Carolins, beſorgte den Auftrag bey der philoſophiſchen Facultät, und dieſe hatte gar nichts dagegen, daß ein Mann, welcher ſolche Briefe ſchrieb, wie der angeführte iſt, auf den Catheder treten ſollte: denn die Herren hofften, daß er ihnen wenigſtens gar nicht viel Abbruch thun würde.

Zwanzigſtes Kapitel.

Der Magiſter legens.

Euler kam nach Gießen, und kündigte ſich daſelbſt mit einem Programma an, wel-

welches die Ueberschrift führte: Methodologia studii Academici. Es war ein Ding von ungefähr acht Bogen, und enthielt den höchsten nur denkbaren Unsinn über das akademische Studiren: denn Moszeh Euler forderte lauter Unmöglichkeiten. Ich würde meinen Lesern einige von seinen Rathschlägen und Anweisungen mittheilen: da aber der Hr. Professor Schelling in Jena seine Methodologie, welche in diesem Jahr erschienen ist, gerade nach Eulerschen Grundsätzen geformt hat, so mögen meine Leser, wenn sie sonst gerne faden Obscurantismus lesen, nur das Schellingsche Werkchen zur Hand nehmen, um sich eine Vorstellung von unsers Eulers Programma und dessen Inhalt zu machen.

Euler schlug an, eine allgemeine Uebersicht über alle Gelehrsamkeit zu geben, und räsonnirte gleich in der ersten Stunde dergestalt ins Gelag hinein, daß die Studenten ihn auszischten und austrommelten. Euler hielt dieß Zischen und Trommeln für lauten Beyfall, und dankte am Schluß der Stunde

seinen

ſeinen hochgeehrteſten Herren für ihr geneigtes Gehör. Nun erſchallte ein lautes Gelächter; der Magiſter glaubte, man lache ihm zu Ehren, machte gar tiefe Bücklinge, und zog triumphirend auf ſeine Studierſtube.

Ehe er anfing Collegia zu leſen, hatte er ſich einen armen Studenten angenommen, der ſein Famulus, oder ſein Fiskal ſeyn ſollte. Dieſer Menſch hieß Acke, und war ein durchtriebener Vogel. Nach dem geendigten erſten Collegium frägte der Magiſter den Fiskal, wie den Herren ſein Vortrag gefalle. „O vortreflich, erwiederte dieſer; werdens ja gemerkt haben an den fröhlichen Geſichtern, Herr Magiſter.“

Euler. Ja wohl hab ich das. Aber ich möchte doch gern wiſſen, ob die Herren denn gar nichts auszuſetzen haben.

Acke. Nicht das Geringſte. Wollen Sie aber, ſo beſcheide ich einige zu Ihnen, die ſollens Ihnen ſelbſt beſtätigen.

Euler. O thun Sie doch das, lieber Acke, thun Sie 's doch noch heute.

Acke

Acke ging nach den Kneipen, beſchied einen Haufen Studenten zum Magiſter Euler; Euler war höchſt erfreut über den geneigten Zuſpruch, und tractirte die Herren mit Caffee, Wein und Tabak: wer aber ſo auftiſcht, beleidigt die Studenten zuverläſſig nicht.

Alle lobten einmüthig die Gründlichkeit und die Schönheit des Vortrags des Herrn Magiſters. Dieß gaudirte unſern Mann bis in die Seele, wie es denn überhaupt ein gewaltiges Gaudium für einen Gelehrten iſt, wenn man ihn und ſeine Producte, die ſchriftlichen oder die mündlichen rühmt; dieſe Schwachheit iſt allen Gelehrten gemein.

Nachdem die Herren bis auf den Abend bey dem Magiſter geblieben waren, und ſichs weidlich hatten ſchmecken laſſen, nahmen ſie Abſchied, und brachten ihm noch denſelben Abend ein Ständchen. Dieß vollendete ſeine Freude — und als der Anführer das vivat hoch! erſchallen ließ, wäre er beynahe, wie die Schweſter des großen Leibnitz, geſtorben vor Freude. Sie

Sie müssen Ihren Vortrag nur noch in etwas würzen, sagte den andern Tag früh Herr Acke zum Magister: müssen Späßchen, Schnurren, und lustige Stückchen auch so mitunter von Hans und Gretel einfließen lassen. Das erhält den Zuhörer bey der Munterkeit, und ist ungemein geschickt, die schweren abstracten Lehren begreiflich zu machen.

Der Magister fand diesen Vorschlag vernünftig, und von nun an erzählte er Possen und riß Zoten im Collegium, daß man die Herren Auditores über zehn Häuser konnte gröhlen und wiehern hören. Von dieser Zeit an war täglich das Auditorium des Magisters dermaßen angefüllt, daß viele nicht sitzen konnten. Man nannte die Lehrstunde des Magisters — er las nur eine Stunde — das Juxcollegium, und die Professoren, welche in derselben Stunde lasen, hatten wenig oder gar keine Zuhörer.

Das erste halbe Jahr ging hin; aber Euler erhielt auch keinen Heller Honorarium. Ah, dachte er, aller Anfang ist schwer: es

wird

wird in Zukunft schon besser gehen. Er schlug die Logik an, und bekam wieder eine gewaltige Menge Zuhörer: denn in der Logik konnte er, wie ein gewisser Professor Juris in den Pandecten, alle seine Beyspiele aus dem Burschenleben und aus der Zotologie hernehmen, und dieß liebten die Studenten damals mehr, als den gründlichsten Vortrag.

Auch dieß halbe Jahr verging, und noch eins, ohne daß der Magister Euler einen Heller Honorarium bekommen hatte.

Endlich ward ihm das Ding doch zu toll: er schlug an, daß er die Metaphysik lehren wolle, aber nicht anders, als wenn ihm dreyßig Zuhörer prämumeriren würden. Siehe da, es kam keiner, und Meister Euler hätte den leeren Bänken lesen müssen, wenn er hätte wollen Lehrstunden halten.

Müßig gehn wollte er doch auch nicht, er entschloß sich also ein Buch zu schreiben, und zwar eine Uebersetzung der Psalmen in die Burschensprache. Der erste Psalm fing

z. B.

z. B. also an: Der Mann ist recht auf den Strümpfen, der mit den Verschissenen nicht kränzianirt, der nicht heramlatscht mit malizidsen Strähnen, und mit den Stricken keinen Schmollis macht u. s. w. Leider konnte er, nachdem das wichtige Werk vollendet war, keinen Verleger dazu finden, und so war denn auch die Hoffnung, ein hübsches Honorar zu ziehen, in den Brunnen gefallen. Schade ist es indessen doch, daß das Werkchen nicht erschienen ist: denn Trotz der Bildung, welche ein gewisser Recensent den Jünglingen unsrer Zeit zuschreibt, würden sich doch Leser genug dazu finden.

Eulers Vermögen war bis auf tausend Thaler herabgeschmolzen, und bald sah er sich gezwungen, die bitterste Noth zu leiden, wenn ihm nicht ein deus ex machina helfen sollte. Seine Frau knurrte und schnurrte täglich: die Liebe zwischen beyden war längst erkaltet, und von Seiten der Frau Magistern war Verachtung und Haß an die Stelle der Achtung und der Liebe getreten. Denn die

Dame

Dame hatte zu Gießen gelernt, wo Barthel Most holt, und sahe wohl ein, daß bloß die Ungeschicklichkeit und die Dummheit ihres Mannes Schuld war, daß es nicht besser gehen wollte. Bittere Vorwürfe waren die Folgen dieser Betrachtungen, und dem ehrlichen Euler ward es oft so angst, daß er hätte mögen davon laufen. Der Verfasser dieser Schrift hat es oft schon erfahren, und erfährt es leider fast noch täglich, was es für ein verfluchtes Ding ist, von der Frau geneckt, gequält und gepeinigt zu werden — durch Klagen und Vorwürfe.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Eulerkapper.

Nulla calamitas sola, sagt ein altes lateinisches Sprichwort, und das will auf gut deutsch so viel sagen; der Teufel kommt nie allein ins Haus, er hat immer noch ein Anhängsel bey sich. So gings auch unserm Euler.

Auf

Auf der Oehlmühle bey Gießen saßen einst die Brüder des Amicistenordens beysammen und kommerschirten: indem trat ein Kerl herein, welcher an seiner ganzen Figur hinlänglich zeigte, daß er ein Halbmeister, oder zu deutsch ein Schinderknecht sey. Meine Herren, sagte er, ich glaube, Sie sind ohne Vorurtheile, und wage es daher, Sie um eine Gabe anzusprechen. Auf der Reise ist mir das Geld ausgegangen, und ich bin blank, wie eine Kirchenmaus.

„Der Kerl spricht gut, sagten die Studenten, solche Kerle müssen wir haben. Komm' hieher Kalaber! kriegst Geld; da trink einmal. Aber erzähle uns auch von Deiner Lebensgeschichte etwas.“

Sehr gerne, erwiederte der Halbmeister. Sehn Sie meine Herren, ich bin meines Handwerks eigentlich ein Schornsteinfeger, auch Feuermauerkehrer und Feuerkrüpel genannt: ich lief weit und breit herum, und kam endlich nach Gießen, wo ich sogar ein Quasivater eines jetzigen akademischen Lehrers

rers werden mußte, oder vielmehr gerne ward, weil man mir brav Geld gab. Hier erzählte der Kerl, welcher jener Kapper war, den wir schon aus den ersten Kapiteln dieser Geschichte kennen, den Hergang, wie wir ihn schon gelesen haben. Er habe sich nachher um sein Quaffsöhnchen dann und wann erkundigt, weil er immer in der Nähe, in Gießen, Marburg, Homburg, Wezlar und Friedberg conditionirt habe, und da habe er dessen Schicksale genau erfahren.

Was, schrien die Studenten, Kerl, ist das, was Du sagst, auch wahr?

„So wahr als Gott lebt!“

„Kerl, lügst Du, der Teufel soll Dich holen.“

„Er wirds deßwegen gewiß nicht: denn ich lüge nicht.“

„Kerl, wenns wahr ist, wir geben Dir zehn Thaler.“

„Dann hab' ich diese schon in der Tasche.“

„Kannst

„Kannſt Du's denn beweiſen?“

„Allerdings! Kommen Sie nur mit nach Kirchberg zum Paſtor. Dort ſteht alles im Kirchenbuch.“

„Allons nach Kirchberg, nach Kirchberg!“

Der Paſtor zu Kirchberg wollte anfänglich das Kirchenbuch nicht aufſchlagen: als ſich aber Kapper zu dem Vater des Kindes von Jungfer Sibyllchen legitimirte, und verſprach die Gebühren zu entrichten, ſchlug er das Kirchenbuch auf, und gab einen Taufſchein, wodurch alles ins helliſte Licht geſetzt wurde.

Jubelnd zogen nun die Studenten nach Gießen zurück, zahlten dem Kapper ſeine zehn Thaler, traktirten ihn ſtattlich, und behielten ihn die Nacht über bey ſich. Den folgenden Tag ſchickte der Senior der Amiciſten folgende Zeilen auf einen großen Bogen geſchrieben an den Magiſter.

Wohlgeborner, Hochgelahrter Herr,
Hochzuverehrender Herr Magiſter.

Da eine anſehnliche Geſellſchaft hieſiger Studirenden Ew. Wohlgeboren eine überaus angenehme Nachricht zu bringen hat, ſo erſuchen wir Dieſelben, uns heute eine Stunde zu beſtimmen, wo wir die Ehre haben können, Ihnen unſre Aufwartung zu machen. Wir verharren mit aller Hochachtung

Ew. Wohlgeboren
Gießen, den — gehorſamſte Diener,
Franz Friedrich Schläger,
im Namen der Geſellſchaft.

Magiſter Euler gerieth in Extaſe, als er dieſes Billet las: er ſchrieb ſogleich an Herrn Schläger zurück, daß es ihm angenehm ſeyn würde, wenn die Herren ihn den Nachmittag um zwey Uhr auf eine Taſſe Kaffee beehren wollten.

Um zwey Uhr zogen nun dreyßig Studenten unter Herrn Schlägers Anführung in des Magiſters Wohnung, und hatten den

Halb-

Halbmeiſter Kapper in ihrer Mitten. Sie fanden den Herrn Magiſter und die Frau Magiſterin in Gallakleidern in der Putzſtube und die Taſſen auf dem großen Tiſche aufgepflanzt. Nun begann Herr Schläger folgende Rede:

Hochzuverehrender Herr Magiſter und Frau Magiſterin!

Durch den glücklichſten Zufall von der Welt, haben wir Dero Herrn Vater und Schwiegervater, den gegenwärtigen Herrn Kapper, Halbmeiſterknecht, entdeckt. Wir nehmen uns die Freyheit, denſelben Herrn Halbmeiſterknecht Ihnen vorzuſtellen, und hoffen, daß Dieſelben unſre Bemühungen als einen Beweis unſrer Hochachtung gegen Dieſelben anſehen werden.

Lange Pauſe! Endlich hob der Magiſter an: Was, meine Herren, was ſind Sie für Leute? Wollen Sie mich narren?

Kapper. Nicht doch, lieber Sohn, die Herren haben ganz Recht. Ich bin Dein Vater.

Magiſter. Der Teufel iſt Er! Ein Hallunke iſt Er, pack Er ſich, oder —

Kapper. Nun was denn? Sohn, verſündige Dich nicht. Du biſt mein Kind. Ich habe Dich gezeugt. Willkommen Frau Tochter!

Magiſterin. Weg von mir, Niederträchtiger.

Kapper. Seyn Sie doch nicht ſo böſe! Sie ſind ja doch meine herzallerliebſte Frau Tochter. Ach ich muß Sie küſſen. (Die Magiſterin ſtößt den alten Halbmeiſterknecht wüthend wie eine Furie zurück; der Halbmeiſterknecht fällt gegen den großen Tiſch, dieſer kippt um, Kaffee- und Milchkannen und Taſſen nebſt Zwieback und Bretzeln gehen da unter einander.)

Magiſter. Das ſoll Euch theuer zu ſtehen kommen. Warket nur (ab.)

Magiſterin. Verfluchtes Lumpengeſindel! (ab)

Schläger. Hier iſt für uns weiter nichts zu thun. Werden ja ſehen, wie die Komödie ausgehen wird. (alle ab.)

Der

Der Magiſter lief ſpornſtreichs zum Prorector, und erzählte ihm die gewaltige Beſchimpfung, welche ihm war angethan worden. Der Prorector fand die Beleidigung einer zur Univerſität gehörigen Perſon enorm, und beſchloß den folgenden Tag ein General-Concilium zu halten. Dieß ging vor ſich, und alle Studenten, welche an dem Scandal Theil genommen hatten, wurden vorgefordert. Sie erſchienen alle, und man ſah' es ihnen am Geſicht an, daß ſie ſich nicht fürchteten.

Die Seſſion nahm ihren Anfang, und die Herren wurden hereingerufen. Sie leugneten auch kein Wort von dem ganzen Vorgang, und beriefen ſich darauf, daß ſie alles haarklein beweiſen könnten. Die Herren vom Concilium ſteckten die Köpfe zuſammen, der Kanzler forderte die Beweiſe, und Schläger legte den Taufſchein des Paſtors von Kirchberg vor. Die Herren erſtaunten, und einige fingen an zu behaupten, hierunter müſſe durchaus ein falſum ſtecken.

Nun trat Herr Superintendent Quodammodarius auf, und sagte: sein Gewissen treibe ihn an, Gott die Ehre zu geben, und zur Steuer der Wahrheit zu sagen, daß die Herren Recht hätten, und daß der Halbmeisterknecht, ehemaliger Schornsteinfegergeselle, allerdings der Herr Vater des Herrn Magisters Euler sey. Euler habe seine Mutter geheißen, aber er müsse eigentlich Kapper heißen, da sein Vater so hieße.

Nun hätte man das Gelächter auf dem akademischen Senat hören sollen! Gratulire zur Acquisition einer Namensvermehrung, Herr Magister, sagte ein junger Professor: jetzt mögen Sie sich immer Eulerkapper schreiben.

Der Senat ging auseinander und niemand war mißvergnügt, als der Magister Eulerkapper: denn von nun an wollen wir ihm diesen Namen immer geben.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

O Traurigkeit, o Herzeleid!

Längst wäre die Magisterin gerne schon ihren Mann los geworden, aber sie fand keine Ursache zur Ehescheidung: jetzt aber hatte sie eine sehr spezióse. Sie klagte nämlich ihren Mann an, daß er sie betrogen, und sich für das Kind rechtschaffener und honetter Eltern ausgegeben habe: er sey aber ein Bastard eines Schinderknechts, und mit so einem könne sie nicht hausen. Das Consistorium nahm diese Klage an, und da Herr Eulerkapper gar nichts dawider hatte, so wurden beyde geschieden. Minchen oder die Frau Magisterin heirathete hierauf den Billardeur Frech, und machte durch ihr freyes Betragen, daß Frechs Haus vor allen andern besucht wurde.

Der Magister war jetzt in einer sehr übeln Lage: doch wenn die Noth am größten ist, so kommt oft Hülfe, wenigstens hoch einige Hoffnung. So gings auch jetzt. Der ehemalige Magister Aestas war Inspector einer

einer Landdiöces geworden, und da eben eine Pfarre vakant wurde, so schlug er den Magister Eulerkapper dazu vor. Herr Quodammodarius, der Superintendent leitete die Sache so ein, daß Eulerkapper die Pfarre erhielt. Nun wäre Eulerkappers Glück gemacht gewesen, wenn der böse Feind seine Hand nicht im Spiel gehabt hätte.

Nach der Trennung von Minchen ließ sich Eulerkapper durch die Tochter eines Gießer Häschers bedienen. Berauscht kam er einst Abends nach Hause, und hatte vergessen, daß er keine Frau mehr hatte. Was Wunder also, daß er die Jungfer Neppin oder Häscherin für sein Minchen hielt, und sie bat, mit ihm zu Bette zu gehen. Jungfer Gretel machte keine Schwierigkeiten: vielleicht war sie derley schon gewohnt. Früh merkte der Magister wohl, daß er sich in der Person geirrt hatte: allein es war einmal geschehen, und nach der richtigen Bemerkung des großen Aristoteles können geschehene Dinge in Ewigkeit nicht ungeschehen gemacht wer-

werden. Er ließ es also gut seyn, und setzte seinen vertrauten Umgang mit Gretchen fort, bis diese endlich ihm die liebe Nachricht brachte, daß er bald Vater seyn würde.

Diese traurige Nachricht kam ihm grade acht Tage vorher zur Wissenschaft, als er ordinirt und auf seine Pfarre eingeführt werden sollte. Das war ein Donnerschlag, und in der Angst beging er den erzdummen Streich, daß er Gretchen zum Haus hinauswarf, und ihr drohte, er wolle ihr Hals und Beine brechen, wenn sie sich unterfangen würde, wieder über die Schwelle seiner Wohnung zu treten.

Gretchen lief zu ihrem Vater, dem Reppe: dieser wußte, wie seine Amtscollegen, die Reppe in allen Ländern, Bescheid in juristischen Vorfällen; sie sind ja die Engel der heiligen Justiz. „Ah, sprach er, da wollen wir schon Rath schaffen.“ Er lief sporenstreichs zu seinem Freund, dem Advocat Scherenschleifer, und dieser versprach seine Assistenz. Wem aber Scherenschleifer seine

Assistenz

Assistenz versprach, der hatte gewonnen, wenn er auch nur noch einen Schein des Rechts für sich hatte.

Jetzt kam unser armer Eulerkapper recht in die Tinte! Er leugnete zwar, und offerirte sich in der Angst gar zum Eide; aber dazu konnte er nicht gelassen werden, weil gar zu viel Wahrscheinlichkeiten gegen ihn waren; er verwickelte sich auch in seinen Reden, und mußte endlich gestehen, daß er wohl Vater zu Gretchens Kind seyn könnte. Dieß wollten ja die Herren nur haben; denn ein Geständniß dieser Art macht allem Hader ein Ende. Nun kam es darauf an, daß er Gretchen ausstattete, ihr den Kranz bezahlte, und für das Kind sorgte, oder daß er sie ehlichte.

Lange Zeit konnte der arme Teufel keinen Entschluß fassen, endlich aber dachte er, es sey doch besser, er heirathete das Mädchen, als daß er jährlich so und so viel hingeben müßte für nichts und wieder nichts, und denn doch keine Frau hätte; der Teufel

näm-

nämlich könnte ja nochmals sein Spiel machen. Er heirathete also Gretchen.

Daß bey solchen Umständen an die Pfarre nicht mehr zu denken war, versteht sich von selbst, auch war in Zukunft im geistlichen Stande nichts mehr für ihn zu hoffen, er hätte denn nach Amerika gehn müssen, wo ein gewisser Pfarrer aus der Pfalz, welcher in einem Jahre fünf Bauernmenschen geschwängert hatte, doch noch einen geistlichen Dienst erhalten hat. Ich würde den Menschen nennen, aber er könnte noch leben, und mein Buch könnte — möglich wäre es doch, so unwahrscheinlich es auch ist — nach Amerika sich verlaufen, und dort gelesen werden, und die Amerikaner könnten intolerant seyn — und — und — und —

In der gelehrten Welt hatte Enterkaper auch gar nichts zu hoffen: denn endlich sah er selbst ein, daß er ein unwissender Mensch war, dem es noch obendrein an den zu einem Gelehrten nöthigen Fähigkeiten fehlte, daher gab er alle Hoffnung auf, wieder

auf

auf dem Schauplatz der Wissenschaften mit Ehre, wenigstens mit Vortheil für sich, auftreten zu können.

Sein Geld war noch nicht ganz alle, er besaß noch 600 Thaler, und damit lebte er einige Jahre in der größten Dürftigkeit und äußersten Einschränkung. Selten ging er aus, um die Schuhe nicht abzunutzen, und obgleich das Bier in Gießen ausserordentlich wohlfeil war, so trank Freund Eulerkapper doch weiter nichts, als Kofent oder Wasser. Gretel seine Frau konnte diese Armseligkeit nicht ganz ertragen, sie lag also täglich bey ihren Eltern, wenn diese aßen oder Kaffee tranken.

In dieser erbärmlichen Lage wünschte sich Freund Eulerkapper oft ins Gefängniß nach Straßburg zurück: denn dort konnte er doch wenigstens satt Brodt essen; hätte er nun aber sich täglich in Brodt sättigen wollen, so würde sein Bißchen Geld bald alle geworden seyn, und dem Ende dieses kleinen Schatzes sah er mit Schrecken entgegen.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Studentenpatrocinium.

Als aber währt nur ſeine Zeit, alſo auch das Elend und der Mangel. Eulerkapper ging eines Tages botiſch, und brachte für ein Fräulein v. Gerſtenthal einen Liebesbrief nach Grünberg an einen daſelbſt ſtehenden preuſſiſchen Werbofficier. Als er zurückging, kehrte er in einem Dörfchen ein, wo mehrere Studenten in der Schenke einen Papſt machten.

Eulerkapper forderte ein Glas Bier für zwey Heller; „Ey was, rief ein Student, Bier für zwey Heller! Komm her, Moſjeh, und trink quantum ſatis!“ Eulerkapper ließ ſich dieſe Einladung nicht wiederholen, und trank, was das Zeug hielt.

„Der Kalaber kann gut ziehen. Wer biſt Du?“

„Der Magiſter Euler.“

„Ah der Magiſter Eulerkapper? Nicht?“

„Je

„Je nun, wenn die Herren so wollen: meinetwegen auch Eulerkapper.“

„Na, Domine Magister, wie gehts denn, wie stehts?“

„Schofel, meine Herren; erbärmlich.“

„Wie denn so?“

„Ach wenn man das nicht hat, quae negato natura dolet, dann wissen Sie ja wohl“

„Mein Seele, 's ist eine Schande, daß ein vir literatus darben soll. Wo sind Sie gewesen, Herr Magister?“

„Hab einen Brief nach Grünberg getragen.“

„Für Geld?“

„Ja. Ich verdiene heute drey Batzen.“

„Teufel und Hölle, drey Batzen für einen Boten, der Magister ist. Hier Herr Magister, ist ein Thaler. Geben Sie den Brief her, den Sie zur Antwort bekommen haben.“

Frey-

Freudig über den Thaler gab Eulerkapper den Brief hin, und unter währendem Gelächter laſen ſie folgendes:

Herzallerliebſtes Röschen.

Morgen Abend werde ich gegen acht Uhr im philoſophiſchen Wäldchen ſeyn. Mache, liebes Kind, daß Du auch da biſt. Du kannſt nicht glauben, wie ich nach Dir verlange, ſeit jenen angenehmen Stunden, die wir in Büſeck auf dem Heuboden mit einander zubrachten, als Dein dummer Kerl von Vater und Deine alte Gans von Mutter glaubten, Du läg'ſt bey der Pfarrjungfer im Bette. Ja, da lag mein Reitknecht, und ich lag mit meinem lieben Röschen auf'm Heu. Es war zwar ein übeles Lager, indeſſen ging es doch. Im philoſophiſchen Wäldchen müſſen wir ja gar auf dem bloßen Raſen liegen: aber es ſoll ſchon gehen. Wenn mich nur mein Röschen liebt, bin ich ſchon geborgen. Mache ja, liebes Kind, daß ich nicht lange auf Dich warten muß. Lebe wohl mein Engel. Dein treuer

Hanßen.

N. S.

N. S. Dem Eulenkarpfer hab ich sechs Kreuzer gegeben: lege Du noch sechs dazu, dann ist der Kerl bezahlt.

„Ah ein herrlicher Fund. Da Herr Magister, ist noch ein Thaler.“ He da, Rother, Rother.

Rother (der Wirth). Was woll'n's?

„Einen Boten nach Gießen.“

„Gleich.“

Der Bote kam: die Studenten schrieben einen Brief an den Herrn von Gerstenthal, und meldeten ihm, daß sie einen Brief an seine Fräulein Tochter gefunden hätten, welchen sie ihm hiemit übermachten, und als diese noble Expedition verrichtet war, wurde der Papst vollendet, worauf der Zug nach Gießen zurückging.

Herr von Gerstenthal entsetzte sich fürchterlich, als er den Brief an seine Tochter las, und schickte den Augenblick, nachdem er dem Fräulein mit der Hetzpeitsche derb zugesprochen hatte, eine Ausforderung an den Herrn

von

von Zangen: aber Herr von Zangen zog sich damit aus der Schlinge, daß er bey allen Teufeln, und auf seine Ehre versicherte, er habe den Brief nicht geschrieben, es sey eine leere abscheuliche Erdichtung. Gerstenthal war damit zufrieden, und bat sogar seine Tochter um Verzeihung, daß er ihr mit der Hetzpeitsche etwas unsanft zugesprochen hatte.

Eulerkapper hatte zwey Thaler so ganz unverhofft erhalten, und glaubte, nun dürfe er auch dem Genius indulgiren, oder auf deutsch, sich etwas zu Gute thun. Er ging daher den folgenden Sonntag nach Heuchelheim zu Biere: auf dem Rückweg begegnete ihm der Lieutenant Zangen, und da er glaubte, durch ihn sey der Spektakel mit dem Briefe entstanden, sprang er vom Pferde, und gebte den armen Teufel mit dem Degen dergestalt durch, daß dieser auf der Erde liegen blieb, und sich nach Hause schleppen lassen mußte.

Die Studenten erfuhren das ihrem Protegé widerfahrne Unglück: sie besuchten

ihn,

ihn, unterſtützten ihn mit Gelde, und ſagten ihm, daß ſie ihm einen wöchentlichen Gehalt ausſetzen wollten, wenn er alle ihre Zuſammenkünfte beſuchen, und mit ſich machen laſſen würde, was ſie für gut befänden. Eulerkopper durch Kummer und Noth mürbe gemacht, ließ ſich alles gefallen, und ward von nun an der allgemeine Scherwenzel der Gieſſer Burſche. Bey allen Kommerſchen war er gegenwärtig, und mußte ſo lange pro poena ſaufen, bis er nicht mehr hören noch ſehen konnte: jede Woche war er wenigſtens ein Mal Papſt, und wenn eine lächerliche Komödie geſpielt werden ſollte, war er gewiß dabey. Den Namen Eulerkopper, oder auch wohl ſchlechtweg Kopper ließ er ſich gerne gefallen, und ward nicht böſe, wenn man öffentlich Schinbluder, wie man ſagte, mit ihm ſpielte. Waren die Studenten auf einem Dorfe luſtig, ſo ließen ſie erſt ihren Eulerkopper ſo lange trinken, bis er total beſoffen war, und dann färbten ſie ihm das Geſicht mit Kienruß ſchwarz: hierauf zogen

ſie

ſie in die Stadt zurück, und ſangen hinter ihm her:

Schwarz bin ich;
Die Schuld iſt meine nicht.
Die Schuld iſt meiner Kindermagd,
Die mich nicht weiß gewaſchen hat.

Liederlich bin ich;
Die Schuld iſt meine nicht.
Die Schuld mag meines Vaters ſeyn,
Der trinkt ſo gerne Brantewein.

Die Jungen aus ganz Gießen folgten jedes Mal dieſen Aufzügen, und die Philiſter und Gnoten räſonnirten des Abends darüber bey einem Trunk Bier.

Studenten haben die Geſinnung wie alle andre gewöhnliche Menſchen in der Welt, ſie thun und geben nicht gerne umſonſt, und wer ihren Schutz oder ihre Wohlthaten genießen will, muß ſich alles von ihnen gefallen laſſen, was ihnen einfällt, mit ihm zu machen, und daher iſt derjenige höchſt unglücklich, welcher der Gnade der Studenten leben muß. Große Herren deſpotiſiren diejenigen auch gerne, die ganz von ihnen ab-

hängen; aber selten geht dieser Despotismus bis zur völligen Niederdrückung: aber dem Verfasser sind Beyspiele bekannt, daß Studenten mit armen Geschöpfen, die sich nicht anders helfen konnten, und sich, bloß um zu leben, die infamste Behandlung gefallen lassen mußten, aufs fürchterlichste umgesprungen sind, und sie bis zur Entehrung der Menschheit selbst mißhandelt haben. Diese Beyspiele sind aber, quod probe notandum, nicht aus der neuen Zeit, sondern schreiben sich aus jenen Jahren her, wo mehr Rohheit und läppische Renommisterey den Charakter des Akademikers ausmachte. Dank sey es der innern Verbesserung der deutschen Universitäten, welche sich aber wahrlich nicht von den Anstalten der Curatorien, der akademischen Senate und der pro tempore Prorectoren herschreibt, noch viel weniger durch Carcer, Reppe, Relegationen, Consilia abeundi, Geldstrafen und andre Besserungsanstalten herschreibt; Dank, sag ich, sey es der Besserung der Universitäten, welche der ver-

verbeſſerte Geſchmack und das verfeinerte Gefühl der Jünglinge allein bewirkte, daß man ſolche die Recker ſo ſehr entehrende Fragen und Poſſen nicht mehr hört. Man verzeihe mir dieſe kleine Ausſchweifung; ſie iſt mir wider meine Abſicht entwiſcht: denn in dieſer Geſchichte ſollte nichts ſtehen, als Erzählung, und keine Anmerkungen, weder gelehrte, noch moraliſche. Es iſt ja die Geſchichte des Eulerkappers.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Der Conrector.

Herr Inſpector Aeſkas kam einſt nach Gießen und logirte im Rappen. Er bemerkte, daß viele Studenten im Garten verſammelt waren, und ging dahin, um wieder einmal eine muntere Geſellſchaft zu ſehen. Hier fand er auch den armen Eulerkapper, welcher ſich erſt in Fuſelſchnapps betrunken, und dann nach einem Dudelſack, gerade wie ein Bär tanzen mußte, wobey er derbe Hiebe

von seinem Bärenführer, der ihn am Stick hatte, aufgezählt erhielt. Nachdem die Comödie mit dem Bärentanz zu Ende war, wurde Eulerkapper zum Papst gemacht, und als er nun da lag, und von allen seinen Sinnen nichts mehr wußte, ließen die Herren einige Soldaten rufen, welche ihn bey hellem Tage durch alle Straßen der Stadt tragen, und jedem der ihnen begegnete, zurufen mußten: „aus dem Wege, wir tragen ein fettes Mastschwein!“

Inspector Aeglas ärgerte sich über das unwürdige empörende Tractament, welches einem Menschen widerfuhr, dem er noch immer gewogen war: er beschloß, alles anzuwenden, um ihn aus den Klauen der Studenten zu retten, und ließ ihn den folgenden Tag zu sich kommen.

„Mein Gott, Herr Magister, sagte er zu ihm, wie ist es möglich, daß Sie sich so behandeln lassen? Wahrlich, die Leute gehn ja mit Ihnen um, als wenn Sie ein Hund wären.

Euler:

Eulerkapper. Lieber Himmel, Herr Inſpector, was will ich thun? Der Hunger thut wehe!

Inſpector. Freylich thut der Hunger wehe, aber ich dächte doch, ſolche Kränkungen thäten noch weher.

Eulerkapper. Leider! Aber was will ich machen! die Herren nähren mich —

Inſpector. Das heißt, ſie geben Ihnen zu eſſen, und auch vollauf zu ſaufen, vielleicht auch Geld zu Stiefeln und Kleidern: aber dafür ſind Sie der allgemeine Hans, und müſſen mit ſich machen laſſen, was ſie wollen.

Eulerkapper (zuckt die Achſel). Leider, leider!

Inſpector. Hören Sie, ich will Ihnen einen Vorſchlag thun: die Conrectorſtelle zu Butzbach iſt vakant; ſie trägt wenig ein, das iſt wahr; aber ein ſparſamer Mann kann doch dabey leben. Ich glaube, dieſe Ihnen verſchaffen zu können. Wie meynen Sie?

Euler-

Eulerkapper. O, auf den Knien wollt' ich Ihnen danken.

Inſpector. Wollen ſehen. — Indeß haben Sie hier einiges Geld; ich kanns miſſen: aber das ſage ich Ihnen, laſſen Sie ſich nicht mehr von den Studenten mißbrauchen, ſonſt ſind wir gute Freunde geweſen. Ich kanns durchaus nicht leiden, daß ein Menſch, und ſeys auch der allergeringſte, ſich ſo wegwerfe.

Der Inſpector hielt Wort, und Eulerkapper erhielt das Pöſtchen eines Conrectors zu Butzbach. Die Butzbacher, welche der Verfaſſer ſelbſt kennt, ſind kreutzbrave Leute, wie denn überhaupt die Wetterauer eine ſeelengute Art Menſchen ſind, einige Gaſtwirthe etwan ausgenommen, welche ſich in der Wetterau, ſo wie im Brandenburgiſchen, im Saalkreiſe, in Pommern, in Schleſien und ubique terrarum aufs Prellen verſtehen: daher würde es Eulerkapper zu Butzbach recht gut gehabt haben, wenn er ſich nicht ſelbſt lächerlich und verächtlich gemacht hätte.

Wir

Wir wissen, daß Eulerkapper blutwenig Schulkenntnisse gesammelt hatte: zu Butzbach war zwar kein Mann nöthig, welcher den Homerus oder den Virgilius erklären, und über die Theorie der schönen Wissenschaften Vorlesungen halten konnte; doch mußte der Butzbacher Conrector declinirn und conjugiren können; er mußte einen lateinischen freylich sehr leichten Autor verstehen, und die Jungen in den Anfangsgründen der Erdbeschreibung und der Geschichte unterrichten können. Eulerkapper war aber in allen diesen Stücken äußerst schlecht beschlagen. Den lateinischen Autor explicirte er mit Hülfe eines alten Schundchers von Wörterbuch, worin häßliche Druckfehler vorkamen. Im lateinischen Buch fand sich das Wort tugurium; Eulerkapper, der nicht wußte, ob tugurium den Bürgermeister zu Schilda oder eine Gans bedeutete, schlug es nach, und fand Bärenhäuslein: der ungeschickte Verfasser hatte geschrieben Bauernhäuslein, der noch ungeschicktere Corrector hatte Bären-

häuslein daraus gemacht. Eulerkapper schrieb sich das Wort auf, und als am andern Tag in der Schule das tugurium vorkam, gab es ein Schüler durch Hütte. Was, schrie Eulerkapper, Hütte! Der Folgende! Auch der Folgende gab es Hütte, oder schlechtes Haus, und so bis auf den Untersten: denn alle Schüler hatten richtigere Wörterbücher als der Herr Conrector. Nun gerieth Eulerkapper in den Harnisch, und schrie: Ihr Esel, ihr wißt den Henker: tugurium heißt Bärenhäuslein, daß ihrs nur wißt: also quieta mente redit in tugurium suum heißt: er (der Philosoph, oder der Magister Philosophiä, welches einerley ist,) kehrte mit ruhigem Gemüth zurück in sein Bärenhäuslein. Schaut, ihr Büffel, so muß diese schwere Stelle übersetzt werden. Die Jungen lachten ihm ins Angesicht, und Eulerkapper ward über diese Impertinenz so böse, daß er den Stock nahm und jedem Lacher einige Hiebe aufwarf, wobey er unaufhörlich schrie: „tugurium heißt Bärenhäuslein, Bärenhäuslein heißt tugurium.“

So

So sehr auch Eulerkapper unter den Jungen herumhieb, konnte er doch das Lachen nicht stillen: denn der Accent, den er auf das Lieblingswort „Bärenhäuslein“ legte, mußte auch den ernsthaftesten Mann, geschweige denn Jungen, zum Lachen zwingen. Eulerkapper gerieth in den heftigsten Zorn, und schlug so blind darein, daß er einige Jungen blutrünstig machte. Darüber wurden die großen Jungen aufrührisch, griffen den Magister an, und zerzauseten ihn dergestalt, daß er wie eine Haareule aussah, und in dieser traurig-lächerlichen Gestalt, den weitern Ausbruch der rebellischen Jungen fürchtend, auf die Straße eilte, und beym Nachbar Schutz suchte. Der Nachbar hatte eben Schweine geschlachtet, und das Blut stand in einem irdenen Topfe auf dem Hausflur: Eulerkapper bemerkte den Blutopf nicht, stolperte darüber, fiel, zerbrach den Topf, und besudelte sich von oben bis unten. Der Nachbar, Meister Flink, ein grober Kerl, welcher hinzukam, und das

Blut

Blut von den Schweinen, wovon er sich so viele herrliche Blutwürste versprach, vergossen sah, ergrimmte gar mächtig, und warf den Magister, ohne sich einmal die Mühe zu nehmen, nachzusehen, wer er eigentlich war, zur Hausthür hinaus auf die Straße. Eulenkopper getraute sich nicht zurück in sein Haus zu gehen, und eilte in den nächsten Gasthof. Hier war die Wirthin allein, und als sie den über und über besonders im Gesicht mit Blut besudelten Magister erblickte, verriegelte sie ihre Stubenthüre, und schrie „Mörder! Diebe!“ zum Fenster hinaus. Die Nachbarn kamen nun herbey, erschraken hoch über die fürchterliche Figur des Gespenstes, und blieben theils wie Bildsäulen stehen, theils ergriffen sie die Flucht: doch griffen endlich einige rüstige Burschе zu, nahmen ihn beym Flügel, und führten ihn trotz allen Remonstrationen aufs Rathhaus, wo gerade die Eltern der vom Eulenkopper blutig geschlagenen Jungen klagbar eingekommen waren.

„Wir

„Wir haben hier einen Mörder, sagten die rüstigen Burschе, welcher noch vom Blut der Ermordeten triefft.“

„Ey was, erwiederten die hochweisen Herren des Magistrats! wir haben jetzt keine Zeit, den Kerl vorzunehmen: legt ihm Ketten an, und schmeißt ihn ins tiefe Paßloch *), morgen mag er verhört werden. Continuetur protocollum: die Feder zur Hand, Herr Stadtschreiber.“

Eulenflapper wurde abgeführt, und mit schweren Ketten belegt: er wollte zu wiederholten Malen reden, aber die Keppe schlugen ihn, so oft er das Maul aufthat, dergestalten darauf, daß ihm alle Lust verging, auch nur das Geringste zu seiner Vertheidigung vorzubringen. Nun brachten ihn die mächtigen Adjudanten der Boßbacher Justiz in einen finstern Kerker, worin ehedem zu Zeiten der Hexenprocesse die Hexenmeister und Hexen pflegten eingesperrt zu werden, legten ihm zwey Pfund Brodt neben einem Wasser-

*) Starkes, wohlverwahrtes Gefängniß.

Wasserkrug hin, und verschlossen die Thür aufs Beste.

Indessen hatten die Herren das Protocoll in Hinsicht der wegen des Bärenhäusleins entstandnen Klage beendigt, und beorderten einen Gerichtsdiener, den Herrn Conrector vorzufordern, weil es schiene, daß in Sachen, wobey Blut geflossen war, kein Verzug zulässig sey. Der Gerichtsdiener fand die Frau Conrectorin in der größten Angst: denn diese hatte das Scandal auch vernommen, und ihren Mann in der ganzen Stadt aufsuchen lassen, aber durchaus vergebens: er war nirgends zu finden.

Mosjeh Repp, welcher die Aufsicht über das Gefängniß hatte, ließ sichs gar nicht einfallen, daß der bey ihm einquartierte Gast der Herr Conrector seyn könnte, und noch weniger ließen sich das die Herren vom Magistrat einfallen: also mußte Freund Eulenkopf richtig die Nacht durch aushalten. Auch hier wünschte er sich wieder auf die Citadelle nach Straßburg zurück: denn dort war

war er doch nicht so zusammengeschlossen, und lag nicht in solch tiefem Loche, als in dem Landstädtchen Butzbach, wo oft die Anstalten, Gefangne fest zu halten und zu quälen, viel consequenter getroffen sind, als in großen Städten.

Indessen ließen die Herren vom Rathhaus den Conrector aufsuchen, und schickten sogar nach den nächsten Dorfschenken, wo er sonst auszuspannen pflegte; aber keine Seele hatte ihn gesehen, niemand hatte ein Wort von ihm gehört. „Er wird schon wieder kommen, sagten die Herren; und kommt er nicht, je nun, so kommt ein ander Jahr!“ Dieß war vernünftig gesprochen.

Früh des folgenden Tags um acht Uhr fünf und vierzig Minuten, versammelten sich die Herren wieder auf dem Rathhause, und ließen den in Ketten und Banden sitzenden vermeintlichen Mörder hereinholen. Eulerkopper, dem man aber doch die Schellen von den Händen nicht abnahm, wurde in die Gerichtsstube gebracht, wo die gestrengen Herren saßen.

Hie-

Hieher den Gefangnen, sprach Herr Heß, der Oberrichter! daß man ihn sehen und hören kann. Ja, ja, es ist richtig — es ist ein Mörder. Hört elender Mörder, Böswicht, wie heißt Ihr?

Eulerkapper hatte auf dem nassen Stroh und in dem kalten Behältniß seine Stimme verloren, und war völlig heischer geworden. Mit pfeifendem Ton erwiederte er also: ich heiße Johann Heinrich Eulerkapper.

Richter. Wie heißt Ihr?

Eulerkapper. Johann Heinrich Euler.

Richter (zu den Andern). So heißt ja auch unser Herr Conrector. Je nun — Namen sind Famen. Wer seyd Ihr?

Eulerkapper. Ich bin ja der hiesige Conrector Eulerkapper.

Richter. Was, der Conrector Eulerkapper? Das kann nicht seyn. Ihr seyd ja ein Mörder, und der Conrector ist ein ehrlicher Mann.

Eulerkapper. Ich bin auch ein ehrlicher Mann: ich bin der Conrector.

Rich-

Richter. Ihr seht aber aus, wie einer der vom lichten Galgen gefallen ist.

Eulerkapper. Das macht das Blut an meinem Kleide, und in meinem Gesicht.

Richter. He da Nepp, wischt dem Kerl das Blut aus dem Gesichte!

Nepp. Gleich, gleich, gestrenger Herr Stadtrichter.

Freund Nepp lief, und holte einen Kübel voll Wasser, nebst einem allmächtigen Strohwisch, und fing an Eulerkappern das Gesicht zu scheuern, daß dieser Peter Mordio zu schreyen anfing. Aber der Nepp hörte nicht auf, zuzufahren, bis endlich das Schweineblut weg war, und die Physiognomie des Herrn Conrectors wieder gesehen werden konnte.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Decenzfragen.

Nun rissen die Herren die Augen auf, und gafften mit aufgesperrtem Maule, gera-

de

de wie ein Tisch voll Auscultatoren, welchen der Stadtrichter oder der Amtmann versichert, daß sie unwissende Bengel wären: sie guckten den Herrn Conrector stier an, und erst lange darauf rieben sie sich die Augen, um doch sich recht zu überzeugen, daß ers auch gewiß wäre.

Diese Ueberzeugung mußte nothwendig erfolgen, und nun forderte der Herr Stadtrichter pflichtmäßigen Bericht von dem ganzen Vorfall. „Je mein Gott, sagte Eulerkapper, nehmen Sie mir doch erst die Ketten ab!“

Kann noch nicht seyn, Herr Conrector, sagte der Stadtrichter: Sie sind als Mörder angeklagt, und als ein solcher geschlossen worden. Noch sind Sie nicht disculpirt, und per consequens würde es gegen decentiam forensem seyn, Sie schon loszuschließen. Rechtfertigen Sie sich erst.

Eulerkapper erzählte den Vorfall haarklein, und die Herren fanden ihn nun auch hinlänglich gerechtfertigt; die Ketten wur-

den

den ihm abgenommen, und er erhielt Erlaubniß nach Hause zu gehen. Freudig, den Ort der Qual, wollte sagen, den Sitz der Gerechtigkeit verlassen zu können, eilte der Conrector aus dem Rathhaus, und vergaß, wie er aussah. Die Jungen auf der Straße, welche den seltsamen Aufzug des Conrectors sahen, verfolgten ihn bis an seine Wohnung, und schrien unaufhörlich hinter ihm her: verlaufener Schinderknecht, verlaufener Zigeuner! — Die Freude, befreiet zu seyn, ließ Eulerkappern den Lärmen der Jungen nicht bemerken, aber die Frau Conrectorin guckte zum Fenster heraus, und man kann sich die Freude vorstellen, welche sie bey dem Anblick ihres lieben Männchens empfunden haben mag.

Wie eine Furie lief sie die Treppe herab und zur Hausthüre hinaus. „Kerl, sagte sie, bist Du denn gar des Teufels? Was zur Schwerenoth hast denn Du gemacht? Alter Saufaus! hat gewiß sich mit Gnoten herumgeprügelt; ist über und über voll

Blut.“ Eulerkapper, seiner Unschuld sich bewußt, und noch aufgebracht über das unwürdige Tractament, welches ihm an hoher Gerichtsstelle widerfahren war, widersprach seiner Frau etwas unsanft; diese antwortete noch unsanfter, und als Eulerkapper gar die Hand aufhob, und Miene machte, als wollte er ihr so etwas um die Ohren geben, fiel sie ihm in die Haare: Eulerkapper auf einmal seiner Herrschaft eingedenk, widersetzte sich kräftiglich, und beyde fielen kämpfend auf die Erde, wo sie sich im Koth dermaßen herumwälzten, daß Mosjeh und Madame in Rücksicht des Exterieurs einander vollkommen ähnlich sahen. Endlich kam Nachbar Hau, der Fleischer, und brachte die Streitenden auseinander, und diese zogen sich, er der Herr Conrector brummend wie ein Bär, sie aber, die Frau Conrectorin kreischend wie ein geprügelter Pudel, in Haus zurück.

Unter den Vätern der von Eulerkappern blutrünstig geschlagenen Schülern, war auch Herr Heß, der Bürgermeister selbst. Dieser

hielt

hielt sich in seinem Söhnchen selbst beleidigt, und seine Bürgermeisterseele forderte Rache. Genugthuung, welche darin bestanden hätte, daß dem Conrector ein derber Verweis gegeben worden wäre, war seiner Herrlichkeit nicht hinreichend, er drang also nicht darauf, sondern legte bey der ersten Session dem hochlöblichen Corpus folgende Fragen vor.

Pro primo: Ob es der ansehnlichen Schule zu Butzbach in der Wetterau, welche schon seit den Zeiten Philipps des Großmüthigen, Landgrafens zu Hessen ꝛc. mit allem Ruhme subsistirt habe, nicht zur Unehre und großem Nachtheil gereiche, daß der Conrector, nota bene, durch eignes Verschulden, in gefängliche Haft gekommen, und mit Ketten und Schellen belegt worden sey?

Pro secundo: Ob ein Mann, welcher, durch eine mit seiner Frau auf der Straße verübte Katzbalgerey, ein öffentliches groſſes Aergerniß gegeben habe, fernerhin mit Nutzen die Schule versehen könne?

Die Herren ließen die Fragen des Bürgermeisters zu Protocoll nehmen, und fingen an, darüber zu deliberiren. Lange währeten die Debatten, endlich aber fiel die Sentenz dahin aus, daß der Conrector auf ein Vierteljahr solle suspendirt werden: statt seiner sollte der Candidat Anacker einstweilen die Schule versehen.

Eulerkapper erschrak als er dieses gestrenge Senatusconsultum las; doch würde er sich gefügt haben: denn so dumm er auch war, sahe er doch ein, daß er diese Strafe wohl verdient habe: aber seine Frau spuckte Feuer und Flammen, und rennte flugs nach Gießen, wo sie sich eine Schrift machen ließ, in welcher sie den Magistrat zu Butzbach bey der Regierung verklagte. Die Regierung trug die Sache dem Consistorium auf: es wurden Untersuchungen angestellt, und das Ende vom Liede war, daß Freund Eulerkapper völlig cassirt wurde.

Was war nun anzufangen? In Butzbach durfte der Ehrenmann sich nicht mehr öffent-

öffentlich sehen lassen: ohne die Jungen in Schaaren hinter sich her zu haben, welche ihm stets nachschrien und nachlachten. Er verließ daher Butzbach, und kehrte nach Gießen zurück, wo er sein altes Logis bezog, und anfing, Hefte für Studenten abzuschreiben, um sich etwas zu verdienen: denn schon damals gab es viele, welche sich die auf dem Catheder vorgeorgelte Weisheit von Andern abschreiben ließen, weil sie zu faul waren, es selbst zu thun, und dennoch in dem leider noch sehr allgemeinen Wahn standen, es sey ein nothwendiges Requisitum bey einem Gelehrten, Hefte zu besitzen.

Die Studenten zu Gießen waren noch immer die alten Wüstlinge, wie einige Jahre vorher, als Eulerkapper mit ihnen conversirte. Jene zwar, welche den guten Kerl so oft zum Papst und zum Prinz von Thoren *) gemacht, und sonst auf das Allerunwürdigste behandelt hatten, waren freylich längst abgezogen, und bekleideten jetzt in ihrem

*) Eine eigne Art, sich singend zu betrinken.

rem Vaterlande geiſtliche und weltliche Aemter, Andre trugen die Muskete und noch Andre waren an den Folgen der akademiſchen Diät gar geſtorben. Aber die agirenden Perſonen hatten ſich nur verändert, nicht aber das Schauſpiel ſelbſt, und ſo ward Eulerkapper bald wieder der Gegenſtand des ſtudentiſchen Muthwillens. Sie kannten ſeinen Hang zum Branntwein und zum Bier: daher wurde er wieder zu allen Kommerſchen und andern Gelagen dieſer Art eingeladen, und jedes Mal nach den ſchändlichſten Mißhandlungen nach Hauſe geſchickt. Eulerkapper aber, welcher ohnehin kein zartes Gefühl hatte, und welcher nun das Bißchen Scham noch durch lange Uebung vollends verloren hatte, ſetzte ſich über alles weg, und befand ſich wohl dabey: was er mit Schreiben verdiente, bekam ſeine Frau, und ſein Maul brachte er unter den Studenten durch, bey welchen er frühſtückte, das Mittags- und Abendbrodt aß und ſo ſeinen lieben Bauch weidlich pflegte.

Sechs

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.
Glück über Glück.

Der Herr Bürgermeiſter Rumpf zu Gieſſen, ein Mann dem es jeder am Bauch anſehen konnte, daß dieſer ſein Gott war, kam eines Abends von einem Hochzeitſchmauſe, wo er noch etwas mehr getrunken hatte, als er ſonſt zu thun täglich gewohnt war: denn er hatte ſich nicht nur heroiſch getrunken, ſondern um alle ſeine Sinne gebracht. So taumelte er denn wie ein Nachtwandler fort, und fiel gerade vor Eulerkappers Thüre in den Schnee. Zum Glück kam Eulerkapper eben von einem Kommerſch aus dem Kappen: es war um zwölf Uhr des Nachts, und niemand mehr auf der Straße. Ohne Hülfe war der Bürgermeiſter verloren: denn es war mortaliſch kalt; aber Eulerkapper war ſein Schutzengel. Ob er gleich ſelbſt im Kopfe ſehr heroiſch war, erkannte er doch beym Mondenſchein den Herrn Bürgermeiſter Rumpf an deſſen dickem Bauche, und beſchloß zu helfen. Schnell rief er ſeiner Frau, und

beyde

beyde ſchleppten den völlig ſinnloſen Bürgermeiſter in die warme Stube: die Frau Eulerkappern kochte Thee, und nachdem der Hochweiſe einige Taſſen hinein hatte, fing er an, den Wein, den Braten, die Fiſche, die Krebſe, kurz alles, was er auf dem Hochzeitſchmauſe zu ſich genommen hatte, wieder zu extradiren, wodurch denn Eulerkappers Zimmer An gar liebliches Anſehn bekam, auch aufs angenehmſte parfumirt wurde.

Die Frau Magiſterin radotirte da etwas von Schweinigeln, aber der Herr Magiſter belehrte ſie, daß ein hochweiſer Bürgermeiſter ja doch kein Schweinigel ſeyn könne; übrigens aber müſſe man die ganze Sache dahin geſtellt ſeyn laſſen, da der Herr gewiß die Koſten der Reinigung gut bezahlen, auch für die gehabte Bemühung noch etwas zulegen würde. Dieſe gegründeten Vorſtellungen beruhigten die Frau Magiſterin vollkommen, und ſie gab ſogar zu, daß der Bürgermeiſter in ihr Bett gelegt wurde, indeß ſie und ihr lieber Mann den übrigen kurzen Theil der Nacht auf Stühlen zubrachten.

Früh

Früh gegen neun Uhr erwachte der Hochweise, und wunderte sich sehr, sich in einem schlechten Zimmer in einem elenden Bette zu befinden: denn seine Zimmer zu Hause, und seine Betten waren eines Gießer Bürgermeisters vollkommen würdig.

Eulerkapper trat nun, als er merkte, daß der Herr erwacht war, vors Bette: Schönen guten Morgen, Ihro Hochweisheit: haben Dieselben wohl geruhet?

Bürgermeister (sich die Augen reibend). Ih, bon jour, Herr Magister! Mein Gott, wo bin ich denn?

Eulerkapper. In Ihres gehorsamsten Dieners Behausung.

Bürgermeister. Wie bin ich denn hieher gekommen?

Eulerkapper erzählte nun mit aller nur möglichen Schonung die ganze scandalöse Historie.

„Hm, hm, sagte der Burgermeister, indem er aus dem Bette aufstand, das ist ja ein verfluchter Streich!“ Euler-

Eulerkapper. Was hat denn das zu bedeuten, Ihro Hochweisheit?

Bürgermeister. Der verdammte Burgunder!

Eulerkapper. Ih nun, das passirt ja einem ehrlichen Mann wohl öfter. Mir gehts ja selbst mitunter so.

Bürgermeister. Das ist ein anders. Sie sind ein Privatus: aber ich, ein Mann in einem öffentlichen, ja im ersten Amte der Stadt!

Eulerkapper. Es weiß ja kein Christenmensch von der Sache.

Bürgermeister (heiter). Das ist auch noch das Beste. Aber wirds auch niemand erfahren?

Eulerkapper. So wahr Gott lebt, ich bin stumm, wie ein Müllereſel.

Bürgermeister. Aber die Frau Magisterin! die Weibsleute sind ein wenig plapperig.

Magisterin. Ey seht doch, Ihro Hochweisheit, für wen halten mich denn Dieselben?

ben? Mein Vater war ein Nepp, und da hab ich Manches gesehen und gehört, aber der soll aufstehen, der da sagen kann, ich hätte ihm ein stummes Wörtchen gesagt.

Bürgermeister. Bon, bon, ich will Ihnen trauen. Hier haben Sie für Ihre freundschaftliche Bemühung (giebt zwey Goldstücke hin). Ich werde noch weiter erkenntlich seyn. Guten Morgen!

Magisterin. Schönen guten Morgen, Ihro Hochweisheit; wünsch' wohl nach Hause zu kommen. Mein gehorsamstes Empfehl zu Hause an die Frau Liebste und an die Mamsell Tochter!

Der Bürgermeister ging gerade vom Eulerkapper aufs Rathhaus: denn es schlug eilf Uhr, setzte sich nieder, und schlief ein: denn er war noch müde. Man weckte ihn auf, und fragte, wie die Mädchenschule besetzt werden sollte, deren Lehrer abgegangen war. Ha, dachte der Bürgermeister, hier kannst du den guten Eulerkapper anbringen, und peroricte folgender Maßen:

Meine

Meine Herren, da ist der arme Magister Eulerkapper; der Mann hat hübsche Studia, und wäre gar wohl eines bessern Schicksals würdig: meine Meynung wäre, wir gäben ihm das erledigte Pöstchen. Er wirds schon ordentlich verwalten.

Ih nun, erwiederten die Herren, wie Ihro Hochweisheit denken, und dafür halten, so ists uns auch recht. Man muß wissen, daß keiner von den Herren einen Clienten in petto hatte; denn sonst wäre die Sache gewiß zu Debatten gekommen. Das Decret wurde sofort ausgefertigt, und dem Eulerkapper zugeschickt. Dieser gerieth vor Freuden ausser sich, und hieß von dem Tage an Herr Migister und seine Ehehälfte Frau Migisterin: denn, wie schon erinnert worden ist in Gießen heißen die deutschen Schulmeister Migister, im Gegensatz der Lehrer am Pädagogium, sonst Pijoh genannt, welche Magister heißen.

Der Bürgermeister blieb nicht bey dieser einzigen Gunstgnade stehen; er wollte einmal

einmal den Eulerkapper heben, und ſich gegen ihn dankbar erweiſen. Als daher die Stelle eines Klingelſackträgers in der Paucratiuskirche aufging, verſchaffte er ihm dieſelbe auch, ja er ſorgte ſogar dafür, daß Herr Eulerkapper Leſer im Zuchthaus wurde, und die Erlaubniß erhielt, nicht nur aus einer Poſtille den Züchtlingen Gottes Wort herzuleiern, ſondern auch ſeinen eignen Geiſt ihnen aufzutiſchen. Jetzt war Eulerkapper, wie man ſagt, recht in der Wolle: als Mädchenſchulmeiſter erhielt er 150 Gulden, dreyßig trug ihm der Klingelſack, und funfzig das Zuchthaus ein. Was wollte er weiter? So gut hatte er ſich ja nicht einmal als Conrector in Butzbach geſtanden.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Verfolgung.

Eulerkapper ſchrieb nun keine Hefte mehr, und kam nicht mehr in die Studentengelage. Dieß befremdete die Herren, ſie ſpür-

spürten der Ursache nach, und fanden, daß der Grund dieser Zurückhaltung von Seiten des Magisters in dessen verbesserten Umständen lag. Aha, sagten sie, lautet das Ding so? Unsre Scandale waren dem Bucker gut genug, da er noch pauvre war, wie eine Kirchenmaus, jetzt da er sich besser steht, verachtet er uns. Aber ward, Bürschchen, wir wollen dirs anstreichen.

Wenn Studenten sich einmal im Ernste vorgenommen haben, einem etwas anzustreichen, so streichen sie es ihm ganz gewiß an: es würde ihnen ja zum Schimpfe gereichen, einen so edlen Vorsatz gefaßt zu haben, ohne ihn auszuführen. Die Gelegenheit der Anstreicherey beym Eulerkapper fand sich bald. Er wohnte an dem engen Wagengäßchen, in welches eins seiner Putzstubenfenster ging. In eben dieses Wagengäßchen ging das Kammerfenster eines Studenten. Dieser bemerkte einst, daß Eulerkappers Putzstubenfenster offen stand, und schnell fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf, der

der seiner Erpfindungskraft Ehre machte. Er band seinen Nachttopf an eine lange Stange, füllte ihn mit Urath verschiedner Art, und transportirte diesen in die Putzstube des Eulerkappers, und zwar zu wiederholten Malen. Freund Eulerkapper war mit seiner Familie in der Kirche, und erschrak nicht wenig, als er bey seiner Zuhausekunft sein Putzzimmer so fürchterlich zugerichtet fand. Natürlich fiel er auf den gegenüber wohnenden Studenten, daß dieser der Urheber der Unfläterey sey, und verklagte ihn beym Rector. Der Rector, ein jovialischer Mann, lachte sich halb krank über den schnurrigen Einfall, einen Nachttopf in ein fremdes Putzzimmer auszuleeren; doch ließ er den Studenten citiren, und befragte ihn. Dieser leugnete, das Spectakel gemacht zu haben; es müßte einer seiner Freunde auf seiner Stube in seiner Abwesenheit gewesen seyn. Der Rector war mit dieser Entschuldigung zufrieden, wies den Eulerkapper ab, und gab ihm den Rath, in Zukunft sein Fenster hübsch zuzuhalten.

An-

Indeſſen war der Jux von dem in Eulerkappers Putzſtube gegoßnen Nachttopf unter allen Burſchen bekannt geworden, und jeder applaudirte, jeder wünſchte, daß die Comödie möchte wiederholt werden, jeder wollte dazu helfen. Man drang von allen Seiten her in Herrn Schacht, ſo hieß der Studioſus quaeſtionis, daß er zu dem appetitlichen Schauſpiel Anſtalt machen ſollte, und Schacht ließ ſichs gefallen. Er lud den nächſten Sonntag über dreyßig Bekannte zu ſich, und als Eulerkapper mit ſeinen Leuten zur Kirche gegangen war, wurde das Fenſter erſt mit der Stange eingeſtoßen, und hernach ungefähr zwanzig Ladungen hinüber transportirt.

Dießmal half keine Entſchuldigung, und ſo froh der Rector war, daß ſich wieder ein ſolcher Spaß se Rectore zugetragen hatte, mußte doch Schacht aufs Carcer, und einen Gulden für das zerbrochene Fenſter und für die Reinigung des Eulerkappeiſchen Putzzimmers hergeben. Nun ward

ward die Burſchenſchaft wüthend. Was, ſagten die Herren, der verfluchte Kerl, der ſonſt mit uns fraß und ſoff, der ſonſt uns das Geld zu Kreuzern abbettelte, der ſonſt froh war, wenn wir ihn zum Papſt oder zum Fürſten von Thoren machten, der gerne zwanzig Gläſer hintereinander pro poena ſoff, wenn ers nur umſonſt haben konnte; ein ſolcher verdammter Kerl will uns fattiren, und brave Burſche auf den Miſt bringen, daß ſie zur Cardanopolis müſſen ſitzen! So ein infamer Kerl! pereat!

So räſonnirten die Herren, und hielten ein beſonderes Parlament im Kappen, wo denn ausgemacht wurde, daß jeder brave Burſche jeden Abend oder jede Nacht den Eulerkapper pereiren, und ihm, wo möglich die Fenſter einwerfen ſollte. Die Formel der Pereification, welche das Parlament vorſchrieb, war folgende: Es leben Ihro Magnificenz der Herr Johann Henrich Eulerkapper, Ritter von Fellago, des heiligen römiſchen Reichs Groß-Kron-Eſelsohrträ-

ger, Hunzfott und Schwerdtfeger, hoch! pereat! Eulerkapper, kapper, kapper!

Von diesem Tage an rissen die sogenannten Eulerkappereyen nicht mehr ab: alle Nacht wurde der arme Teufel hundert Mal pereirt; die Fenster wurden ihm beständig eingeworfen, und die schändlichsten Lieder wurden auf ihn componirt, und auf den Straßen herumgegröhlt. Eulerkapper vermehrte sein Unglück noch dadurch, daß er immer fürchterlich schimpfte, und dadurch die lustigen Brüder noch mehr zu Insulten reizte.

Ein lustiger Bruder machte einen Eulerkapperischen Katechismus, ließ ihn von einigen andern auswendig lernen, und katechisirte Abends unter des armen Mannes Fenstern: wobey er denn den Schulmeister, die andern aber die Scholaren machten. Ich muß doch einige Fragen aus diesem Fragebuch zur Erbauung meiner Leser hersetzen.

Frage. Was ist der Eulerkapperische Katechismus?

Antwort. Es ist ein deutlicher in Frag und Antwort verfaßter Unterricht über des

Euler-

Eulerkappers Wesen, Eigenschaften, Meynungen und Werke.

Frage. Ist der Eulerkapper ein Mensch?

Antwort. Nein: er hat zwar einen menschlichen Körper; aber eine dämonische Seele.

Frage. Wer ist des Eulerkappers Vater?

Antwort. Adramelech und Asmodi zugleich.

Frage. Wer ist seine Mutter?

Antwort. Die Hexe von Endor.

Frage. Ist Eulerkapper orthodox?

Antwort. Nein, er ist ein grosser garstiger Irrlehrer und Ketzer.

Frage. Worin lehrt Eulerkapper vorzüglich irrig und falsch?

Antwort. In der Lehre von der Entstehung der Welt, dem Ursprung des Menschen, und den Geheimnissen der Frauenzimmer.

Frage. Was lehrt Eulerkapper vom Urſprung der Welt?

Antwort. Er leugnet ihre Erſchaffung, und lehrt, daß ſie von Ewigkeit her aus Tabacksdampf entſtanden ſey.

Frage. Was lehrt der Eulerkapper vom Urſprung des Menſchen?

Antwort. Er leugnet den Einfluß des Beyſchlafs auf die Entſtehung des Menſchen, und will, daß gewiſſe Schnacken in der Luft herumfliegen, welche von den Weibern im Kaffee hineingetrunken würden: dieſe Schnacken hält er für den Keim der Menſchen, und widerräth daher ledigen Frauenzimmern den Kaffee, empfiehlt ihnen aber dagegen zur Entſchädigung den nähern Umgang mit den Männern.

Solche Fratzen mußte ſich Eulerkapper unter ſeinem Fenſter herkatechiſiren laſſen. An Pasquillen und abſcheulichen Gemälden, worauf er unter allerhand burlesken Formen vorgeſtellt war, und die durch die ganze Stadt angeklebt wurden, fehlte es auch nicht; in allen

allen Studentenſtuben, Schenken und andern öffentlichen Oertern waren die Wände mit hundertfachem „pereat Eulerkapper“ angefüllt; im Carcer ſtand er in Lebensgröße abgemalt, wie er mit dem Satan Brüderſchaft trank.

Das Carcer ward zwar nie leer von ſolchen, welche den Eulerkapper pereirt, ihm die Fenſter zerſchlagen, eine Katzenmuſik gebracht, oder ſonſt einen Streich geſpielt hatte: aber dieß half dem guten Mann doch nichts: er hatte alle Burſche wider ſich, und alle konnte man doch nicht auf einmal ins Carcer ſetzen.

Dieſe ewigen Neckereyen und Verfolgungen hatten auch ſonſt einen übeln Einfluß auf Eulerkappers Oekonomie. Sein Freund der Bürgermeiſter Rumpf ſtarb, und nun hieß es, ein Mann, der der Gegenſtand des allgemeinen Geſpöttes der ganzen Stadt wäre, dürfe nicht mehr an heiliger Stätte erſcheinen, und ſo nahm man ihm das Pöſtchen eines Leſers am Zuchthaus, und den Klingelſack:

ſack: auch nahmen die Einkünfte ſeiner Schule dadurch merklich ab, daß viele Eltern ihre Kinder nicht mehr zu einem Mann ſchicken wollten, der ſelbſt alle Abend einen ſo artigen Katechismus anhören mußte.

Nun mußte Eulerkapper wieder ſehr kümmerlich leben, und da, wie der Verfaſſer aus der leidigen Erfahrung weiß, kümmerliche ökonomiſche Umſtände auch häuslichen Zank und Streit erzeugen, ſo hatte nun auch Eulerkapper am Tage keine Ruhe: denn ſeine Xantippe machte ihm ſteten Kummer durch ihr ewiges Nägeln, indeß ihm die Studenten die Nächte durch Pereiren und Katechiſiren zur Hölle machten.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Der Repp.

Das Glück vermag mehr als die Weisheit, ſagt ein alter griechiſcher Philoſoph, ich weiß nicht mehr, wie er hieß; aber er mag Hans oder Kunz geheißen haben,

genug

genug der Mann hatte Recht. Es ist vergebens seine Lage durch Klugheit verbessern zu wollen: wenn das Glück nicht dazu beyträgt, so ist alles Arbeiten vergebens. Eulerkapper dachte auch so, und ließ alles gehen, wie es ging: und hierin zeigte er sich einzig und allein als einen wahren Philosophen.

Eines Tages ging er vor Unmuth über das ewige Gequengel seiner lieben Frau nach Wieseck in die Schenke. Kaum hatte er eine Stange Bier vor sich stehen, als Herr Brichel, Oberamtmann von Grimberg hereintrat. Brichel war ehedem Eulerkappers Hausbursche gewesen, hatte hernach allerley Aemter verwaltet, und war endlich nach Grimberg als Oberamtmann versetzt worden.

Er erkannte sofort seinen alten Freund Eulerkapper, und reichte ihm traulich die Hand. Nach den ersten Ergießungen der alten Freundschaft und Kumpaney, fing Eulerkapper seine Litaney an, und erzählte dem Oberamtmann alle seine Noth. Der Ober-

amts-

amtmann schwieg, ging einige Mal in der Stube herum, nahm manche Prise Taback, that mehrere Züge aus dem großen Paßglas; endlich trat er vor Eulerkappern und sagte: Höre Bruder, ich wüßte eine Stelle für Dich, welche ihren Mann nährt. Aber viel Ehre bringt sie nicht.

Eulerkapper. Ey was Ehre! von der Ehre kann man nicht leben. Wenn ich nur ohne Noth und Sorgen auf meinem Posten leben kann.

Oberamtmann. Vollkommen! Du kannst noch Geld zurücklegen. Dein Vorfahr war ein armer Teufel, als er das Aemtchen annahm, und ist als ein wohlhabender Mann gestorben.

Eulerkapper. Was ists denn für ein Aemtchen, Herr Bruder?

Oberamtmann. Aber Du mußt nicht böse werden.

Eulerkapper. Nicht im Geringsten. Sage nur.

Oberamtmann. Es ist das Aemtchen eines Amtsnepps oder Häschers zu Grimberg.

Euler-

Eulerkapper. Bravo, Herr Bruder: ich nehms an, wenns so ist wie Du sagst.

Oberamtmann. Sollst es haben. Aber höre, wenn Leute zugegen sind, darfst Du mich nicht duzen: es würde sich schlecht schicken, wenn der Nepp den Oberamtmann duzte.

Eulerkapper. Das versteht sich, ich werde immer: hören Sie, zu Dir sagen.

Oberamtmann. Und ich immer: hör Er, Nepp, zu Dir.

Der Oberamtmann Brichel war ein Mann von Wort, und nach vierzehn Tagen zog Eulerkapper als Nepp oder Häscher auf das Hochfürstliche Amt zu Grimberg.

Er fand alles über seine Erwartung. Die eigentliche Besoldung war zwar nur geringe, aber die Accidenzien desto ansehnlicher, und da die Frau Eulerkapperin eine Häscherstochter war, so wußte sie alle Vortheile sich zu Nutze zu machen. Drey Mal war wöchentlich Amtstag, und drey Mal wöchentlich hatte Eulerkapper reichliche Einnahme. An Kraut, Rüben, Kartoffeln, Butter,

Butter, Käſe, Eyern, Würſten und Speck fehlte es ihm nie; nie brauchte er für dergleichen einen Heller auszugeben. Wenn einer eingeſteckt wurde, welches zu Grimberg eben ſo frequent geſchah, als irgend auf einem andern Oberamte, hatte Herr Eulerkapper ſeine richtigen und reichen Accidenzien; bey keiner Citation ging er leer aus, und wenn er einem Bauern meldete, daß ſein Proceß gewonnen war, ſo ließ er ſich für dieſes Evangelium auch ein gutes Präſent geben, nach dem klaren Ausſpruch des heil. Apoſtels Paulus, daß die, welche das Evangelium verkündigen, ſich auch von dem Evangelium nähren ſollen.

Die Praktik der Neppe iſt vielfältig, und da ich mit der Neppere wenig bekannt bin, ſo will ich auch nicht weiter erklären, wie Eulerkapper ſeinen Vortheil ſuchte: dieß verſtehen die Herren Amtsneppe ja doch beſſer, als man es ihnen ſagen kann, und andere Leute brauchen es nicht zu wiſſen. Sollten dieſe ja, wie Eulerkapper, vom Schickſal in den Häſcherſtand geworfen werden, ſo wer-

den sie die dahin gehörigen Kunstgriffe schon lernen.

Die Studenten zu Gießen ärgerten sich gar mächtig, daß ihr Sündenbock Eulerkapper, an welchem sie all' ihren Muthwillen auslassen konnten, nicht mehr da war. Als daher einige von ihnen nach Grimberg auf den Jahrmarkt kamen, und sich da betrunken hatten, liefen sie vor Eulerkappers Wohnung, und pereirten ihn in der besten Form. Eulerkapper aber, welcher Wind erhalten hatte, daß er das es leben Ihro Magnificenz, der Herr Johann Heinrich Eulerkapper ꝛc., hör ur würde, hatte so gute Anstalten getroffen, daß die Pereirer alle sammt und sonders gefangen und eingesteckt wurden. Sie hatten sich zu einem Ball abonnirt, und mußten nun im Brummstall auf dem Amt ihre Herberge nehmen. Dieß war eine Freude für den ehedem von Studenten so sündlich geplackten Eulerkapper, daß er nun seine Feinde selbst unter seiner Botmäßigkeit haben, und sich an ihnen durch hämische Stichelreden rächen konnte: auch die Frau Eulerkapperin nahm Theil an ihres Mannes Glück, und ging ins Gefängniß zu den Studenten, und las ihnen die Epistel.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Eulerkappers trauriges Ende.

Zehn Jahre hatte Eulerkapper das Amt eines Oberamtsnepps versehen, und das mit der größten Ehre und Ruhm, den nur ein Nepp sich erwerben kann. Er war der rechte Arm seiner Vorgesetzten, und der Schreck der Bürger und Bauern. Keine Sache von Wichtigkeit wurde bey Amt ohne Eulerkappers Consens ausgemacht, und wenn die Bürger und Bauern nur den Herrn Eulerkapper zum Freunde hatten, so fragten sie weder nach dem Oberamtmann, noch nach dem Syndicus. Sie hatten Recht: denn wer den Amtsdiener zum Patron hat, dem thut der Amtmann gewiß nichts, sagt Eulenspiegel, der große Weltweise.

Ein Befehl des Landgrafen, daß niemand mehr auf der Straße, auch nicht einmal in seinem eignen Gehöfte Taback rauchen sollte, brachte dem Eulerkapper manchen Thaler ein. Wie viele Pfeifen nahm er weg, und wie viele Bauern strafte er brevi manu ab, und steckte das Strafgeld in seine eigne Tasche! Lange ging dieß vortrefflich: denn die Bürger und Bauern ließen ihre alte Gewohnheit, auf der Straße Taback zu rauchen, nicht fahren, und Eulerkapper rennte auf allen Dörfern herum, um die Raucher zu ertappen und zu schröpfen.

Aber

Aber eben diese Geldgarbe ward endlich des guten Eulerkappers Verderben. Einst ging er nach Büseck, und sah da einen Bauer, welcher Mist auflud, und dabey Taback rauchte. Sachte schlich ihm Euler nahe, und wutsch! war die Pfeife in seiner Hand. Der Bauer, ein äusserst grober massiver Kerl, wie die Bauern zu Büseck alle sind, forderte seine Pfeife mit Ungestüm zurück, aber Eulerkapper forderte mit noch größerm Ungestüm einen Thaler vom Bauer, unter der Bedrohung, ihn sogleich mit nach Grimberg zu nehmen, und da einzustecken.

Der Bauer wollte mit Gewalt seine Pfeife wieder nehmen, aber Eulerkapper hob seinen Stock, und zog dem Bauer einige derbe Hiebe über den Kopf. Dieser ward wüthend, ergriff die Mistgabel, und rannte sie seinem Feind in den Wanst. Mit einem tiefen Ach sank Eulerkapper, und gab ferner auch keinen Laut mehr von sich.

Der Bauer sahe nun, was er gethan hatte: er lief schnell in sein Haus, zog seine besten Kleider an, nahm sein Geld mit und entlief. Man hat nachgehends gehört, daß er kaiserlicher Soldat geworden ist.

Lange lag Eulerkapper todt auf dem Mist, bis endlich des Bauers Mutter vom Felde nach Hause kam, und den Häscher in seinem Blut erblickte. Sie lief schreiend auf die Gasse; die Nachbarn kamen, und gafften die Leiche auf dem Mist an. Endlich kam der Herr Schulz oder Richter, und befahl, daß der todte Repp nach Grimberg zu weiterer Besorgung abgefahren werden sollte.

Der Oberamtmann kränkte sich sehr über den Verlust eines so braven Freundes und so brauch-

brauchbaren Häschers. Er ließ ihn mit allen Ehren begraben, und ihm einen Leichenstein mit folgender Inschrift setzen:

Hier liegt begraben
Herr Johann Heinrich Eulerkapper,
Doctor der Philosophie und Magister
der freyen Künste,
gewesener öffentlicher Lehrer der Weltweisheit,
dann Cörrector, Mädchenschulmeister, Ecclesiast im Zuchthaus und Klingelsackträger.

Zuletzt
erster Nepp oder Häscher des Hochfürstlichen
Oberamts zu Grimberg.
Er ist geboren zu Kirchberg den 4ten May 1726,
und fand seinen Tod durch einen Gabelstich
auf dem Mist zu Buseck, den 28. März 1763.

Er ruhe sanft.
Du aber, Sterblicher, gehe und lerne sterben
an seinem Exempel.

Amicitiae posuit.
Carolus Ludolphus Brichel,
Jur. Ut. Lic. Balivatus Grimbergensis Director.

Solch ein trauriges Ende nahm der Held dieser wahren und aufrichtigen Geschichte, Johann Heinrich Eulerkapper. Ob meine Leser mit mir zürnen werden, daß ich ihn nicht am Leben, oder doch wenigstens nicht auf eine andre Art abfahren ließ, weiß ich nicht. Aber ich kann einmal nicht wider die Wahrheit. Eulerkapper mag indessen sanft unter seinem schweren Leichenstein ruhen!! Ende.

Corilla Donatini,

oder

Geſchichte

einer empfindſamen Buhlerin;

von

Friedrich Chriſtian Laukhard.

Halle, 1804.

In J. C. Hendels Verlage.

An die Leser.

Ich hatte die keusche Lucinde
es Herrn Schlegels durchgelesen, und
mich daran, so viel es wegen des weiten
bstandes dieses Strahlenfeuers möglich
ar *), erwärmt, als es mir einfiel, die-
s Buch zu schreiben. Weil ich nun ver-
chern kann, daß das Lesen der divi-
en Lucinde die Ursache ist, warum
eine Corilla erscheint, so glaube ich kei-
r weitern Apologie für mein Machwerk
bedürfen.

Ueber die moralische Tendenz mei-
s Buches lasse ich mich nicht quästioni-
n: ein jeder mag davon halten, was er
ill. Ob die Berliner Bibliothek, die
enasche oder Hallische Literaturzeitung,
r Freymüthige oder die Zeitung für die

*) Europa von Schlegel. 1. Stück.

elegante Welt, meine Corilla gut oder schlecht aufnehmen, oder wohl gar nicht aufnehmen, daran liegt mir nicht viel: doch sollte mir das letzte am liebsten seyn.

Den Verfasser der neuen Heringe werde ich nächstens auf ein Gericht Essiggurken zu Gaste bitten: denn das bin ich ihm für das Compliment schuldig, welches er mir vor Kurzem in seiner wohlriechenden Butike gemacht hat. Er muß aber einige neue Heringe mitbringen: denn Heringe und Gurken schmecken nicht unrecht. Mein Fläschchen, welches er so gut zu kennen scheint, steht ihm auch zu Diensten.

Uebrigens soll mirs lieb seyn, wenn meine Corilla meinen lieben Lesern — vielleicht auch Leserinnen, keine lange Weile macht. Geschrieben zu Halle Dom. XV. post. Trin. 1803.

F. C. Laukhard.

Erſter Abſchnitt.

Corilla war die Tochter des Livio Donatini, eines edlen Sicilliers. Sie wurde auf dem Landgute ihres Vaters unweit Palermo geboren, und verlebte daſelbſt unter der Aufſicht einer armen alten Dame, welche ihre Mutter ſterbend zu ihrer Erzieherin verordnet hatte, ihre Kindheit bis ins vierzehnte Jahr. Ihr Vater diente dem Könige von Spanien, welcher damals Sicilien beherrſchte, als Officier, und kam mit Ruhm und Narben bedeckt, ehrenvoll mit einer ganz geringen Penſion verabſchiedet auf ſeine Güter zurück, als eben Corilla in ihr vierzehnte Jahr trat.

Wie freute ſich der rauhe Soldat, als in der Perſon ſeiner einzigen Tochter das jüngſte und ſchönſte Mädchen in ganz Sici-

lien fand: ihre Reitze waren eben im Aufblühen, und aus allem, was sie sprach, schimmerte ein gesunder Verstand und eine feine geschmackvolle Urtheilungskraft hervor.

Livio Donatini hatte sich zwar vorgenommen, auf seinem Landsitz zu leben; aber nun schien es ihm unrecht, die Vollkommenheiten einer solchen Tochter auf dem Lande zu verbergen: in der Stadt sollten diese glänzen, und so bezog er ein prächtiges Hotel zu Palermo.

Corilla's Reitze blieben nicht lange unbemerkt, nicht ohne einen Haufen Bewunderer: sie war von Natur eitel, wie fast alle ihre Schwestern, und wendete daher alle Künste einer bescheidenen Koketterie an, um ihre körperlichen und geistigen Vorzüge noch durch fremden Schimmer zu erhöhen.

Alle jungen Männer von Stande, nicht nur aus der Stadt, sondern aus der ganzen Insel, und viele sogar vom festen Lande bewarben sich um die Freundschaft des alten Donatini, um Gelegenheit zu haben, die

schöne

ſchöne Tochter zu ſehen, und ſich mit ihr zu unterhalten. Manche von dieſen Anbetern machten dem Vater ernſthafte Anträge; aber Corilla wußte jedes Mal eine Ausflucht, wenn der Vater den Antrag der Annahme werth fand: und wer ſich an ſie ſelbſt wendete, war nicht glücklicher; Corilla nahm die Sache immer für Scherz an, ſo ernſthaft und weinerlich auch der Liebhaber auftrat. Dieſer ſpröden Behandlung ungeachtet blieb die Anzahl ihrer Anbeter ſtets vollſtändig, und ſo ſehr ſich auch die Läſterzungen aller Damen in ganz Sicilien an dem guten Ruf der ſchönen Corilla übten, blieb ſie doch der Gegenſtand der Verehrung aller Männer und des Neides aller Weiber.

Wenn eine Leidenſchaft die Seele ganz beherrſcht, ſagt ein alter Philoſoph, ich weiß nicht recht, wie er hieß, ſo kann keine andre dagegen aufkommen, und eben aus dieſem Grund blieb Corilla, angebetet und geliebt von ſo vielen liebenswürdigen jungen Männern, von der Liebe völlig frey: denn ſie war

unendlich eitel. Wie willig muß man aber einem Mädchen, wie Corilla war, die Eitelkeit verzeihen! denn welches Weib ist es nicht? Die Häßlichste findet sich wenigstens noch so ziemlich hübsch: die mittelmäßig Schöne sieht keine Nebenbuhlerin mehr; Corilla wurde von jedem für die Liebesgöttin selbst gehalten: was mußte sie nicht von sich denken, was mußte sie nicht zu sich selbst sagen, da alle Welt ihr so viel, so unendlich viel sagte!

Corilla liebte die Schmeicheleyen, aber sie verachtete den Schmeichler: jeder junge Mann war sicher von ihr angehört zu werden, und dann hielt sich der Gehörte schon für sicher, zu seinem Zweck zu gelangen, weil er sich einbildete, das Herz der Schönen gerührt zu haben. Aber die Herrlichkeit währte nicht lange; bald bewies Corilla ihrem neuen Anbeter so viel Stolz, der an Verachtung gränzte, daß dieser sich beschämt zurückzog, und einem andern eben so wenig glücklichen Platz machte.

So

So lebte und handelte Corilla bis in ihr siebzehntes Jahr.

Zweyter Abschnitt.

Corilla's Erzieherin, Donna Cecilia, hatte die Luft zu Palermo nicht vertragen können, und war deswegen wieder auf das Landgut des Signor Donatini zurückgegangen: ihre Pflegetochter besuchte sie dort so oft sie der Stadt müde war, oder so oft sie mit neuem Glanz wieder erscheinen wollte. Auf dem Landsitz ihres Vaters, der stets mitreiste, wurde kein Besuch angenommen: denn Corilla wollte durchaus nicht, daß man sie wegen der geringsten Intrigue mit einigem Schein der Wahrheit in Verdacht haben sollte. Ihr Herz war ruhig, und so konnte der Aufenthalt auf dem Lande und der Genuß der schönsten Natur, welche das glückliche Sicilien schmückt, eine wahre Erholung für sie seyn.

Eines

Eines Abends ging ſie am Ufer des Meeres allein ſpatzieren: denn ihr Vater war dießmal nicht mitgekommen, und die alte Cecilia war unpaß. Der Abend war ungemein ſchön, und Corilla ſetzte ſich an einem Felſen nieder, um des ſchönen Anblicks des ſich ihr darſtellenden ſtillen Schauſpiels noch länger zu genießen. Sie ſaß noch nicht lange, als einige klagende Töne aus der nahen Grotte ihre Betrachtungen unterbrachen.

„Unglücklicher Vater! grauſame Stiefmutter!“ rief eine mit Seufzern unterbrochene Stimme wiederholt aus, und dieſe Worte drangen in Corilla's Herz. Zum erſten Mal in ihrem Leben fühlte ſie das Mitleid: denn bis jetzt hatte ſie keinen Unglücklichen gekannt, und keine andre Thränen geſehen, als die ihrer Anbeter, welche ſie verachtete.

Sie ward aufmerkſamer, und ſtatt wegzueilen, näherte ſie ſich der Grotte, aus welcher die Klagſtimme kam: „Theurer Schatten meines Vaters, fuhr die Stimme fort, ich werde Dir folgen: ich kann mein Unglück

nicht

nicht überleben, kann ferner nicht mehr Zeuge Deiner Entehrung seyn.“

Corilla näherte sich noch mehr; auf einmal sahe sie einen jungen Menschen aus der Grotte kommen, welcher rasend nach dem Gestade hinlief, um sich ins Meer zu stürzen. Sie hält ihn zurück: er wendet sich um, erkennt sie und betrachtet sie einige Augenblicke stillschweigend. Endlich fand er die Sprache wieder: „sind Sie es, schönste Corilla, welche einen Unglücklichen der Verzweiflung entreißt? Ach, wenn ich mir das Leben nicht raube, so wird mirs doch gewiß der Schmerz rauben. Aber ein einziger Blick von Ihnen hält meine entfliehende Seele noch auf!“ Als er dieß sagte, fiel er seiner Retterin zu Füßen. Er hieß Mandori, und war der Sohn eines der reichsten Kaufleute zu Palermo. Corilla hob ihn auf, bat ihn, sich neben sie zu setzen, und fragte ihn um die Ursache seiner Verzweiflung.

„Sehn Sie dort, schönste Corilla, jenes Tauwerk, jene Bretter, jene Ruder in

Trüm-

Trümmern auf den Wellen ſchwimmen! Dieſes ſind die Gegenſtände meiner Thränen: denn es ſind die Trümmer des Schiffs meines unglücklichen Vaters. Vor einem Jahre reiſte er nach Weſtindien, wohin ihn ſeine Geſchäfte riefen. Während ſeiner Abweſenheit errichtete ein Senator von Palermo einen genauen Umgang mit meiner Stiefmutter, welcher mein Vater alle Sorge für ſeine Geſchäfte überlaſſen hatte. Dieſer Umgang ward mir verdächtig, und ich fand bald, daß mein Verdacht ſehr gegründet war. Ich machte meiner Stiefmutter deßwegen Vorſtellungen, aber da ich hierbey nicht behutſam genug war, klagte mich die Boshafte bey der Obrigkeit an, und der Senator ihr Liebhaber brachte es dahin, daß ich wie ich ging und ſtand, aus dem Hauſe geworfen wurde. Ich ſuchte Hülfe bey einem Freunde meines Vaters. Dieſer Mann, ein Kaufmann wie mein Vater, gab mir einen anſtändigen Unterhalt, weil er glaubte, mein Vater würde ihm alles vergüten: denn ohne

eine

eine ſolche Hoffnung leiſtet eine Kaufmannsſeele keine Hülfe.“

„Mit der gröſsten Sehnſucht erwartete ich meinen Vater, und ging alle Tage auf dieſes Ufer, wo ich von dieſem Felſen auf die Schiffe lauerte, welche von Cadix aus in unſerm Hafen anlanden. Jedes Schiff, welches ich anſichtig ward, ſchien mir das meines Vaters zu ſeyn, aber bald verlor ſich meine Hoffnung durch die Ueberzeugung vom Gegentheil. Endlich erblickte ich geſtern Abend ein groſses Schiff, welches hieher ſeegelte: der Wind ward heftiger, und bald ſo brauſend, daſs das Schiff nach dieſem Felſen her verſchlagen wurde, und ſcheiterte. Das Geſchrey der Unglücklichen machte mein Mitleid rege, und entflammte meinen Muth. Ich ſtürzte mich in die Wellen, und reichte die Hand einem Unglücklichen, der noch oben ſchwamm, aber kaum mehr ein Zeichen des Lebens von ſich gab; ich nahm ihn in meine Arme, trug ihn unter dieſen Felſen, und nachdem ich ihn auf den Sand niedergelegt

hatte — ach — da erkannte ich meinen Vater! — Ich sahe meinen Vater mit dem Tode ringend zu meinen Füßen; ich stürzte mich auf ihn, und umfaßte ihn heftig. Er schien mir noch Leben zu haben, und öffnete endlich seine Augen... Bist Du's, mein Sohn, sagte er mit sterbender Stimme? Jetzt ist mir der Tod nicht mehr bitter, da Deine Hand meine Augen schließen wird. Ach könnte ich meine geliebte Gattin noch ein Mal sehen! Tröste Du sie, mein Sohn; sage ihr, mein letzter Seufzer sey voll Liebe für sie und voll Zärtlichkeit für Dich. Lebe wohl, mein Sohn...! Er starb in diesem Augenblick. — Jetzt urtheilen Sie, schöne Cortilla von meinem Schmerz bey diesem Schauspiel; meine Worte sind zu schwach, ihn zu schildern. Diese Nacht über habe ich mein Unglück in dieser Grotte beweint. Endlich entschloß ich mich, im Meer mein Unglück zu begraben; aber Sie haben mich an der Ausführung meines Vorsatzes verhindert; doch bleibt er immer derselbe. Ich

bitte

bitte Sie alſo, ſchönſte Corilla, verlaſſen Sie dieſen Ort, wenn Sie nicht Zuſchauerin meines Todes ſeyn wollen.“

Dritter Abſchnitt.

Corilla hatte mit innigſter Theilnahme Mandori's Erzählung angehört, und zitterte bey ſeiner Verſicherung, daß er ſich in die Fluthen ſtürzen wolle. Lange ſchwieg ſie ſtill: dann ergriff ſie die Hand des Unglücklichen, ſahe ihn mit Augen voll des zärtlichſten Mitleids an, und ſagte zu ihm mit einer Engelsſtimme:

„Warum wollen Sie verzweifeln, Carlo? Ihr Schmerz iſt zwar ſehr gerecht, aber ſoll er Ihnen das Leben rauben, ſoll er Ihnen die Hoffnung des Glückes rauben, welches noch auf Sie wartet?“ Ach erwiederte Mandori, welches Glück kann mir noch beſtimmt ſeyn? Ich bin ohne alles Vermö-

gen;

gen; die Freunde meines Vaters werden ihre Hand von mir abziehen, sobald sie meines Vaters Tod erfahren. Wo ich mich hinwende, ist Schande und Elend mein Theil, und daher sehe ich keine Zuflucht als zum Tode.

Sie könnten diese Zuflucht wohl noch selbst in Palermo finden, antwortete Corilla nach einigem Nachdenken: ich will mich nicht weiter erklären, aber ich befehle Ihnen, wenn ich etwas über Sie vermag, die Todesgedanken fahren zu lassen. Gehn Sie nach Palermo zurück: es ist ja nur eine Stunde dahin, und bald sollen Sie Nachricht von mir haben.

Corilla stand auf, und ging: Mandori folgte ihr bis an das Landhaus, versprach ihm nach Palermo zurück zu gehen, und für das Begräbniß seines Vaters, welcher noch immer in der Felsengrotte lag, zu sorgen, und verließ sie mit Empfindungen, die er sich nicht erklären konnte.

Corilla hatte den jungen Carlo Mandori hundert Mal in seinen bessern Umstän-

den

den gesehen: er hatte sich alle Mühe gegeben, das schöne Mädchen auf sich aufmerksam zu machen, aber stets vergebens. Kaum hatte ihn Corilla eines gleichgültigen Blickes gewürdigt. Aber der weinende, todtenblasse Carlo, ohne Schmuck und ohne Reichthum, rührte ihr Herz. Und dieß geht sehr natürlich zu: denn es giebt eine gewisse Verkettung der Empfindungen, welche sich in der Seele wechselsweise ablösen; von der Freundschaft zur Liebe ist der Weg kurz, und Mitleid wandelt sich sehr bald in Liebe um.

Die stolze, bisher unempfindliche Corilla bildete sich ein, das, was sie für Mandori fühlte, sey weiter nichts, als Mitleid. Mit einer nie empfundnen Wonne dachte sie an Mandori's ehemalige Bemühungen, ihr zu gefallen zurück, und zweifelte nicht im geringsten, daß er ihr noch ergeben sey. Nun wollte sie ihm Gutes thun, wollte sein Glück machen, aber — natürlich — bloß aus Mitleid. Daß sie selbst liebte, daran dachte sie nicht: wie hätte sie auch dieß nur

den-

denken ſollen? Sie wollte ja einmal nicht lieben.

Mandori erhielt Geld, und wußte nicht woher? Es hieß in den Billets, welche die Geſchenke begleiteten, ſie kämen von einem Freunde ſeines Vaters. Ein Zimmer wurde ihm möblirt, und der Hauſherr ſagte, ein Unbekannter habe den Befehl und das Geld dazu hergegeben. So blieb Mandori in beſtändiger Ungewißheit, und die Perſon, welcher Corilla die Beſorgung ihrer Wohlthaten anvertraut hatte, war zu verſchwiegen, als daß das Geringſte durch ſie hätte herauskommen ſollen. Bisweilen beſuchte Mandori das Haus des alten Livio Donatini; Corilla ſchien ihn kaum zu bemerken: ſie hoffte, er ſollte ſich, wie andre, zudrängen, und dann hatte ſie ihm einen guten Empfang zugedacht; aber Armuth macht edle Seelen beſcheiden, und ſo zog ſich denn der edle Mandori zurück, und kam nur äuſſerſt ſelten, ſo wehe es ihm auch that, nicht täglich einen Gegenſtand zu ſehen, den er anbetete.

Corilla

Corilla hatte gehofft, Mandori würde auf irgend eine Art entdecken, wem er seine Wohlthaten zu danken habe: aber da dieß nicht geschah, so trug sie der Person, welche um dieses Geheimniß wußte, selbst auf, sie als die Wohlthäterin zu nennen, doch auf eine solche Art, daß es schiene, Mandori habe der Vertrauten das Bekenntniß abgezwungen.

Kaum war Mandori von dem Namen seiner Freundin unterrichtet, so lief er zu ihr, warf sich ihr zu Füßen, und gestand ihr nun seine Liebe, welche er nicht mehr verbergen konnte, mit einem Feuer, das von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen den deutlichsten Beweis gab.

Anfänglich spielte Corilla die Sprödе, und sagte ihm gezwungen trocken, sie habe zwar keinen Dank, aber auch keine Beleidigung erwartet. Diese harte Antwort hätte sie sich sowohl, als dem armen Mandori gern erspart, aber sie war zu sehr Neuling, und überdieß begleitete sie ihre Worte mit

einem

einem Ton der Stimme und einem Blick, woraus Mandori leicht schließen konnte, es sey ihr nicht so ums Herz, wie sie redete. Er ließ sich daher nicht abschrecken, und ward nur noch zudringlicher, und nach einigen Tagen gestand Cecilia, Carlo sey der einzige Mann, mit welchem sie vereint zu leben wünschte.

Der alte Donatini merkte nicht das Geringste von der Neigung seiner Tochter: denn da sie die Mächtigen und Reichen Siciliens gleichgültig ansah, wie sollte es ihm einfallen, daß sie einen armen Kaufmannssohn lieben würde. Es fiel ihm daher nicht auf, daß Mandori seine Tochter öfters besuchte, und daß sie allemal froh und heiter ward, wenn er kam. Cecilia liebte den Gesang, und Mandori war ein Meister auf mehrern Instrumenten, vorzüglich auf der Guitarre, womit er ihre Nachtigallentöne begleitete. Da saßen denn die Liebenden in einsamen Lauben, sangen die zärtlichsten Sonnetten des Petrarca, und unterhielten sich von ihrer Liebe, doch

mehr

mehr durch Blicke und Seufzer als durch Worte: denn beyde fühlten jene Leidenschaft für einander, welche nur diejenigen fühlen können, welche Ehrfurcht gegen den geliebten Gegenstand haben: daher blieb auch jeder Ausdruck der Neigung bey unserm zärtlichen Pärchen innerhalb der Gränzen der allerstrengsten Tugend.

Vierter Abschnitt.

Eines Tages früh ließ der alte Donatini seine Tochter auf sein Zimmer rufen. Sie kam, und fragte, was ihr lieber Vater zu befehlen habe.

Nicht wahr, meine Corilla, sagte Donatini, Du liebst keinen von allen unsern jungen Herren? Magst keinen von allen zum Manne haben?

Corilla. Wie können Sie so fragen, mein Vater? Ich glaube, das Betragen,

welches ich bisher beobachtet habe, sollte Ihnen schon selbst antworten.

Donatini. Hast Recht, meine Tochter; ich hätte zwar gewünscht, Du wähltest Dir einen Gatten, bist schon hoch in den Jahren, die siebzehn sind vorbey, und Du weißt, mein Kind, nichts ist häßlicher, als eine alte Jungfer, besonders eine alte Sprode, die wegen ihres Stolzes und wegen ihrer Impertinenz Jungfer geblieben ist. Aber jetzt bin ich doch froh, daß Du völlig frey bist: denn ich habe was für Dich, mein liebes Töchterchen.

Corilla (neugierig). Und das wäre?

Donatini. Einen Mann, mein Kind! Du erschrickst — Je nun das beweist, daß Du noch von dergleichen Dingen keinen Begriff hast; aber das wird schon kommen.

Corilla. Ach, bester Vater, schonen Sie meiner. Meine zarte Jugend —

Donatini. Was, zarte Jugend! Bist siebzehn Jahre alt, und stellst Dich, wie ein Mäd-

Mädchen von sieben Jahren. Brauchst Dich vor Deinem Vater nicht zu schämen; ich weiß, wie's einem Mädchen von Deinen Jahren ums Herz seyn muß. Deine Mutter war funfzehn Jahre alt, als sie heirathete, und die hat nie gesagt, daß sie zu jung ins Ehebette gekommen sey. Also munter mein Töchterchen — lustig! Dein Bräutigam wird bald daseyn, und Dir seine Liebe erklären, wozu ich ihm die Erlaubniß gegeben habe.

Corilla seufzete: Donatini fuhr fort: wenn Du erst wissen wirst, Töchterchen, wen ich Dir zum Gemahl bestimme, dann werden die Seufzer wohl aufhören. Denn ich denke doch, ein Mädchen, welches eine Prinzessin werden soll, hat nicht Ursache, mißvergnügt zu seyn. Der Prinz von Pamfili verdient gewiß, daß ihn jedes Frauenzimmer begünstige: er ist aus einer der besten Familien in ganz Italien, ist unermeßlich reich —

Eben trat Prinz Pamfili ein, und so wurde der weitere Panegyricus unterbrochen.

Man ſtelle ſich einen Menſchen vor, von höchſtens drey und einen halben Fuß in der Länge, mit Beinen, welche einer Sichel gleichen, und mit Armen, welche beynahe die Erde berührten, wie die Arme eines Orang-Outang. Sein Kopf war dick, wie ein Scheffelmaß, und doch waren die Augen maulwurfsartig klein, und noch dazu durch die langen von der Stirn herabhangenden Haare völlig unſichtbar; ſeine Naſe ſah man gar nicht, wohl aber ſtatt derſelben zwey große Oeffnungen, welche mit abgebrochnen Schornſteinen füglich konnten verglichen werden. Das Maul diente zwey langen Ohren zur Communication, und ſein Bauch ſchien ſo weit hervorzuſtehen, um ſeinen Herrn anzumelden. So ſah der Herr Prinz von Pamfili aus, welchen der alte Donatini ſeiner ſchönen Tochter zum Gatten beſtimmte.

„Na, ſagte der Prinz, Alter, haben Sie 's Ihrer Tochter geſagt, daß ich ihr die Ehre anthue, und ſie heirathen will.“

Donatini. Eben wollte ich es thun: ganz iſt ſie noch nicht unterrichtet, doch habe ich ihr den Namen ihres zukünftigen Gemals ſchon geſagt.

Prinz. Und ſie kam vor Freuden auſſer ſich? Nicht wahr? Doch das verſteht ſich von ſelbſt.

Donatini. Das Mädchen iſt unerfahren, gnädiger Herr, und folglich ſchüchtern.

Prinz. Die Schüchternheit muß ſie ablegen. Wir Großen kennen nichts läppiſchers und abgeſchmackters, als Schüchternheit. (Zu Corilla) Bon jour, meine Traute! Ha, wie Sie zittern, und wie Ihnen das Zittern doch gut anſteht. Ha, ich muß Sie umarmen. (Greift ſie feſt an, Corilla ſinkt in Ohnmacht.)

Roſette, Corilla's Kammermädchen kam, und mit Mühe gelang es ihr, ihre Gebieterin weg und zu Bette zu bringen. Der Prinz, welcher im Geringſten nicht errieth, warum Corilla in Ohnmacht gefallen war, ſo leicht er es hätte errathen können,

wenn er nur von ſich ſelbſt einen richtigen Begriff gehabt hätte, ging im Zimmer herum, und trällerte ſich ein Liedchen, welches er von einer venetianiſchen Schauſpielerin gelernt hatte. Der alte Donatini ſchrieb den Zufall der Unerfahrenheit ſeiner Tochter zu, und hoffte, es würde ſchon noch gehen; deßwegen bat er den Prinzen, die Sache als eine Kleinigkeit anzuſehen, welche vorüberginge, und keine Folgen haben könnte: bloße Schamhaftigkeit habe ſeine Tochter um den Gebrauch ihrer Sinne gebracht.

„Aber Pardiöh, ſagte der Prinz, das begreife ich nicht: hab' doch ſchon manches Weib, und manches Mädchen gehabt, und keine iſt in Ohnmacht gefallen."

Donatini. Ganz recht, mein Prinz; aber jene Weiber und Mädchen waren nicht, wie meine Tochter.

Prinz. Ich verſtehe Sie nicht, Freund.

Donatini. Werde mich erklären. Ihre Weiber und Ihre Mädchen hatten ſchon vorher das verloren, was man weibliche Unſchuld

ſchuld nennt, und wenn das iſt, fällt auch kein Weib mehr in Ohnmacht, es ſey denn, daß es die Verſtellung erfordere.

Prinz. Was Herr, glauben Sie denn, daß alle die, welche mir ihre Reitze zum Genuß hingaben, ihre Unſchuld nicht mehr beſeſſen hätten?

Donatini. Ich finde keinen Grund, Ihre Frage zu verneinen.

Prinz. Herr, mehr als zwanzig, ah was ſage ich zwanzig, mehr als funfzig reine Jungfern ſind durch mich in die Myſterien der Liebe eingeweihet worden. Es war eine Zeit, da ich mir in den Kopf ſetzte, kein Frauenzimmer zu umarmen, das ſeine Gunſt ſchon an Andre verſchwendet hatte. Mein Kammerdiener, ein durchtriebner Burſche, mußte mir daher unſchuldige Mädchen ſuchen, und er war auch ſo geſchickt in dieſem Manövre, daß er mich ſo reichlich verſah, daß ich beynahe zum Skelet geworden wäre, hätte ich alle Jungfern bedienen wollen, die er mir zuführte.

Donatini. Haben Sie die Jungfern nicht belohnt, mein Prinz?

Prinz. Das verſteht ſich: reichlich hab' ich das.

Donatini. Dann habe ich nichts mehr zu ſagen. Ein Mädchen, welches ſeine Jungferſchaft verkauft, hat keine zu verkaufen. Ein Mädchen kann nach und nach verführt werden, und das Geld kann ein kräftiges Mittel bey der Verführung abgeben: aber für Geld, bloß für Geld, giebt kein Mädchen ſeine Unſchuld hin.

Der Prinz bemühete ſich, ſeinem künftigen Schwiegervater zu beweiſen, daß er wer weiß wie oft, über ganz reine Mädchen ſey Meiſter geworden, aber Donatini ſetzte ihm mächtige Argumente entgegen. Endlich ſchwieg der Prinz, und nachdem er verſprochen hatte, den andern Tag wieder zu kommen, ging er nach dem Theater.

Corilla war wieder zu ſich gekommen, fühlte ſich aber noch ſo ſchwach, daß ſie im Bette bleiben, und den Beyſtand eines Arz-

ies annehmen mußte. Der Prinz kam zwar den folgenden Tag wieder, weil aber Corilla noch krank war, entfernte er sich bald, und sagte, daß er nach Rom reisen würde, um das Leichenbegängniß des heiligen Vaters zu sehen: er würde gewiß in drey Wochen wieder da seyn, alsdann müsse aber auch seine Vermählung ohne Verzug vor sich gehen. Donatini versprach dieß unbedingt, und so schieden beyde in Frieden von einander.

Fünfter Abschnitt.

Corilla erhielt ihre Gesundheit wieder: ihr Vater, welcher aus der Erfahrung wußte, daß Frauenzimmer nicht von zerbrechlichem Bau sind, und wenigstens an keiner Ohnmacht zu sterben pflegen, erklärte ihr nun ganz trocken und bestimmt, daß der Prinz Pamfili ihr Gemal werden müsse, und dabey drohte er ihr mit seinem vollständigsten Zorn, wenn sie sich widersetzen würde.

Corilla

Corilla fiel ihrem Vater zu Füßen, und beſchwor ihn bey dem Schatten ihrer verſtorbenen Mutter und bey allen Heiligen, ſeinen Entſchluß zu ändern, und ſie nicht unglücklich zu machen. Aber der Alte war unerbittlich: er konnte nicht begreifen, wie ein Mädchen gegen einen Prinzen gleichgültig oder gar aufgebracht ſeyn konnte. Daher hielt er das Betragen ſeiner Tochter für Folgen von Eigenſinn, und beſtand um ſo mehr auf Gehorſam gegen ſeine Befehle. Corilla weinte verzweifelnd; der Vater tobte und fluchte, und verließ ſie endlich mit den Worten: kehre zur Vernunft zurück und füge Dich, oder ich ſchwöre Dirs bey der heiligen Jungfrau, Du ſollſt in dem entfernteſten Kloſter Deine eigenſinnige Thorheit beweinen.

Als Donatini weg war, ſetzte ſich Corilla hin, und ſchrieb an ihren Geliebten:

„Alles iſt für uns verloren, mein theureſter Carlo: mein grauſamer Vater überläßt mich einem Ungeheuer. Dir gehört mein Herz: aber welches Mittel können wir anwen-

wenden, um Dir den Beſiz deſſelben zu verſichern! Ich weiß keins — Aber ſterben werde ich eher, als nicht Dein zu ſeyn.“

Mandori las das Billet, und flog zu Corilla. Er fand ſie allein und in Thränen. Sie ſprach kein Wort, und ſchluchzte laut: auch Mandori konnte nicht ſprechen, ſeine Liebe, ſein Zorn, ſein Aerger hinderten ihn am Reden, aber weinen konnte er auch nicht: die Leidenſchaften beſtürmten ihn zu mächtig.

Endlich fanden beyde die Sprache wieder, und nun fingen Klagen und wechſelſeitige Verſicherungen ewiger Liebe an. Aber beyde ſahen doch ein, daß Klagen und zärtliche Verſicherungen den Sturm nicht abwenden würden, welcher ihnen drohte: ſie fingen alſo an, zu überlegen, wie ſie dem Ungewitter entgehen könnten.

Sie überlegten hin und her: manche Mittel zu ihrem Zweck ſtellten ſich dar, wurden aber bald wieder verworfen. Endlich blieb ihnen nichts übrig, als die Flucht, und zwar Corilla's Flucht: denn Mandori konn-

te bleiben, wo er wollte. Der alte Donatini war den ganzen Tag ausserhalb dem Hause, und so konnte Corilla sich leicht zur Flucht vorbereiten. Es ward ihr zwar sehr bang ums Herz, wenn sie recht überlegte, was es heiße, das väterliche Haus verlassen; aber die Drohungen ihres Vaters, und die Furcht, ihren Geliebten auf ewig zu verlieren, und einem Abscheulichen überliefert zu werden, bestimmten endlich das liebende Mädchen. Sie verließ die Wohnung ihres Vaters spät in der Nacht, und begab sich nach der Kirche der heiligen Clara, wo Mandori auf sie wartete. Dieser hatte ein kleines Logis in einer Vorstadt gemiethet, wohin er sein Mädchen brachte, und wo beyde hofften, unentdeckt zu bleiben.

Corilla hätte ihren Vater bestehlen, und ihm große Summen entwenden können: aber die Thörin hatte dazu zu viel Gewissen. Entfliehen konnte sie, und so dem Alten das größte Herzeleid zufügen: dazu war ihr Gewissen weit genug; aber ihm zur Flucht Geld mit-

mitnehmen, das gestattete das zarte Gewissen nicht. Mandori war arm, und konnte für den Unterhalt seiner Geliebten beynahe gar nichts thun: aber was kümmern sich Liebende um ihren Unterhalt? Ihre Liebe ist ihnen schon genug. So dachten, oder vielmehr so empfanden Mandori und Corilla, und schwammen in Seligkeit, sich nun so ganz leben zu können.

Wahre Liebe ist immer bescheiden, und ohne Prätension: aber dem geliebten Gegenstand gegenüber, entstehen Wünsche, welche auch die reinste Leidenschaft nicht zu entfernen vermag, und aus den Wünschen kommen endlich Begierden, welche Genugthuung verlangen. Corilla und Mandori sagten sich des Tags tausendmal, daß sie sich liebten: sie umarmten und herzten sich ohne Aufhören: sonst war ihnen dieses Umarmen und Herzen genug; jetzt fühlten sie selbst, daß noch etwas zu ihrer vollen Zufriedenstellung fehlte; sie errieten beyde, was dieß seyn möchte, aber weder der eine noch die andere hatte das Herz, sich die aufwallende Sinnlichkeit zu gestehen.

Sie

Sie hatten etwan vierzehn Tage zusammen gewohnt, als Mandori eines Abends einige Flaschen Lagrime di Cristo *), welche ihm ein Freund geschenkt hatte, mit nach Haus brachte. Corilla hatte nie Wein getrunken: denn in Sicilien trinkt ein Mädchen nie Wein, wohl aber verheirathete Damen, welche oft große Meisterinnen im Trinken sind **). Sie war also kaum zu bewegen, ein Gläschen von dem köstlichen Saft zu sich zu nehmen, aber bey dem zweyten Gläschen empfand sie schon die Wirkungen des Weingeistes im Kopfe, und trank willig das dritte und das vierte. Auch Mandori wurde durch den Wein erhitzt: beyde umarmten sich heftiger. Mandori's Hände, welche bisher höchstens die Hülle des schönen wallenden Busens berührt hatten, verirr-

*) Ein köstlicher Wein, welcher am Fuß des Vesuvs wächst.

**) S. Lettres de Mylord Baltimore, ich weiß aber nicht auf welcher Seite: denn ich habe das Buch nicht bey der Hand.

ſtrten ſich weiter, und beyde ſanken aufs Bette —

Corilla verbarg ihr Geſicht an dem Buſen ihres Geliebten, und ſchluchzte: dieſer tröſtete ſein Mädchen, die Heiterkeit kam wieder in ihre Seelen, und das Quodram wurde mehrmals niederholt.

Von dieſem Augenblick an genoſſen die Liebenden alle Wonne, welche eine heftige Leidenſchaft in der Befriedigung gewähren kann, und dieſe Wonne würde noch ſehr lange gewähret haben, wenn ſich nicht der bittere Mangel bey ihnen eingeſtellt hätte. Denn

Man mag auch immer ſagen,
Wer liebt, ſey lauter Herz: man hat
auch einen Magen.

Corilla war im Ueberfluß auferzogen, und bemerkte bald den Unterſchied zwiſchen der Tafel ihres Vaters, und der ihrigen. Das Wenige, was ſie hatte an Koſtbarkeiten, wurde verkauft; und nachdem der Ertrag deſſelben verzehrt war, gings ſogar über ihre Kleider. Nun fing Corilla im Ernſt an,

nach-

nachzudenken, und wenn man erſt anfängt, nachzudenken, dann — gute Nacht Liebe! Corilla ward täglich kälter, und Mandori ſelbſt empfand das Unbequeme ſeiner Lage nur zu gut, als daß er nicht auch hätte verſchloßner werden ſollen.

Jetzt kam Schlag auf Schlag. Mandori, welcher täglich ausging, um etwas für den Tiſch anzuſchaffen, erfuhr, daß der alte Donatini aus Aerger über die Flucht ſeiner Tochter in eine heftige Krankheit verfallen, und geſtorben ſey, nachdem er die Ungerathene enterbt, und alle ſein Gut einem Kloſter vermacht hatte. Er war unbedachtſam genug, ſeiner Geliebten dieſe traurige Nachricht zu hinterbringen, und nun ſahe Corilla in Mandori nicht mehr den Geliebten, ſondern den Urheber ihres Unglücks, und verwünſchte die Stunde, da ſie ihn geſehen hatte. Flatterhaftigkeit und falſches Urtheil iſt ein weſentliches Stück des weiblichen Charakters. Mandori bemerkte die Kälte ſeines Mädchens, und verdoppelte ſeinen Eifer,

ihr

für eine bequemere Lage zu verſchaffen, weil er ihren Mißmuth bloß dem Gefühl des Mangels zuſchrieb, worin ſie ſich befanden.

Sechster Abſchnitt.

Corille hatte eine Geſpielin in ihrer Jugend gehabt, welche ſich aber längſt von ihr entfernen mußte, weil ſie eine übelberüchtigte Lebensart führte. Das Mädchen hieß Lucinde *), war aus einer ſehr vornehmen aber armen Familie, hatte eine herrliche Erziehung gehabt, und war eine der erſten Schönheiten von Palermo. Die jungen Fäntchen ſchwärmten, eben ſo wie um Corilla, auch um ſie herum, aber keiner bemühete

*) Ihre Lebensgeſchichte hat Herr Friedrich Schlegel beſchrieben, in ſeinem unſterblichen Werk, Lucinde betitelt. Schade, daß die Fortſetzung dieſes Meiſterſtücks noch nicht erſchienen iſt.

bete ſich um ihre Hand, weil es bekannt war, daß ihr Liebhaber nur eine leere Hand erhalten würde. Lucinde hatte warmes Blut, aber auch Verſtand genug, um einzuſehen, daß ein Frauenzimmer ſich und ihre Reitze wohl verkaufen, aber nicht verſchenken dürfe, ſobald ſie befürchten muß, daß ihr guter Name zu Grund gehen müſſe.

Dieſe Lucinde hatte endlich den Ort entdeckt, wo Corilla, ihre ehemalige Freundin wohnte. Sie lief hin, und fand dieſe in Thränen. Mandori war ausgegangen, Brodt zu ſuchen, und Corilla beweinte einſam ihre Thorheit.

Mein Gott, liebe Corilla, Herzensmädchen, wie ſiehſt Du aus? Ich kenne Dich ja kaum, ſo elend biſt Du gekleidet.

Corilla erzählte unter tauſend Thränen und Seufzern ihre traurige Geſchichte, mahlte ihr die Liebe zu ihrem Carlo mit den lebhafteſten Farben, aber ſie miſchte auch viele Klagen über die dürftige Lage ein, worin ſie ſich befand, und bat endlich um den guten Rath ihrer Freundin. Du

Du bist zu bedauern, meine Liebe, erwiederte Lucinde: Dein Schicksal ist hart.

Corilla. Ja wohl, meine Gute: un nur die Liebe zu meinem Carlo giebt m Muth, mich gegen die Härte de flemmen.

Lucinde. Betrüge Dich nicht, Kind: man hat wohl eher gesehen, daß Liebe das Leben raubte, aber sie kann es nicht erhalten, wenn alles Andre fehlt.

Corilla. Ach ich fühle nur zu gut, daß Du Recht hast. Rathe mir, meine Lucinde.

Lucinde. Ich will es thun, und nur olchen Rath wirst Du von mir hören, wie ch selbst befolgen würde, wenn ich in Deiner Lage wäre. Höre mich aufmerksam an, nd unterbrich mich nicht.

Corilla. Sey versichert, daß keins Deiner Worte auf die Erde fallen soll.

Lucinde. Nun, so höre. „Du fühlst och die Entzückungen einer neuen Liebe, und war der ersten Liebe. Diese schildert den ge-

liebten Gegenstand mit den gefälligsten Farben, mit Farben, welche dem Schein nach, unauslöschlich sind: sie ersetzt uns Alles, in ihr finden wir die ganze Welt, wir würden uns selbst in ihr wieder finden, wenn wir ihr unser Daseyn aufopfern sollten. Der Gegenstand, den wir anbeten, ist das Einzige, was wir in der Natur sehen; kaum wissen wir, daß ausser ihm noch sonst Etwas wirklich ist: er allein fixirt unsre Blicke, und unser Verlangen. So, meine Liebe, ist Dein gegenwärtiger Zustand; so war der meinige ehemals."

Corilla seufzete tief, und ihre Wangen glühten, wie Feuer.

„Aber, fuhr Lucinde fort, denkst denn Du, mein gutes Corillchen, daß Dein Geliebter in Deinen Augen seine Reitze stets erhalten werde? Betrüge Dich nicht, liebes Kind! Jezt schwörst Du Deinem Carlo ewige Liebe, eine Liebe, welche sich, wenn's möglich wäre, bloß durch Zunahme verändern könne; und Du schwörst mit aller herzlichen

lichen Aufrichtigkeit. Aber traue Dir selbst nicht zu viel, und merke auf das, was ich Dir wahrsagen will. Deine Liebe ist schon auf ihre letzte Periode gekommen, eben deswegen, weil sie so heftig ist. Von nun an wirst Du fühlen, wie sie von Tag zu Tage abnimmt, und bald werden kaum noch einige geringe Funken davon übrig seyn, und diese können bloß durch einen andern Gegenstand wieder auflodern. Bald wirst Du in Deinem Geliebten Vollkommenheiten suchen, die er nicht hat; Du wirst Fehler an ihm bemerken, die Du noch nicht bemerkt hast. Die Gewohnheit, glücklich zu seyn, wird sich in Gleichgültigkeit, Kälte, und endlich gar in Widerwillen verwandeln. Glaube mir, meine Corilla, eine ewige Liebe ist ein Hirngespinst."

Corilla seufzete tiefer, und ihre Wangen wurden blaß. Lucinde fuhr fort:

„Du wirst bald unempfindlich gegen die Liebe seyn; aber nicht gegen Mangel und Elend. Selbst die Wollüste, welche die

Liebe

Liebe geben kann, und die Du wirklich schmeckst, werden sich in Bitterkeit verwandeln, welche Armuth und Langeweile in Dein Herz gießen werden. Aber wer unter Armuth schmachtet, und Langeweile hat, ist meistens an seinem eignen Uebel Schuld. Du kannst, wenn Du willst, beyden Uebeln entgehen. Die Natur hat Dir Kräfte, sie hat Dir Reize verliehen, welche Dich auf den höchsten Gipfel aller Glückseligkeit setzen können, wenn Du nur willst."

„Und was soll ich denn thun, fragte Corilla hastig?"

„Ich will Dir, erwiederte Lucinde, eine Moral vortragen, welche Dich freylich aufbringen wird. Du wirst über meine Vorschläge erröthen, Dein Gewissen wird sich sogar widersetzen: aber mein liebes Kind, mein Rath ist der Rath der Armuth und der Nothwendigkeit. Das Schicksal gab Dir Reichthum und Reize: Deine thörichte Leidenschaft entriß Dir Dein Vermögen. Du hast nichts mehr, als Deine Schönheit —

Ver-

Verſtehſt Du mich, meine Liebe? — Ich ſehe, Du zitterſt. Aber es iſt nicht anders, Du mußt mit Deinen Reizen wuchern. Ich ſchämte mich ſelbſt auch, ehe ich anfing die meinigen gegen Belohnung an Andre zu überlaſſen. Das iſt auch gar nichts Böſes. Der erſte Schritt kommt einen ſauer an; aber iſt dieſer gethan, ſo ſind alle innere Vorwürfe dahin, und wir befinden uns mitten unter Vergnügungen, welche ſich ins Unendliche vervielfältigen, welche die Seele kitzeln, ohne ſie zu beſchäftigen, und die blos unſer Herz auf einen Augenblick einnehmen, um es ſofort neuer Wolluſt zu überlaſſen. Die Liebe bey vernünftigen Frauenzimmern iſt eine Caprice, und keine Leidenſchaft; ſie verändert ihren Gegenſtand alle Augenblicke, und hat deren oft mehrere zugleich. Der Zauber des Verbotes und des Geheimniſſes würzet nur unſer Vergnügen: denn täglich empfinden wir die pikante Wolluſt, eine Untreue zu begehen. Es iſt wahr, wir bedienen uns nur des Vergeltungsrechts gegen unſre Liebhaber: aber

aber was liegt daran? Die Galle der Eifersucht kommt nicht in unser Herz, und wir würden, statt unsre Liebhaber aus den Armen einer Nebenbuhlerin zu reissen, sie mit Gleichgültigkeit in dieselben werfen. Wir — ich rede von klugen Weibern, zu welchen ich mir schmeichle zu gehören — wir, sage ich, können unsrer Neigung folgen, ohne Sclavinnen derselben zu werden. Wir neigen uns bald zu diesem, bald zu jenem Gegenstand, und genießen dennoch jeden Reitz jedes Gegenstandes. Endlich — "

„Endlich, unterbrach Corilla ihre Freundin mit Aerger, brich eine Rede ab, die mich beleidigt. Dieses ist also der einzige Rath, den Du mir geben konntest? Grausame Freundin, indem mein Herz von bitterem Leid zerrissen ist, willst Du es noch durch die betrügerischen Reitze des Lasters vergiften! Verlaß mich auf immer, wenn Du mir auf keine andre Art helfen kannst."

„Ja, ja, erwiederte Lucinde, an diesen Reden erkenne ich mehr Deine Liebe für

Carlo,

Carlo, als Deine Tugend. Aber glaubst Du denn, meine liebe Corilla, wenn ich Dein Elend mildern, und Dir die Scham, welche eine weniger regelmäßige Lebensart nach dem Vorurtheil der sogenannten Tugendhaften immer bey sich hat, ersparen könnte, daß ich alsdann Deinen Wünschen nicht zuvorkommen würde? Ach! meine enorme Verschwendungen setzen mich ausser Stand, Dir so recht thätig beyzustehen. Aber um Dir zu zeigen, wie ich bin, will ich mich selbst aller Dinge berauben, und will das Wenige mit Dir theilen, das ich noch habe."

„Ach, antwortete Corilla, ich weiß ohnedies schon nur zu gut, wer Du bist. Das einzige, warum ich Dich bitte, ist, daß Du nicht mehr mit mir sprichst, und mich mit Deinem abscheulichen Rath verschonst."

„Ich vergebe Dir diese Vorwürfe, erwiederte Lucinde gleichgültig; sie sind die Wirkung einer Mischung von Tugend und von Liebe, welche noch in Deinem Herzen die Oberhand haben: aber bald wird ihre Stim-

me

me durch das Elend verstummt seyn, und dann wird meine Stimme gehört werden."

Lucinde ging.

Siebenter Abschnitt.

Ueber den, wie sie dachte, frechen und unverschämten Rath ihrer Freundin äusserst aufgebracht, saß Cornilla da, und wartete auf die Zurückkunft ihres Geliebten. Schon empfand sie starke Eßlust, welche nahe a Hunger gränzte: von ungefähr warf sie ihre Blicke in dem leeren Zimmer herum, und bemerkte einige Silbermünzen auf der Erde. Sie fuhr schnell auf, um sich ihrer zu bemächtigen: hob sie auf und steckte sie freudig ein. Aber gleich besann sie sich daß Lucinde diese Silbermünzen müsse da gelassen haben; voll Verachtung zog sie selbige wieder aus der Tasche, und warf sie — nicht zum Fenster hinaus, das wäre ja dumm

dannn gewesen — sondern auf die Erde, wo sie gelegen hatten.

Corilla setzte sich wieder auf ihren Stuhl, und die Eßlust mehrte sich in ihrem Magen. Nicht lange hatte sie gesessen, als ein Junge vorbey ging, und Pastetchen, frische Pastetchen ausrief. Unwillkürlich sprang Corilla auf, lief ans Fenster, und befahl dem Jungen, herauf zu kommen. Der Junge kam: Corilla nahm einige Pastetchen; aber womit bezahlen? — Natürlich mußte sie das Geld aufnehmen, welches Lucinde hatte fallen lassen: sie nahm es auf, bezahlte den Jungen, und steckte das Uebrige zu sich.

Erst gegen Abend kam Mandori wieder, aber nichts brachte er mit, als seine Armuth und seine Verzweiflung. Das Geld der Lucinde diente zu dem Unterhalt der Verliebten, aber leider nur auf einige Tage, welche sie mit Klagen über ihr trauriges Schicksal, und nicht mit verliebten Gesprächen, mit Schwüren von Beständigkeit und Treue,

und andern Schwärmereyen hinbrachten, wie sie sonst thaten.

Lucindens Prophezeihung fing indessen an, sich zu bestätigen, und Cecilia erstaunte selbst über das Mißbehagen, welches ihre heiße Liebe in Lauheit verwandelte. Nun erfuhr sie selbst, daß die Liebe nicht stets dieselbe bleiben kann, daß sie entweder neue Nahrung haben oder abnehmen müsse, und daß sie, wenn sie ausgebrennt hat, nichts als die todtenähnliche Leere der Gleichgültigkeit und des Mißmuths in der Seele zurücklasse. Nun horchte Cecilia an Lucindens Rathschläge: freylich empörte sie der erste Gedanke an dieses Laster, aber nach und nach gewöhnte sie sich an denselben, und überlegte gar die Sache selbst, und wäre sie erfahrner gewesen, so hätte sie einsehen müssen, daß sie diese Anschläge bald genug befolgen würde: denn das Laster reißt jedes Mädchen hin, sobald das Mädchen das Laster mit der Tugend auf die Wage legt. Dieß ist bey den Männern aber auch der Fall.

Lucin-

Lucinde kam einige Tage hernach wieder zu ihrer Freundin. Corilla nahm sie mit mehr Freundschaft auf, als sie dieselbe das erste Mal entlassen hatte. Lucinde sprach gut, und gewann das ganze Vertrauen der armen Corilla, welche den ganzen Zustand ihres Herzens aufrichtig entdeckte. Nun wendete die verschmitzte Buhlerin alle ihre Geschicklichkeit an, um ihrer Freundin alle Annehmlichkeiten ihres Standes fühlbar zu machen: sie sprach mit einem Feuer und mit einer Lebhaftigkeit, daß Corilla nicht Zeit hatte, über sich selbst nachzudenken: sie wurde überredet.

„Nun denn, rief sie aus, liebe Lucinde, vergieb mir, wenn ich zittre vor Deinen Augen, Dir ähnlich zu werden. Deine Reden haben mich überwunden — Ich will einen reichen Liebhaber aufnehmen, der mich aus dieser schrecklichen Lage ziehen soll: aber meine Tugend soll nicht leiden. Mag ich immer für ein feiles Mädchen gehalten werden: ich werde doch nie die Sklavin einer

Buhle-

Buhlerin annehmen. Ich will meine Liebhaber sehen, will mit ihnen reden, will ihre Geschenke annehmen, aber weitere Gunst werde ich ihnen nie, nie gestatten."

Lucinde lächelte bey diesen Aeusserungen ihrer Freundin, und dachte bey sich selbst, daß sich alles das schon noch geben würde.

Mandori war zurückgekommen, und als er jemand mit Cecilia reden hörte, lauschte er an der Thüre. Man stelle sich den Zustand vor, worin ihn die Aeusserungen seines Mädchens versetzten! Er riß die Thüre auf, und trat mit einem schrecklichen Blick in das Zimmer.

„Treulose, rief er aus, hast Du solche Freundinnen! Du kannst, ohne zu zittern, solche Rathschläge anhören! Deine Tugend oder vielmehr Deine Heucheley band mich an Dich, und ich überließ mein Herz einer Undankbaren, welche das ihrige jedermann überlassen will. Geh' denn, suche Dir einen Haufen Liebhaber. Ich werde das

Glück

Glück dieser Leute nicht beneiden. Ich rathe Dir nur, meine Gegenwart so sehr zu meiden, als ich die Deinige fliehen werde. Als er dieß gesagt hatte, entfernte er sich, und Corilla sah ihn nicht wieder.

Mandori's Vorwürfe machten eben keinen großen Eindruck auf Corilla's Herz. Sie ärgerte sich nicht darüber, und empfand keinen Schmerz; vielmehr vollendete Mandori's Verachtung das Werk der Lucinde. Sie entschloß sich nun aufrichtig, sich von ihrer Freundin leiten zu lassen, und diese wendete alle ihre Redekünste an, um dem betrogenen Mädchen zu beweisen, daß nichts angenehmer und wünschenswürdiger sey, als der Stand eines Mädchens, welches ohne je eine Bitterkeit zu fühlen, womit die Liebe verbunden zu seyn pflegt, doch alle ihre Wonne im vollsten Maße schmeckt.

Achter Abschnitt.

Lucinde nahm ihre Freundin bey der Hand und führte sie aus der elenden Wohnung, wo sie ganzer vier Monate in den Armen der Liebe geschmachtet hatte. Sie brachte sie auf einen öffentlichen Spatziergang. Es war Abend, und doch versicherte Lucinde, daß noch heute sich etwas zeigen würde. Mit bebendem Schritt schwankte Corilla ins Getümmel, die stolze Corilla, welche sonst ihre Anbeter mit Verachtung ansah, kam nun zu Fuße, in schlechten Kleidern, und mittelmäßige aber prächtig geputzte Schönen triumphirten über die erste Schönheit von Palermo! Corilla schämte sich ihrer Lage, und Thränen der Wuth stürzten aus ihren Augen. Länger konnte sie sich den neugierigen Augen der Zuschauer nicht mehr aussetzen, und sahe sich nach Lucinden um; diese war verschwunden. Wohin sollte sie sich nun wenden? Sie war unbekannt an dem Orte, doch

sahe

ſahe ſie in der Ferne eine dunkle Grotte, wohin ſie ſich ſchnell begab, um die Nacht abzuwarten, und dann nach ihrer traurigen Wohnung zurück zu kehren. Kaum war ſie in der Grotte, ſo trat ein wohlgekleideter Menſch auch hinein.

„Ah, ſagte dieſer zu ihr, ſind Sie es, ſchönſte Corilla? Schenkt Sie der Himmel unſrer Stadt wieder? Ach ſeitdem Sie verſchwunden ſind, waren wir alle in der größten Troſtloſigkeit, indeß unſre Damen triumphirten! Wie glücklich ſind wir, daß Sie wieder bey uns ſind!“

So ſagte der Petitmâtre, und begaffte Corilla von Kopf bis zu Fuß mit neugierigem Blick. Corilla erröthete, aber der zierliche Herr fuhr fort:

„In welchem Aufzug erblicke ich Sie, göttliche Corilla! Gerade Corilla mußten Sie ſeyn, um in dieſen elenden Kleidern erkannt zu werden. Wie ſehr ſticht Ihr Anzug gegen den Glanz ab, welcher von Ihrer Perſon unzertrennlich zu ſeyn ſchien! Jetzt ha-

ben Sie keinen andern Schmuck, als Ihre Reitze. Freylich übertrifft dieſe Zierde jede andre — aber Ihre Lage ſcheint Ihrer unwürdig zu ſeyn. Vergeben Sie mir, wenn ich ſage, daß Sie mir ſcheinen Mangel zu leiden."

Corilla warf ſich mit einem Strom von Thränen auf ein Kanape. Der Petitmätre fuhr fort:

„Hören Sie mich an, herrliches Mädchen: Ihre Lage kann leicht verbeſſert werden. Es würden ſich Prinzen glücklich ſchätzen, wenn Sie Geſchenke von ihnen annehmen wollten. Ich rede, wie Sie ſehen, nicht in meinem Namen, ein Glück dieſer Art iſt nicht für mich. Aber glücklich werde ich mich ſchätzen, wenn ich der Canal ſeyn kann, wodurch Ihnen die Glücksgöttin ihre Gunſt zufließen laſſen will. Nur ſetzen Sie, ſchönſte Corilla, kein närriſches Vorurtheil den Bemühungen entgegen, die ich Ihretwegen übernehme."

Corill

Corilla hatte nur einen dunkeln Begriff von dem Stand desjenigen, der mit ihr ſprach: aber meine hoffentlich erfahrne Leſer und Leſerinnen werden ſchon merken, daß Signor Cleveſalo weiter nichts war, als ein Gelegenheitsmacher und Kuppler für große Herren. Cleveſalo erklärte ſich nun deutlicher, und Corilla fing nach und nach an, in demſelben Ton zu antworten, und überließ ſich der Leitung ihres Protectors, welcher einen Wagen holen ließ, und ſeine Schützlingin nach einem Hotel brachte, worin er ihr ein prächtiges Zimmer zur Wohnung anwies, und ihr verſprach, den folgenden Tag einen Catalog von vornehmen Herren zu bringen, unter welchen ſie die Wahl haben ſollte.

Corilla brachte die Nacht ſehr angenehm hin: ſie beſaß ſchon im Geiſte das höchſte Glück, und träumte von nichts, als von Gold und von Diamanten. Da vergaß ſie dann vollends den armen Mandori mit ſeinem Elend: kein Gewiſſensbiß regte ſich in ihrer Seele: denn ſie hatte einſehen ler-

nen, daß Reinheit des Herzens mit Kummer und Noth verbunden, kein Glück gewähren kann.

Neunter Abschnitt.

Früh wurde Corilla von Clevesalo aus dem Schlaf geweckt. Er trat ein, ohne sich anmelden zu lassen, setzte sich an ihr Bette, und zog sofort ein großes Papier aus der Tasche.

„Sehn Sie, sagte er, hier ist der Catalog, den ich gestern Abend versprach. Wenn ich alle hätte aufschreiben wollen, welche für Sie gern darauf stünden, hätte ich alle Herren aus ganz Palermo, was sage ich aus ganz Palermo — alle Herren aus Sicilien hätte ich aufschreiben müssen. Hier stehn bloß die, welche Ihre Aufmerksamkeit verdienen. Hören Sie, ich werde lesen.

Corilla wollte aufstehen, und bat den Herrn Clevesalo, sich zu entfernen, bis sie würde

würde angekleidet seyn: Herr Cleveſalo aber verſicherte, daß ſich das, was er vorleſen würde, ſehr gut im Bett von einem Frauenzimmer anhören laſſe, und begann ſeine Lection wie folgt:

Nummer Eins. Der General Calmari. Dieſer Herr widmet dem Vergnügen jeden Augenblick, den ihm ſein Dienſt frey läßt. Er hat ſich durch Erpreſſungen, Schurkereyen und begangnen Hochverrath an ſeinem ehemaligen Fürſten unendlich bereichert. Er iſt überaus geitzig, nur gegen ſeine Mätreſſen nicht; gegen dieſe iſt er freygebig bis zur Verſchwendung. Aber er iſt brutal und hitzig. Die Eiferſucht macht ihn fürchterlich mißtrauiſch, und wehe dem, der ihm auf ſeinen verliebten Schleichwegen in die Quere kommt.

„So einen Liebhaber mag ich nicht, ſchrie Corilla.“ Gut, gut, erwiederte Cleveſalo, ich hab' andre, alſo

Nummer Zwey. Livio Fondrati iſt ein junger Herr, welcher vor Kurzem

Sol-

Soldat geworden ist. Er ist wohlgewachsen, närrisch, ausgelassen und lustig; kurz, er ist ein vollkommener Cavalier. Er ist erst zwanzig Jahre alt, und hat kürzlich ein unermeßliches Vermögen geerbt, aber schon ärgert er sich, daß er noch nicht alles ausgeprasst hat. Er möchte für sein Leben gerne in Schulden bis über die Ohren stecken, um den großen Herren gleich zu werden: denn Schulden sind ein Hauptkennzeichen eines großen Herrn. Ich rathe Ihnen, schöne Corilla, fügte Cleveſalo zu ſeinem Signalement, ſich an dieſen Lioio Fondrati zu machen: denn Sie werden ihn gewiß bald genug ruiniren, und er wird nichts dagegen haben, wenn Sie ſich nur nicht ſchämen, öffentlich zu geſtehen, daß Sie Ihren Reichthum von ihm erhalten haben. Sollte Ihnen aber dieſer junge Herr nicht gefallen, ſo hören Sie weiter:

Nummer Drey. Alonzo Mundella iſt einer unſrer erſten Senatoren. Er iſt nur von geringem Adel, und da er kein

Ver-

Vermögen hatte, um mit einigem Glanz davon zu leben, ſtudirte er die Rechte, und advocirte einige Zeit. Bey dem Advokaten-Handwerk lernte er alle Kniffe der Rabuliſterey, und übte dieſelben zum Beſten des Herzogs von Medina Sidonia gegen den König ſelbſt aus. Der Herzog empfahl ihn dem Könige, der König, ob er gleich durch Herrn Alonzo Mundella war ſchrecklich beeinträchtigt worden, machte ihn doch zum Senator. Das geringe Vermögen, welches der neue Senator beſaß, war bey weitem nicht hinreichend, ſeine Bedürfniſſe zu beſtreiten, aber einige Dutzend Proceſſe, welche er als kluger Mann aburtheilte, haben ihn zum reichſten Senator von ganz Palermo gemacht. Er iſt zwar ſehr freygebig gegen Frauenzimmer, welche er liebt, aber er plagt ſeine Geliebte auch wieder genug durch ſeine Zudringlichkeit. Immer ſchließt er ſich mit der Geliebten ein: denn er getrauet ſich nicht öffentlich zu erſcheinen, weil er die Vorwürfe fürchtet, welche ihm das Publikum wegen

seiner begangenen Schurkereyen machen möchte. Zu diesem Manne will ich Ihnen alsdann erst rathen, wenn auch Sie Ursache haben sollten, sich den Augen der Welt zu entziehen.

Nummer Vier. Fonte Bastinero. Das ist so ein Mann für ein junges Frauenzimmer, welches Geld braucht. Herr Bastinero ist Obereinnehmer *), und nun können Sie denken, daß er reich ist, aber es würde sehr schwer seyn, seinen Reichthum genau zu bestimmen. Er affectirt noch im sechzigsten Jahr ein jugendliches Air, und denkt, alle Weiber die ihn sehen, seyen auch in ihn verliebt. Stolz und Dummheit machen seinen Charakter, und doch will er ein Schöngeist seyn und macht sogar Verse. Sonst hatte er immer hungrige Poeten an seinem Tisch, aber seitdem er merkte, daß man ihnen seine Werke zuschrieb, hat er sie weggejagt. Seine Verse machen der Stadt viel

*) Man denke sich aber keinen Obereinnehmer, wie z. B. cy-devant Rosenfeld, und dergleichen.

viel Vergnügen: denn man kann sie nicht lesen, ohne sie laut zu belachen; und der Dummkopf nimmt dieses Auslachen und Auszischen für Beyfall. Ich versichre Ihnen, schönste Corilla, diese Personnage wird Sie vergnügen. Hören Sie, ich muß Ihnen noch etwas von ihm erzählen.

Ungefähr vor einem Monat bemerkte er doch, so dumm er sonst auch ist, daß ihm seine Geliebte Hörner aufsetzte; in dieser Noth wendete er sich an mich, und bat mich, ihm einen andern Gegenstand zu procuriren. Emilie — Sie werden sie vielleicht par renommée kennen; wenigstens kennt man sie hier allgemein, und sie verdient es auch: denn ich muß gestehen, daß sie nach Ihnen die erste Schönheit von Palermo ist — also Emilie war grade ohne Liebhaber. Schon längst hätte sie die Eroberung des reichen Finanzmannes gerne gemacht, sie war also sehr froh, als ich ihn vorschlug. Sie beschwor mich, die Sache möglichst bald aufs Reine zu bringen, und ob ich gleich Emiliens Herz kann-

kannte, und daher voraus ſehen konnte, daß ich von ihr wenig ziehen würde, ſo gab ich doch beyden Amanten in meinem eignen Hauſe ein Stelldichein *). Emilie kam zuerſt, um den Heißhunger ihrer Liebe dem neuen Begünſtigten zu beweiſen. Herr Baſtiners ließ ſich erſt durch einen Laufer anmelden, und dann kam er ſelbſt. Er trat mit einer Siegermiene ein, und machte Emilien ein Compliment in Hexametern, worüber ich beynahe vor Lachen zerborſten wäre. Emilie ſah ihn mit neugierigen und boshaften Blicken an: dann unterbrach ſie ihn — „Mein Gott, ſagte ſie, ich glaube gar, das iſt Anſelmo!“ Nun hätten Sie ſehen ſollen, wie der Finanzmann bey dieſem Namen Anſelmo daſtand. Gerade wars, als wenn ihn der Blitz gerührt hätte. Endlich kam er wieder zu ſich, aber nun ging er in Raſerey über. Er lief einige Mal mit fürchterlichen Geberden im Zimmer herum, murmelte einige unver-

*) Iſt ein Campiſches Wort, und bedeutet Rendezvous.

verſtändliche Worte, warf einen ſchrecklichen Blick auf Emilien, ſtampfte mit ſeinem Rohr auf den Boden, daß das Haus zitterte, und lief fort. Sobald er weg war, fragte ich Emilien, was doch der Name Anſelmo Schreckliches für den Finanzmann haben möchte? Sie ſehen, ſagte Emilie, wie dieſer Herr Baſtinero ganz Palermo in Erſtaunen ſetzt durch ſeinen Staat, und durch ſeinen Reichthum. Aber wer iſt er denn? Ein Bedienter, der in einen Mann von Stande metamorphoſirt iſt. Ehedem war er Kammerdiener bey einem Prinzen, der mich anbetete, und den ich auch ein wenig liebte. Durch meine Vorſprache verſchaffte ihm der Prinz einen kleinen Poſten bey der Finanzanſtalt: denn ich war dem Burſchen einigen Dank ſchuldig; weil er mir ſeinen Herrn betrügen half. Nachher habe ich weiter nichts von ihm gehört: das Glück muß ihm ſehr gut gewollt haben. So ſagte Emilie, und verließ mein Haus, um ſich einem Geiſtlichen in die Arme zu werfen, den ich gleich näher beſchreiben werde. Er ſteht hier unter

Nummer Fünf und heißt Lorenzo Serafini. Er ist Abt eines reichen Stifts, und gewiß nicht der schlechteste von denen, welche ich auf meiner galanten Liste habe. Er sieht gut aus, und ist sehr geistreich. Sein Fehler ist, daß er seine Talente zu gut selbst kennt, und sich deßwegen eine unerträgliche Fatuität angewöhnt hat. Aber was vergiebt man nicht einem reichen und verschwenderischen Manne? Das Geld blendet die Augen, und macht, daß wir die Fehler derer nicht sehen, welche reich sind. Abt Serafini ist reicher als alle unsre jungen Leute: denn er steht, trotz seiner Lebensart, doch bey dem Pöbel im Ansehen der Heiligkeit, und so hat er eine unversiegbare Quelle von Schätzen in seiner Gewalt. Doch wäre vor noch nicht langer Zeit sein Credit beynahe gesunken wenn es möglich wäre, dem Pöbel in Rücksicht auf Pfafferey die Augen zu öffnen. Ein gewisser reicher, aber einfältig frommer Kaufmann, hatte einigen Verdacht gegen die gute Aufführung seiner Frau, in-

deß ganz Palermo die Madam als eine der ausschweifendsten Weiber kannte. Der gute Ehemann bat den heiligen Serafini, auf das Betragen seiner Gattin ein wachsames Auge zu haben, und sie zur Tugend und zur Gottseligkeit zurück zu bringen. Daß Serafini, der heilige Abt, einen Auftrag dieser Art gern übernahm, versteht sich von selbst: denn die Kaufmannsfrau war sehr schön. Bald sprach die ganze Stadt von der schnellen Bekehrung der Dame. Rosalie, so hieß sie, kam selten ins Publikum, und wenn sie erschien, so erbauete sie das Publikum durch ihr bescheidnes Wesen. Kaum erinnerte man sich noch an ihre vorige Lebensart. Der gute Ehemann dankte dem lieben Gott und dessen heiligem Diener, dem Abt Serafini, für die hergestellte Tugend seiner Frau. Neulich war's Christmette: der gute Mann ging nach einer Kirche, und verirrte sich: auf einmal fühlte er sich von jemand bey der Hand ergriffen. Er ließ es geschehen, und die Person, welche ihn angefaßt hatte, redete ihn

an.

an. Sind Sie schon da, lieber Serafini, sagte sie? Eilen Sie, daß uns niemand in den Weg kommt. Der Kaufmann ließ sich weiter führen, und so kamen sie an einer Grotte an, wo die Kunst die Werke der Natur verschönerte: eine Lampe verbreitete daselbst ein schwaches Licht, gerade so, wie es die Geheimnisse der Liebe erfordern *). Denken Sie sich, wie beyde erschraken, als sie einander erkannten! Wie die Dame sich schämte, und wie der arme gehörnte Siegfried tobte und fluchte. Der Dummkopf ließ sich nun gar noch einfallen, in seiner Narrheit, die Historie, oder vielmehr seine eigne Schande, öffentlich bekannt zu machen. Er hoffte nämlich, der Pöbel werde nun den Heuchler Serafini kennen lernen, und

*) Quale ferae silvae lumen habere solent;
Ita verecundis nox est praebenda puellis,
Qua timidus latebras speret habere pudor.
Ovid. Amor. L. 1. El. 5.

und auf Bestrafung des Elenden dringen. Aber beynahe hätte ihm der Spaß das Leben gekostet: denn der Bube von Pfaffen hatte gar keine Mühe, sich zu rechtfertigen; der Aberglaube rechtfertigte ihn schon von sich selbst, und erhielt ihm seinen Credit.

Zehnter Abschnitt.

Sehn Sie, schönes Mädchen, sagte Clevesalo zu Corilla, das Konterfey von einigen Herren, welche sich nach Ihrer Gunst sehnen. Eilen Sie, Glückliche zu machen, aber vorzüglich, selbst glücklich zu werden. Ich will Ihnen noch einige Tage Zeit lassen, damit Sie einen festen Entschluß fassen können: dann dürfen Sie mir nur Ihre Wünsche entdecken, und ich werde mich bestreben, Ihnen meine höchste Ergebenheit zu beweisen.

„Eine Schwierigkeit stellt sich Ihren Vorschlägen vielleicht entgegen, erwiederte

Corilla

Corilla mit ſtolzem Tone; Sie halten mich vielleicht für ein feiles Geſchöpf: aber Sie irren ſich. Wenn ich ja aus Noth dafür muß angeſehen werden, ſo mag ichs doch nicht in der That ſelbſt ſeyn. Meinen guten Ruf will ich wohl meinen Liebhabern aufopfern, aber nicht meine Tugend. Dieſe muß mir bleiben. Nennen Sie meinetwegen dieſe Tugend Stolz, oder Vorurtheil, oder wie Sie ſonſt wollen. Genug ich will nicht davon weichen. Meine Liebhaber mögen mich beſuchen, und mögen mir immer ihre Erklärungen ablegen. Ich werde ſie anhören, und ſie mit wahrer oder verſtellter Liebe, wie's ſeyn kann, erwiedern. Aber weiter dürfen die Herren nicht gehn wollen. Denn der Tugend will ich durchaus getreu bleiben."

„Ih, mein Himmel, antwortete Cleveſalo, Ihre Tugend ſoll nichts zu fürchten haben! Das Vergnügen Sie zu ſehen, und Sie anzubeten, wird Ihren Liebhabern ſchon genug ſeyn, beſonders wenn Sie ihnen die Erlaubniß geben, Präſente in Ihren Schooß regnen zu laſſen."

So

So sprach Clevesalo, warf einen Beutel mit Geld auf den Tisch, sagte Adjea, und entfernte sich. Corilla liebte den Ueberfluß, aber ihr Schicksal wollte, daß sie lieben und andre in sich verliebt machen sollte. Corilla war das schönste Weib, aber ein schönes Weib ist ohne Liebe und – ich darf es mit Grund hinzusetzen – ohne Flatterhaftigkeit nicht vollkommen. Sie fühlte dieses Bedürfniß selbst lebhaft, und ging grade in der Absicht, ein Abentheuer zu bestehen, eines Abends in einer Gallerie spatzieren, welche zum Seehafen führte.

Ein junger Mann, prächtig gekleidet, und von dem besten äusserlichen Ansehen, blieb stehen, und betrachtete die schöne Unbekannte. Seine Blicke waren so beredt, daß Corilla ihren ganzen Sinn verstand. Sie ließ sich auf einer Bank nieder, und der junge Mensch ging mehrmals neben ihr vorbey: jedes Mal warf er ihr einen Feuerblick zu, welcher in ihrem Herzen eine heisse, und wie sie selbst glaubte, beständige Flamme erregte.

Die aufkeimende Liebe hatte bloß angenehme Reize für sie: denn es waren noch die Reize der Neuheit.

Corilla heftete ihre Augen mit Zärtlichkeit auf den jungen Sicilier, als gerade ein Mensch, welcher aussah, wie ein Orang-Outang, herzukam, den jungen Menschen bey dem Arm faßte, und mit sich fortriß. Corilla war in Verzweiflung, daß der junge Mensch, mit welchem sie so gerne einen Roman zu spielen angefangen hätte, so geschwind weg mußte.

Voll Verdruß, aber mit einem zärtlichen Herzen kehrte sie zurück nach Haus. Sie wußte nicht einmal, wer der Jüngling war, welcher ihr Herz so schnell und so mächtig gerührt hatte, und beseufzete nur eine trostlose Liebe. Einige Tage hernach wurde ein Stiergefecht *) gehalten, wobey auch Corilla sich einfand. Von ungefähr sah sie sich um, und erblick-

*) Diese waren auch sonst in Sicilien gewöhnlich. S. Voyage de Sicile par Mr. Maillotin T. 2. p. 27.

erblickte ihren unbekannten Gönner, welcher seinen Sitz gerade hinter dem ihrigen genommen hatte. Ihre Augen begegneten den seinigen, und beyde sagten sich sehr viel in dieser unhörbaren Sprache. Endlich geht das Schauspiel an, und alle Zuschauer sind ganz Auge. In der größten Hitze des barbarischen Gefechtes stürzt ein wüthender Stier über die Barrieren, und rennt gerade unter die Zuschauer. Alles nimmt die Flucht, alles zerstreut sich, und man hört nichts als Heulen und Lamentiren von allen Seiten. Corilla war so erschrocken, daß sie nicht einmal fliehen konnte. Der Stier läuft nach der Seite, wo sie saß, und will sie eben niederwerfen, aber ihr heldenmüthiger Liebhaber stellt sich ihm entgegen, zieht seinen Degen, und ist so glücklich, ihn zu tödten.

Rodolfo Marsi, so hieß der junge Mann, wendete sich jetzt zu Corilla. „Wie glücklich, sagte er, bin ich, daß ich Ihnen einen Dienst habe erweisen können! daß meine Hand ein so kostbares Leben erhalten konnte!“

Corilla wollte danken, aber der Schreck erlaubte ihr nicht zu reden. Rodolfo nahm ſie beym Arm, und führte ſie triumphirend nach ihrem Haus. Corilla befahl ihren Leuten, wegzugehen, und war nun mit ihrem Retter allein. Es kam bald von Seiten des Jünglings zu einer förmlichen Liebeserklärung; Corilla nahm ſie an, ohne zu zürnen, und geſtand dem zudringlichen Rodolfo bald auch ihre Zärtlichkeit. Sie ſanken einander in die Arme, Corilla vergaß ihre Vorſätze, welche ſich auf die Erhaltung der Tugend bezogen, weil jede Regel, vorzüglich jede moraliſche Regel, Ausnahmen leidet: beyde ſanken aufs Soſa, und — man verſteht mich ſchon.

Nachdem die Liebenden von ihren Entzückungen wieder zu ſich ſelbſt gekommen waren, ſagte Rodolfo: „Theuerſte Corilla, ich muß ſchon Dich wieder verlaſſen.“

Corilla. Warum denn, mein Einziger? Bleibe doch bey mir, dieſe Nacht, morgen, übermorgen, ſo lange es nur immer ſeyn kann.

Ro-

Rodolfo. Wie gern wollte ich das! Aber mein Schickſal zwingt mich nach meinem väterlichen Hauſe zurück.

Corilla. Ah, der häßliche, garſtige Mann, welcher Dich vor einigen Tagen mit ſich wegſchleppte, war gewiß Dein Vater?

Rodolfo. Nein, das war mein Hofmeiſter. Mein Vater hat mich zum Opfer der närriſchen Erziehungsſyſteme dieſes philoſophiſchen Tollhäuslers gemacht *). Ich habe meine Jugend unter den Befehlen dieſes verhaßten Lehrmeiſters hinbringen müſſen, und jetzt in meinem zwanzigſten Jahr habe ich noch nicht die Freyheit, über meine Zeit Herr zu ſeyn. Doch werde ich mich bemühen, Dich, herrliches Geſchöpf, ſo oft zu ſehen, als es möglich ſeyn wird.

Rodol-

*) Es muß ſchon damals Fichtianer und Schellingianer gegeben haben. Man dichtete wohl auch damals ſchon, wie die Herren Tiek, Schlegel, Mann und andre Meiſter aus der Schule der pudels nackten Aeſthetik.

Rodolfo umarmte seine Geliebte und entfernte sich schnell.

Eilfter Abschnitt.

Endlich erwartete Corilla ihren Geliebten und zählte alle Minuten. Endlich kam er, und stürzte in ihre Arme. Schon hatten sie sich von einer zweyten innigsten Umarmung erholt, und saßen, um Kräfte zu einer dritten zu sammeln, auf dem Sofa neben einander, als ein Mann eintrat, welcher ganz schwarz gekleidet war, und dessen Augen von Zorn und Wuth funkelten. Corilla erschrak und fiel beynahe in Ohnmacht. Indessen bemerkte sie doch eine zweifache Tendenz in den Augen des Pedanten, oder, wenn man lieber will, des Philosophen. Indeß dieser Mensch seinen Eleven ausschalt, und seiner Liebschaft alle nur erfindliche Schimpfnamen gab, verschlang er mit gierigem Auge Corilla's Reitze.

Endlich

Endlich befahl er seinem Eleven, sich wegzubegeben. Dieser gehorchte zitternd, und nun näherte sich der Philosoph der schönen Erschrockenen. Erholen Sie sich, sagte er mit freundlichem Ton zu ihr, mein schönstes Kind, von dem Schreck, welchen ich Ihnen wider meinen Willen verursacht habe. Ich komme nicht hierher, Ihnen einen geliebten Liebhaber zu rauben, aber ich will doch einen andern auch zu Ihren Füßen legen, welcher freylich weniger als jener gefallen wird, der aber gewiß Sie eben so aufrichtig liebt. Die Liebe eines Philosophen, wie ich bin, hat freylich das Angenehme nicht, welches die Zärtlichkeit eines jungen Menschen geben kann, aber meine Liebe ist doch aufrichtig; und wie sollte sie es nicht seyn, da ich sie selbst eingestehe, ich ein Philosoph, welcher die Liebe als eine des Menschen unwürdige Leidenschaft betrachtet, und vermöge meines philosophischen Berufs betrachten muß. Aber Ihr Anblick, o Corilla, verwirrt alle meine Seelenkräfte, und mir bleibt nichts übrig, als die Kraft zu lieben.

Bey diesen Worten wollte der Philosoph einen Kuß auf Cerillens Hand drücken: aber sie stieß ihn mit Abscheu zurück, und behandelte ihn so mit Schimpfworten, wie ein verliebtes Mädchen, von Scham, Aerger und Haß beseelt, seinen Feind nur immer behandeln kann. Beynahe hätte sie ihm die Augen ausgekratzt, und als der Philosoph es noch einmal wagte, ihr die Hand zu küssen, fühlte er die Kraft dieser schönen Hand auf seinen Backen.

Jetzt nahm der Philosoph seinen pedantischen Cathederton wieder an. Cerilla, sagte er, da die Liebe nichts über Sie vermag, so werden vielleicht die Drohungen, welche gewiß zur Ausführung gebracht werden, kräftiger seyn. Sie lieben meinen Eleven Rodolfo. Wohlan, er ist verloren, wenn Sie Ihren Haß gegen mich nicht bändigen. Hören Sie mich an. Rodolfo's Vater hat mir die Erziehung seines Sohnes überlassen, und ich beherrsche den Vater noch weit mehr, als den Sohn. Ich werde ihm seine Neigung

gegen

gegen Sie hinterbringen, und ich versichre Ihnen, der arme Ludolfo wird so lang in dem engsten Kerker schmachten, bis er seine Liebe und Ihre Reitze vergißt. Wenn Sie sich aber entschließen können, mich zu lieben, oder — denn das muß einem großen Geist, wie wir sind, gleichgelten *), wenn Sie sich nur stellen, als liebten Sie mich, so sollen Sie Ihren Geliebten so oft sehen, als Sie selbst wollen. Ich selbst werde Ihnen dazu Gelegenheit verschaffen, und für meinen Nebenbuhler alles thun, was ich für mich selbst thun würde. Es wird mir zwar sauer werden, aber ich will alles leiden, wenn Sie nur, göttliche Cotilla, meine Liebe erhören wollen,

*) Nach der Schlegelschen Theorie und Praxis findet ein mariage à quatre statt. Diese empfindsame Schule hegt wahrscheinlich die nämlichen Grundsätze, welche der Pedant von Palermo hatte. Man sehe die Schlegelschen Schriften hin und wieder: sollte aber jemand den Unsinn in compendio haben wollen, der mag Kotzebues hyperboreischen Eisel lesen.

wollen, wenn Sie mir nur einige Beweise Ihrer Zärtlichkeit gönnen: wenn ich nur dann und wann dem schönen Mund, der sich dem glücklichen Rodolfo so willig darbietet, einen Kuß rauben darf. Ueberlegen Sie meine Vorschläge, schönste Corilla; aber fürchten Sie sich, meine Liebe zu reitzen: sie würde sich in Raserey verwandeln, und dann würde Ihr Geliebter das Opfer meiner Rache werden. Ueberlegen Sie alles: Ihr Entschluß wird lehren, ob Sie Ihren Rodolfo wahrhaftig lieben, oder nicht.

Corilla war in der schrecklichsten Lage von der Welt: entweder mußte sie ihrem Rodolfo untreu werden, oder ihn der Wuth eines grausamen Nebenbuhlers überlassen. Abscheu, Haß und Liebe bestürmten abwechselnd das Herz des liebenden Mädchens: endlich behielt die Liebe die Oberhand. „Rede, Grausamer; sagte sie zu dem Philosophen, was willst Du, was forderst Du von mir?“

„Ich

„Ich hab's Ihnen ja schon gesagt, antwortete der Philosoph *). Ich verlange, daß Sie mir gestatten, Ihnen alle Tage meine allerergebenste Aufwartung zu machen; daß Sie sich stellen, als beleidige Sie meine Liebe nicht, daß Sie sich sogar zwingen, mir einige Beweise Ihrer Zärtlichkeit zu geben. Dieß ist alles, was ich fordere, und dann will ich Ihnen selbst helfen, mich zu betrügen, und mich bemühen, zu glauben, daß Ihre verstellten Liebkosungen von Herzen gehen. Sehn Sie, Corilla, so weit geht meine philosophische Schwachheit."

Corilla gab endlich nach, und um ihren Geliebten nicht ins Verderben zu stürzen, entschloß sie sich, den verliebten Seufzern des alten philosophischen Gecken dann und wann ihr Ohr zu leihen. Es kostete ihr freylich unendlich viel, mit einem Katzengesicht, das noch obendrein einem Philosophen gehörte, schön zu thun; aber die Nothwendigkeit forderte es: ihr Geliebter war sonst verloren.

Der

*) Schlegelianus ante Schlegelium.

Der Philoſoph hielt Wort, und veranſtaltete ſelbſt die Zuſammenkünfte; doch brachte er immer eine halbe Stunde bey der Schöne zu, ehe es ſeinem Eleven erlaubt war, die Schöne zu umarmen. Rodolfo war nicht ſo ſehr Philoſoph, als daß er nicht hätte eiferſüchtig werden, und zuweilen ſeinem Mädchen die bitterſten Vorwürfe hätte machen ſollen: allein das ſchöne Kind entſchuldigte ſich mit dem Bewegungsgrund ihrer Unruhe, und ſo verſchwand der Zwiſt bald wieder im Schooß der Liebe.

Zwölfter Abſchnitt.

Einige Zeit über ſah und hörte Corilla nichts, nie empfand nichts als Liebe zu ihrem Rodolfo: aber bald ward ſie inne, daß ſich eine andere vernünftigere, wenigſtens mehr ſchmeichelhafte Leidenſchaft in ihrer Seele regte — die Prachtliebe. Wenn ſie andre Frauenzimmer, ſogar Frauenzimmer ihrer eignen Pro-

Profession einen Staat führen sah, welcher die Augen der ganzen Stadt auf sich zog, so konnte sie ihre einfachen Kleider, ihre geringen Möbel, ihre beynahe ganz gemeine Wohnung nicht ansehen, ohne zu erröthen.

Nun sah sie ihren bescheidenen Aufzug als eine Schande an, indem der Glanz anderer Damen ihr in die Augen fiel. Sie hatte zwar sich mit Hülfe des Beutels, den ihr Cleveſalo gelassen hatte, und der Geschenke, welche ihr der Philosoph machte, sich ganz artig eingerichtet und gekleidet, aber prächtig konnte sie doch nicht erscheinen, und Pracht war es, was ihr Herz jetzt verlangte: sie entschloß sich daher, ihren beyden Liebhabern noch einen reichen dritten an die Seite zu setzen, welcher im Stand wäre, ihrem Verlangen Genüge zu leisten.

Als sie einst ernsthaft über diese Sache nachdachte, erschien Cleveſalo, und Corilla's Augen blitzten ihm vor Freude entgegen.

„Nun, schönste Corilla, sagte er, haben Sie sich bald entschlossen? Haben Sie

einen

einen von den Liebhabern gewählt, die ich Ihnen vorgeschlagen habe?“

Corilla. Ach, Freund, noch habe ich mich nicht bestimmen können.

Clevesalo. Und haben doch wahrhaftig Zeit genug gehabt. Ich wollte eher wieder kommen, aber ich erfuhr, daß Sie einen ernsthaften Roman mit einem jungen Menschen spielten, der Ihnen blutwenig geben kann, und da wollte ich erst die heiße Leidenschaft sich etwas kühlen lassen. Aber jetzt ist's Zeit, daß Sie eine andre Lebensart ergreifen. Bey Gott, so leben, wie Sie leben, heißt bloß vegetiren: Sie können sich zu der allerglänzendsten Lage erheben, und siehe da, Sie schmachten in der höchsten Mittelmäßigkeit, und doch brauchen Sie nur zu wollen, so ist aller Glanz Ihre. Schönheiten, welche kaum passabel sind, werden von unsern vornehmsten und reichsten Herren angebetet, und Sie, das Wunder Siciliens, hat nichts als Ihre Schönheit, womit Sie die Augen des Publikums blenden!

Corilla. Ich fühle das Dasſelbe, das Unangenehme meiner Lage tief genug: aber —

Cleveſalo. Aber — weg mit dem Aber, ſchönes Kind! Ich habe einen Liebhaber aufgefunden, der ſich für Sie ſchickt, und der reich genug, aber auch freygebig genug iſt, um Sie den erſten Damen der Stadt gleich zu machen.

Corilla (neugierig). Und der wäre?

Cleveſalo. Haben Sie denn noch nichts gehört von dem berühmten Herrn Alarcos? Herr Alarcos iſt ein Herr von hohem Stande, aber ſeine Reichthümer übertreffen bey weitem ſeine Geburt. Ich will ihn aber mit einem einzigen Wort charakteriſiren — er iſt ein Narr, und er iſt um ſo viel mehr ein Narr, weil er ſich für einen Philoſophen und für einen Sokratiſt hält. Unſre Philoſophen haben ſich in ſein Haus eingeſchlichen, und haben ihre hungrige Feder an ſeine Tafel geſetzt: da geben ſie Lektionen über die Moral, und vorzüglich über den Theil der Mo-

ral,

ral, welcher Enthaltsamkeit heißt, und belaufen sich, daß sie hinsinken. Herr Alarcos hört den Philosophen sehr gerne zu: denn ihre Reden sind für ihn, so wie für jedermann, unauflösliche Räthsel. Die Liebe zur Philosophie ist bey Herrn Alarcos zur Wuth geworden: er bekennt sich zu einer Secte, wovon er weiter nichts weiß, als den Namen, und bestreitet wie ein Rasender eine andre, welche er eben so wenig kennt. Herr Alarcos will übrigens für den größten Sieger alle Leidenschaften angesehen werden, und verläugnet gar die Stimme der Natur. Oeffentlich affectirt er die größte Gleichgültigkeit gegen das Frauenzimmer, ja er treibt diese Gleichgültigkeit gar bis zum Haß und zur Verachtung. Also um seine affectirte Tugend nicht Lügen zu strafen, will er, daß sein Umgang mit Ihnen ganz unbekannt bleibe, und ausser Ihnen und ihm weiter keine Zeugen habe. Aber Ihre Verschwiegenheit soll belohnt werden: und sollte man nicht einem Frauenzimmer mit einigen Tausend Du-

caten

caten die Zunge binden können? Uebrigens werden seine Besuche Ihnen eben nicht lästig werden: kaum kann sich der gute Mann auf einige Stunden dem Haufen der Philosophen entziehen, welche ihn umgeben, und Sie werden die Freyheit haben, sich auf seine Unkosten tausend Vergnügen zu machen, und alle liebenswürdige junge Herren von Palermo um sich her zu versammeln. Er hat mir aufgetragen, Sie nach einem prächtigen Hause zu bringen, wo Sie erwartet werden.

Dieser Vorschlag gefiel der eitlen Corilla, und die Vorstellung von Pracht und Vergnügungen erstickte die schwache Stimme der Liebe. Clevesalo nahm sie bey der Hand, und ein superber Wagen, mit vier stattlichen Rossen bespannt, erwartete sie an der Thüre.

Corilla kam an dem Hause oder vielmehr an dem Pallast an, welcher ihr zur Wohnung bestimmt war. Dieser Anblick weckte ihren Stolz, und kützelte ihr Auge. Ein Haufen Bedienten empfing sie am Thor, sie bemerkte aber doch, daß der philosophi-

ſche Narre klug oder boshaft genug geweſen war, bloß ſolche männliche Bedienten zu wählen, welche das Verlangen, eine Untreue zu begehen, bey ihr nicht rege machen konnten.

Sie kamen ins Haus. „Hier ſchönſte Corilla, ſagte Cleoeſalo, wohnen Sie in Zukunft. Vergnügungen aller Art wachſen hier unter Ihren Fußtritten. Hier werden Sie glücklich ſeyn, und können, wenn Sie wollen, Andre glücklich machen. Sie haben noch ein anderes Vergnügen, welches noch ſüßer iſt, die Wolluſt, alle Damen der Stadt eiferſüchtig zu machen. Sie haben dieſes Haus ſchon längſt mit neidiſchen Augen betrachtet. — Sehn Sie, Corilla, dieſen Garten, wo alles Wolluſt athmet. Hier die Boskete, dort ein Labyrinth, wo tauſend Ruheplätze ſind, welche ſich alle zu Tempeln der Liebe ſchicken. Betrachten Sie dieſe Bäder, dieſe Teiche, dieſe Terraſſe, von welcher die Ausſicht über die ganze Stadt geht, und ſich auf dem Meere verliert. Und

dann

dann die Wohnung selbst, wo sogar die Luft Wollust in die Brust dessen bringt, der sie einathmet.“ —

Clevesalo redete noch mehr über das Glück, welches er der schönen Corilla verschafft hatte: diese bemerkte es nur zu wohl, und bot ihm, oder versprach ihm vielmehr ein ansehnliches Geschenk; aber er schlug ihr Anerbieten aus.

„Sie wundern sich über mein Benehmen, göttliche Corilla, sagte er, und glauben ohne Zweifel, daß Eigennutz die einzige Triebfeder aller meiner Handlungen sey. Sie haben Recht, und ich habe auch immer nach Interesse gehandelt, wenn ich sonst mit Frauenzimmern zu thun hatte. Ich war zu familiär mit der Liebe, als daß diese irgend eine Macht hätte über mich gewinnen können. Aber herrliches Mädchen, ich kannte Dich noch nicht. Seitdem ich Dich gesehen habe, ist Liebe mein einziger Eigennutz: Liebe hat mir Muth gemacht, für Dein Glück zu arbeiten: aus Liebe falle ich Dir zu Fü-

ßen, und fordre meine Belohnung. Du haſt die Seufzer eines philoſophiſchen Unholds anhören können, ſollteſt Du mich verachten?“

Cleveſalo war wohlgebildet, er war der Stifter von Corilla's Glück, ſie war ihm Dank ſchuldig: was wollte ſie machen? Sie ſank in ſeine Arme, und Cleveſalo bereitete auch hier ſeinem Protector Alarcos den Weg.

Dreyzehnter Abſchnitt.

Den folgenden Tag erſchien Herr Alarcos ſelbſt mit einer philoſophiſchen Suffiſance und einem ſo ächt pedantiſchen Air, welches den Narren ſchon von weitem kenntlich machte. Er fing mit einem metaphyſiſchen Compliment an, worauf Corilla nichts antwortete. Dann ſagte er: o Du Hyperbole aller Schönheit, hier lege ich eine Eroberung zu Deinen Füßen, worauf Du ſtolz ſeyn kannſt: Dieſe Eroberung iſt ein Philoſoph

ſoph, welcher bisher bloß dem Idealismus, dem reinen Idealismus *) anhing, und an allem zweifelte. Ja, o Allerſchönſte, ich habe durch hundert metaphyſiſche Argumente bewieſen, daß alles ungewiß iſt, ſogar unſre eigne Exiſtenz. Aber ein einziger Deiner Blicke wirft alle meine Beweiſe zu Boden, und zwingt mich zuzugeben, daß ich wirklich bin, und ſogar, daß ich glücklich bin.

Ich möchte raſend werden, ja beynahe möchte ich närriſch werden über mein Glück, das iſt wahr, denn mein Glück koſtet mir mein

*) Ich würde meine Leſer gerne auf Herrn Schellings Buch über den reinen Idealismus verweiſen, wenn dieſes Buch, ſo wie alle Schriften dieſes neuen Heraklits nicht noch dunkler und unverſtändiger wären, als die Skarteken des Paracelſus und des von den Fichte-Schellingo-Schlegelo-Tiekianern ſo ſehr angebeteten Schuſters von Görlitz, des unſinnigen Fanatikers Jakob Böhms. Ich muß meine Leſer alſo in obſcuro laſſen: aber die Idealiſten wandeln ja auch in tenebris!

mein philoſophiſches Syſtem, aber Du zwingſt mich, meine Einwilligung zu meiner Seligkeit zu geben.

Nach dieſer galanten Rede, worauf er ſich ohne Zweifel längſt vorher präparirt hatte, machte er ſeiner Geliebten eine Lobrede auf die Philoſophie, und fragte ſie, ob ſie wüßte, was Naturphiloſophie ſey? Sie geſtand ihm ihre Unwiſſenheit aufrichtig. Nun fing er an ihr die Meynungen der Naturphiloſophen zu erklären, und ſprach ſo deutlich, daß ihn der Satan ſelbſt nicht würde verſtanden haben – ſo deutlich wie Schelling und Fichte, nebſt Röſchlaub und Conſorten, immermehr ſprechen können. Corilla machte ihm indeſſen doch ein Compliment über die Deutlichkeit ſeines Vortrags, wovon ſie doch eben ſo wenig als er ſelbſt verſtand. Alles was ſie begriff, war, daß man an allem zweifeln müſſe, ob er gleich dieſen Satz als ſchon irrig anerkannt hatte: ſie geſtand, daß ſie an allem zweifelte, nur nicht an ihrer Liebe zu Herrn Alarcos, und Herrn Alarcos mißfiel dieſes Geſtändniß nicht.

Alar-

Alarcos und Corilla senkten ihre Liebe in die spekulative Philosophie – aber das war schon so recht: denn Amor liebte die Finsterniß.

Ich muß mich von Dir trennen, sagte Alarcos nach wiederholtem Minnespiel zu Corilla. Aber nach acht Tagen komme ich wieder. Corilla stellte sich, als sey sie über die lange Abwesenheit ihres Geliebten in Verzweiflung, und vergoß einige Thränen, aber Alarcos versicherte ihr, daß er nur erst eine Abhandlung über die neue europäische Literatur beendigen wolle *). Dann aber, fuhr er fort, werde ich nur für Dich, und für die Philosophie leben. Die Philosophie bleibt freylich der Gegenstand meines Ideenichts: aber Du, meine Corilla, bist ewig der Vorwurf meines Sinnenichts. Corilla hatte Mühe das Lachen zu halten, und Alarcos verließ sie mit philosophisch componirtem Air.

Vier-

*) Diese Abhandlung ist 1803 aber unter einem andern Namen erschienen.

Vierzehnter Abschnitt.

Noch denſelbigen Abend ließ Corilla ihren Rodolfo zu ſich kommen: aber wie erſtaunte er, als er die Pracht ſahe, welche ſeine Geliebte umgab. Corilla, um ihm die Wahrheit zu verbergen, ſagte ihm, einer ihrer nächſten Verwandten ſey geſtorben, und habe ihr die Güter hinterlaſſen, welche er ſähe. Er glaubte ihr: und was kann man einem jungen Verliebten nicht alle glauben machen! Rodolfo nahm Theil an allen Herrlichkeiten: bald ſpatzierten die Liebenden in dem Luſtwäldchen herum: in dieſer Einſamkeit vergaßen ſie die ganze Welt, und lebten nur für ſich; bald ermunterte der Wein ihre Zärtlichkeit, wenn dieſe anfing zu einförmig zu werden. Man mag ſagen was man will, ſo behauptet der Verfaſſer dieſer Erzählung doch, daß ein Frauenzimmer zehnmal reitzender wird, und zehnmal intereſſanter, wenn der Weingeiſt das Feuer ihrer Augen höher

glän-

glänzen macht, und die Vernunft zu verwirren anfängt. Wenn gleich die Schöne den Verſtand verliert, ſo bleibt ihr doch ihre Schönheit und ihr Herz. Und braucht es wohl mehr, um die Männer zu bezaubern?

Corilla und ihr Geliebter lebten ſo acht Tage lang; denn ſo lange hatte Herr Marcos, der Philoſoph und Schöngeiſt, gedroht, oder vielmehr verſprochen, wegzubleiben. Nun war der fatale achte Tag da, und Corilla mußte ſich anſchicken, den unerträglichen Obſcuranten zu empfangen. Rodolfo kam ſchon ſehr frühe zu ihr, fand aber nicht die gewöhnliche Munterkeit in ihren Mienen, ja es kam ihm ſogar vor, als wenn ſie traurig er würde, ſo oft ſie ihn anſahe. Er drang in ſie, ihm zu entdecken, was ihr begegnet ſey, und ſie war eben im Begriff, ihm eine Pille zu vergolden, als ihr Mädchen eintrat, und ihr ins Ohr ſagte, Herr Marcos würde den Augenblick da ſeyn. Corilla entfärbte ſich, und bat ihren Geliebten, ſich zu entfernen. Aber Rodolfo, bey welchem ſich

Eifer-

Eifersucht zu regen anfing, wäre um alles in der Welt jetzt nicht gegangen, und die arme Corilla sahe sich gezwungen, ihm die Wahrheit zu gestehen.

Rodolfo gerieth vor Wuth ausser sich, und überhäufte seine Ungetreue mit den heftigsten Verwünschungen. In dem Augenblick flog die Thüre auf: Rodolfo zog den Degen, und stürzte vor Wuth schäumend auf seinen Nebenbuhler ein: aber wie ward es ihm, als er in der Person dieses Verhaßten seinen eigaen Vater erkannte. Der Degen fiel ihm aus der Hand, aber seine Raserey ward noch größer.

Was machst Du hier, fragte endlich Marcos mit zornigem Gesicht, wobey er sich geberdete, wie ein Schellingianer, der durch ein vernünftiges Argument in die Enge getrieben wird, oder wie der Verfasser des Apollon, wenn er den Freymüthigen oder die deutsche Bibliothek liest.

„Was machen Sie hier, entgegnete Rodolfo?“

Mar

Alarcos. Ich komme hieher, um Dich zu beſtrafen, ungerathener, nichtswürdiger Sohn. (Zu Corilla.) Das iſt alſo die Treue, die Sie mir geſchworen haben?

Corilla. Worüber beklagen Sie ſich?

Alarcos. Worüber ich mich beklage? Undankbare, iſt nicht Deine Treuloſigkeit klar am Tage? Kann ich noch einen Augenblick daran zweifeln?

Corilla. Allerdings können Sie's, ja Sie müſſen's ſogar. Haben Sie denn vergeſſen, daß nach Ihrem neuen Idealismus alles dem Zweifel unterworfen iſt, daß man an allem zweifeln muß?

Dieſes Argument ſtopfte unſerm Philoſophen das Maul: er ging, und ärgerte ſich gar mächtig, Recht und Unrecht zugleich gehabt zu haben. Rodolfo war ſchon weg, ehe ſein Vater ging.

Funfzehnter Abschnitt.

Nach dem Abzug des Philosophen Alarcos und seines Sohns, lachte Corilla noch einige Minuten lang über den drolligen Auftritt; aber als sie anfing, über ihre eigne Lage nachzudenken, so fand sie mehr als eine Ursache, sich zu ängstigen. Sie verlor zwey Liebhaber auf einmal: der eine machte sie glücklich, und der andre bestritt alle ihre Bedürfnisse. Alles fiel nun weg, und selbst die prächtige Wohnung und die Menge der Domestiken wurden ihr jetzt zur Last.

Clevesalo kam bald nach dem Abzug des Philosophen, und zog Corillen, wenigstens zum Theil, aus der Verlegenheit. Er hatte aus dem Munde des Herrn Alarcos die Geschichte erfahren, und kam, seine Schützlingin zu trösten. „Ich weiß Ihr Unglück, rief er ihr entgegen; aber erschrecken Sie deßwegen nur nicht. Wir werden ein anderes

Mal

Mal schon glücklicher seyn. Bleiben Sie immer in diesem schönen Haus; es gehört dem Alarcos nicht, er hatte mir bloß aufgetragen, es Ihnen zu verschaffen, und alles für Sie zu bezahlen. Nun ist freylich alles unterbrochen, aber ein Andrer wird das angefangne Werk fortsetzen: in Kurzem wird ein neuer Liebhaber Ihnen die verlornen wieder ersetzen. Sie haben sichre Bürgen eines ganz nahen Glücks, Ihre Schönheit und — meine Gewandtheit. Glauben Sie mir, ich verstehe meine Profession, und ich gehe deßwegen gewiß sicher. Leben Sie wohl, schöne Corilla, beruhigen Sie sich, und rechnen Sie auf die Geschicklichkeit ihres Cleveſalo.

Cleveſalo hatte sich indessen doch geirrt; denn Corilla war nur ruhig geworden in Hinsicht ihres Vermögens, nicht aber in Hinsicht ihres Herzens. Sie liebte ihren Rodolfo, und beklagte jetzt nur seine traurige Lage: sie stellte sich ihren Geliebten vor, wie er in einem Gefängniß lag, und allen Arten

von

von Mißhandlungen ausgesetzt war, und dabey betrachtete sie sich als die Hauptursache aller seiner Leiden.

Was sie befürchtet hatte, traf richtig ein. Sie vernahm bald, daß der Philosoph Marcos seinen Sohn in ein Zuchthaus hatte bringen lassen, wo man jungen Taugenichtsen Unterricht in der Moral zu geben pflegte. Nun stieg der Schmerz der armen Corilla aufs höchste, und sie beschloß, ihren Geliebten zu retten, es möchte auch kosten, was es wollte. Sie hatte erfahren, daß man für Geld und gute Worte leicht zu dem Eingesperrten kommen konnte: denn der Repp oder Stockmeister war nicht unbarmherzig, sobald er Münzen sah.

Sie zog also ganz gemeine Frauenzimmerkleider an, und darüber warf sie einen Männerrauzug, und unter dieser hermaphroditischen Kleidung begab sie sich nach dem Zuchthaus, wo ihr Rodolfo eingesperrt war. Sie bat, daß man sie zu dem Gefängniß des Gefangnen bringen möchte, und da sie tief genug

genug in ihre Börse griff, erhielt sie leicht, was sie forderte. Sie betrachtete ihn einige Minuten, ohne ihn recht zu kennen: so sehr war der Arme durch den Kummer entstellt: auch Rodolfo erkannte Corillen nicht gleich. Endlich stürzten sie einander in die Arme. „Ich Grausame, sind Sie's, schrie Rodolfo!"

„Ja ich bins, erwiederte Corilla; die Liebe führte mich hieher, um Dich zu retten, mein Einziger: oder um Dein Gefängniß mit Dir zu theilen. — Aber höre mich an, die Zeit ist kurz: die darf nicht mit unnützen Reden hingebracht werden. Hier sind Frauenskleider. Zieh' sie an, so gut Du kannst. Ich werde als Mann gekleidet bleiben." —

Rodolfo war bald ajustirt, und aus dem schönsten Jüngling ward er das garstigste Mädchen. Corilla gab ihm den Arm, und so kamen sie ohne Hinderniß aus dem Gefängniß. Sie mußten bey vielen Wachen vorbey, welche so nach ihrer Art über die

Schön-

Schönheit des Ritters und über die Häßlichkeit und den unbeholfenen lächerlichen Gang der Dame ihre Anmerkungen machten. Endlich kamen sie ans Thor, wohin sie ohne alle Gefahr gelanget waren: aber jetzt jagte ihnen das verwirrte Geräusch der Wachen, und das Anrufen derselben eine gewaltige Furcht ein. Corilla zitterte für ihren Geliebten, und Rodolfo verrieth sich beynahe selbst durch sein Zittern und Zagen, worin er gerieth, als er bedachte, daß seine Corilla an diesem fürchterlichen Orte eingesperrt werden könnte. Aber sie kamen dießmal mit der bloßen Furcht weg. Die Schildwache am Zuchthausthor sagte zu ihnen: einer unsrer Gefangnen ist aus seinem Loche entwischt; man fürchtet, er möge gar ausreissen; machen Sie also, daß Sie fort kommen, ehe ich das Thor schließe; denn es möchte vielleicht sobald nicht wieder aufgemacht werden.

Sie ließen sich nicht lange bitten, und verließen den Ort der Qual aufs schleunigste. Zwey Pferde warteten auf sie: sie saßen

auf,

auf, und nun gings rasch weiter. Endlich kamen sie an Corilla's Wohnung an, wo sie mehrere Tage als wahrhaftig Liebende hinbrachten. Sie lebten bloß für sich, und hatten ausser ihrem Besitz weiter keine Wünsche: denn sie kannten kein anderes Gut.

Rodolfo ging gar nicht aus, um nicht erkannt zu werden; denn er konnte sich vorstellen, daß, wenn sein Vater hinter seinen Aufenthalt käme, er gewiß Reppe schicken, und ihn nach seinem vorigen Quartier zurückbringen lassen würde. Corilla aber ging aus, und da erfuhr sie denn, daß Alarcos gestorben sey. Der große Mann hatte ein Buch geschrieben über die Gedichte des Aeschylus, und ein anderes über die Naturphilosophie, und wor darüber tüchtig ausgelacht worden: denn beyde Dinger strotzten von Unsinn, so ad modum der Produkte der Herren Schelling, Schlegel, Tiek, und zeugten von der gewaltigen Ignoranz des Verfassers ad modum des Mannschen Apollon. Alarcos hatte sich gegen die Per-

sistazen gerechtfertigt, aber die Persiflage verdoppelte sich, und Alarcos gerieth so sehr über die Ungezogenheit seiner Gegner in Wuth, daß er in ein bitziges Fieber fiel, welches ihn bald ins Grab legte. Ueberdieß erfuhr Corilla noch, daß niemand wisse, wohin der Sohn des Obscuranten gekommen sey, daß daher dessen habsüchtige Anverwandten eben im Begriff wären, sein Vermögen unter sich zu theilen.

Corilla kam nach Haus zurück. Rodolfo beklagte sich über ihr langes Ausseubleiben, aber Corilla, ohne zu antworten, nahm ihn bey der Hand, und führte ihn in einen entlegenen Winkel des Gartens. „Ich muß Deinem Herzen eine tiefe Wunde schlagen, mein Theuerster, sagte sie mit zur Erde gesenktem Blick zu ihrem Geliebten.“

Rodolfo. Ach, schönste Corilla, ein Dolchstich von Deiner Hand! Rede, mein Engel! — Du schweigst — —

Corilla. Ich kenne Dein Herz — aber ich muß es durchbohren. Alarcos — Dein Vater — ist nicht mehr. — Ach Geliebter, welcher Schmerz. — Ro-

Rodolfo. So? Mein Vater iſt alſo abgeſahren? Je nun, wir ſind alle ſterblich. Und mein Vater hat mir Grund genug gegeben, ihn nicht zu vermiſſen. Meinetwegen möchte er noch leben; aber ich werde kein Narre ſeyn, ihn zu beweinen. Hab' ich ihn doch nicht umgebracht. Sein Betragen gegen mich war nichts weniger, als väterlich, und wenn ich ja ſeinetwegen Thränen vergoſſen habe, ſo waren es Thränen der Wuth und nicht der Zärtlichkeit.

Corilla hatte eine ſolche Antwort nicht erwartet: doch konnte ſie ihrem Rodolfo eben nicht groß Unrecht geben. Sie erkannte die Wirkung der übertriebnen Strenge der Eltern, welche ihre Kinder wie Sclaven anſehen. Doch erſchrak Corilla über Rodolfo's Gefühlloſigkeit, aber ſie entſchuldigte ihn in ihrem Herzen, und ſchrieb alles der Härte des Vaters zu.

„Mein Theuerſter, ſagte ſie zu ihm, ich würde mit Dir zürnen, daß Du die Stimme der Natur ſo gar nicht mehr höreſt. Aber Du hörſt die Stimme der Liebe, und dieß

ist mir genug. Vergiß immerhin einen barbarischen Vater, aber vergiß Dich nicht selbst. Suche Deine Erbschaft zu erhalten; Du hast unleugbare Rechte darauf. Schon berathen sich Deine gierigen Verwandten, Dir das Deine zu rauben. Komme Du ihnen zuvor: Zeige Dich der Welt, und widerlege durch Deine Gegenwart das falsche Gerücht von Deiner Entweichung."

„Ja, erwiederte Rodolfo, ich will meine Erbschaft suchen, aber bloß die Liebe zu Dir macht, daß ich sie verlange. Mein Herz setzt sein Glück nicht in den Besitz von Gütern: die Liebe allein macht mich glücklich. Ja, meine Corilla, ich verlange reich zu seyn, aber bloß um alles, was ich habe, Dir zu Füßen zu legen. Ich verlasse Dich jetzt, meine Theuerste, um unser Glück zu verschönern."

Rodolfo begab sich zu einem alten Freund seines Vaters, und dieser versprach ihm allen seinen Beystand. Er hielt Wort, und führte den Verwaisten ins väterliche Haus: da fanden sie denn einen Haufen von

Dukaten

Onkeln, Vettern, Neffen, Tanten und andern entferntern Blutsfreunden: auſſer diesen waren Gerichtspersonen, Advocaten, Notarien, Canceliſten, Auſcultatoren, Referendarien und andere Scribaxen in Menge da. Alle freuten ſich über den Tod des Philoſophen Alarcos und über die Abweſenheit ſeines Sohnes.

Die Vettern und ihre Aſſiſtenten waren bemüht, die Papiere des alten Alarcos in Ordnung zu bringen; die Chikanen der Gerechtigkeitsengel hatten ſchon heftige Streitigkeiten und Zänkereyen unter ihnen erregt, und eben perorirte ein Juſtizcommiſſar über die Nothwendigkeit dem abweſenden Hausſohn einen Curator zu ſtellen, wozu er ſich ſelbſt vorſchlug, als Rodolfo ins Zimmer trat. Alle erſchraken ſo ſehr über ſeine Erſcheinung, als wenn der ſelige Philoſoph ſelbſt als Geſpenſt unter ihnen aufgetreten wäre.

Nach und nach erholten ſie ſich, und die Advocaten hatten noch die Frechheit, dem rechtmäßigen Erben eine Erbſchaft ſtreitig zu machen,

machen, welche ihm die Geſetze zuſprachen. Aber der Freund von Rodolfo's Vater lachte über die elenden Einwendungen der Pandectiſaren und Kabuliſten, und brachte die ganze Sache vor den Senat zu Palermo. Zum Glück waren in dieſem Senat — mirabile dictu — noch Männer, welche nicht nur die Geſetze verſtanden, ſondern auch übten: ſo wurde denn Rodolfo in den Beſitz aller ſeiner väterlichen Güter eingeſetzt.

Sechszehnter Abſchnitt.

Rodolfo kam triumphirend zu ſeiner Geliebten zurück. „Ach Corilla, rief er, indem er in ihre Arme flog ich bin der glücklichſte aller Menſchen; ich kann Dich glücklich machen. Nun ſollen uns heilige Bande verbinden: Du biſt nun mein Weib!“

Corilla (erblaſſend). Dein Weib, Rodolfo! Nimmermehr!

Rodol-

Rodolfo. Gott, Corilla, was iſt das? Du verſchmähest mich? Du liebſt mich nicht!

Corilla. Du verkennſt mich, mein Geliebter: Du verkennſt mein Herz. Ich verſchmähe Dich nicht, und Du biſt mir über alles theuer. Aber Dein Weib kann ich nimmermehr werden.

Rodolfo. Und warum nicht? Rede Corilla, warum willſt Du mich nicht glücklich machen?

Corilla. Macht meine Liebe Dich glücklich?

Rodolfo. O unendlich, meine Corilla!

Corilla. Nun ſo biſt Du glücklich: denn ich liebe Dich mehr als mich ſelbſt.

Rodolfo. Und doch willſt Du nicht mein Weib werden! Welcher Widerſpruch!

Corilla. Der Widerſpruch iſt ſo groß nicht, als es Dir ſcheint. Höre mich an. Du kennſt meine vorige Aufführung: ſie iſt, ich muß es geſtehen, nicht rein von Fehltritten;

ten: aber die Welt würde meine Fehler noch mehr erhöhen, sobald ich Dein Weib wäre. Man würde mich verachten, und diese Verachtung würde auf Dich auch fallen. Statt glücklich zu seyn, würden wir beyde höchst elend werden.

Rodolfo. Gut, Corilla, ich merke wohin Du willst. Du hast mich nie geliebt, Du kennst die Liebe nicht, sonst sähest Du ein, was sie zu thun vermag.

Corilla. Du bist sehr ungerecht, mein Rodolfo. Ich liebe Dich mit der feurigsten Liebe, und eben die abschlägige Antwort auf Deine Bitte sollte Dir meine Liebe aufs klärste beweisen. Ich will Dich nicht unglücklich machen: aber verlieren will ich Dich auch nicht. Ich würde sterben, wenn ich Dich verlöre *). Höre mich, lieber Rodolfo, wir wollen unsre Liebe retten, aber auch Deine

*) Ich hätte den Blassen vorne weg, wenn Du mir schiefes gingst, lieber Junge, sagte neulich ein sehr gebildetes Mädchen zu ihrem Geliebten.

Anmerkung des Setzers.

Deine Ehre. Als Frau würd' ich Dich beſchimpfen, aber als Geliebte, als Mätreſſe werde ich das nicht. Die Welt nimmt ſo etwas nicht übel. Die Mätreſſe beſchimpft ſich nur allein. Wir werden uns ewig lieben, werden ewig glücklich ſeyn. Das Ehebund vernichtet faſt immer die Liebe, immer ſchwächt es dieſelbe. Ich weiß zwar wohl, daß Bräutigam und Braut ſich immer aufrichtige Liebe ſchwören: aber bald ſehen ſie ein, wie voreilig ſie waren. Wie viele Eheleute, die ſich vor ihrer Verheirathung aufs zärtlichſte liebten, finden hernach nichts, als Verdruß, werden einander zur Laſt, und weichen einander aus, wo ſie nur können. Ich wiederhole es Dir, daß ich Dich ewig lieben werde, und dieß mag Dir genug ſeyn, mein Theuerſter.

Rodolfo umarmte ſeine Corilla, und billigte endlich ihren Vorſchlag. Um ſich aber noch beſſer des Herzens ſeines Mädchens zu verſichern, ſchenkte er ihr die Hälfte ſeines Vermögens: denn er glaubte, wenn Corilla alle ihre Bedürfniſſe befriedigt ſehen

würde,

würde, so würde sie ihn nicht betrügen: die Dankbarkeit würde gar noch ihre Zuneigung vermehren. Aber der gute Mann betrog sich, denn Liebe und Dankbarkeit unterstützen sich nicht wechselsweise *): denn jene ist eine Pflicht und diese eine Leidenschaft. Die Vernunft verbindet uns dankbar zu seyn: aber wer kennt die Macht, welche uns der Liebe unterthan macht?

Ich zweifle, ob je ein Philosoph, und sollt' er auch so tief denken und prüfen, als alle Schellingianer und Fichtianer sich zu denken und zu prüfen rühmen können, dieses Geheimniß aufklären wird. Denn um die Liebe zu kennen, muß man sie empfinden: aber wenn man sie kennt, ist man da wohl im Stande, sie zu kennen? Wird sie nicht blind, indem sie die Vernunft selbst blind macht?

Sieb-

*) La reconnoissance est un foible retour,
Un tribut offensant trop peu fait pour l'amour.
Zaire de Voltaire A. III. Sc. V.

Siebzehnter Abſchnitt.

Corilla hatte ihren Rodolfo aufrichtig geliebt, ſo lange er noch unglücklich war, ſo lange er verfolgt wurde, und ſo lange er alles von ihrer Güte hoffen mußte. Damals hatte ihre Zärtlichkeit keine Gränzen, und nie war eine Neigung lebhafter und uneigennütziger. Aber ſobald ſie anfing, von ihm abzuhängen, und ihren Reichthum ihm größtentheils verdankte, verflog ihre Liebe, und machte der kälteſten Erkenntlichkeit Platz.

Corilla ſelbſt merkte, daß ihre Liebe abnahm: ſelbſt die Beſuche des Geliebten wurden ihr beſchwerlich. Da ſaßen die beyden zärtlichen Verliebten einander gegenüber, machten einander Complimente, und hielten langweilige Diſſertationen. Nach und nach kam es Corillen vor, als beſuchte ſie ihr Geliebter nur, um ihr ſeine Wohlthaten vorzuzählen, und nun wurde ihr die Gegenwart ihres Rodolfo ſelbſt unerträglich.

Gerade

Gerade um diese Zeit besuchte Clevesalo die reiche Corilla. Er hatte sie lange nicht gesehen: aber jetzt hoffte er, ihre heiße Liebe zu Rodolfo würde abgenommen haben, und ihr sich nicht. Corilla empfing ihn mit großer Herzlichkeit, und war recht vergnügt, als er ihr sagte, daß der General Calmari sie ersuchen lasse, ihm einen Besuch zu erlauben. Corilla ertheilte diese Erlaubniß ohne Anstand: der General kam, und Corilla gefiel ihm sogleich. Wir kennen diesen Kriegsmann schon aus der obigen Beschreibung von ihm, und wissen daher, daß Corilla viel Langeweile mit ihm auszustehen hatte. Oft schlief sie gar ein, wenn er ihr seine Heldenthaten vorerzählte. Amor, sagt ein berühmter Schriftsteller *) ist reitzend unter dem Kleid des Mars: aber ein Mars, der Amors Kleide anzieht, ist unter den lächerlichen Gegenständen der lächerlichste.

Clevesalo merkte indeß, was der General nicht merkte, nämlich, daß Rodolfo noch

*) La Bruyere.

noch immer Corillen liebte, daß er aber schon anfing, eifersüchtig zu werden. Er wollte ihn ganz von Corilla abziehen: denn es lag ihm daran, daß der General Calmari mit der Schönen im besten Vernehmen sich. Cleveſalo war ein practiſcher Philoſoph.

Eines Morgens begegnete er dem ſtattlichen Rodolfo auf einem einſamen Spaziergang. „Sie kennen mich nicht, mein Herr, ſagte er zu ihm, aber ich kenne Sie, und kenne noch beſſer Ihre Geliebte Corilla. Corilla iſt Ihrer nicht würdig: trotz der Schwüre, welche Ihnen die Treuloſe vorlog; ungeachtet Ihrer Wohlthaten gegen die Leichtſinnige liebt ſie einen Andern. Der General Calmari iſt der Gegenſtand der Neigung Ihres Mädchens: ſie verbirgt es nicht einmal, und Sie, unglücklicher Mann, ſind der Einzige, der um Corillens Untreue nichts weiß."

Rodolfo verließ den Angeber ohne ihm zu antworten, und ſtieß die heftigſten Verwünſchungen gegen die Untreue aus. Jetzt ward

ward es ihm klar, warum ihn Corilla mit so viel Gleichgültigkeit behandelt hatte, aber er schwur auch, sich zu rächen, und grausam zu rächen. Zuerst an seinem Nebenbuhler und dann an der Treulosen.

Das Unglück zeigt sich eben so, wie das Glück, von selbst, ohne daß man es zu suchen braucht. Rodolfo wollte seinen Nebenbuhler bey Corilla selbst finden, er ging also nach ihrem Hause. Die Bedienten sagten ihm, ihre Gebieterin sey nach einer Villa gefahren, und würde vor Abends nicht wieder kommen. Mißmuthig ging Rodolfo weg: denn er glaubte, der General wäre bey Corilla, und dieß um so gewisser, da die Villa dem General gehörte. Ohne es selbst zu wollen, kam Rodolfo vor das Stadtthor in ein Boskett, wo Colmari neben einem Domherrn von dem Stift der heiligen Rosalia *) auf einer Rasenbank saß. Der Gene-

*) Die heil. Rosalia ist die Schutzpatronin von Palermo: ihr Fest wird jährlich mit einer Pracht gefeiert, wie kein anderes Heili-

General erzählte dem Domherrn von seinen Heldenthaten, und der Domherr erklärte die Wunder seiner Heiligen. Keiner merkte auf das, was der Andre sprach.

Rodolfo erblickte den General, und rannte wüthend auf ihn ein: „Ha Verräther, schrie er auf, finde ich Dich hier!“

Calmari. Ke l, wer bist Du? Bist Du rasend?

Rodolfo. Dein Blut will ich. Du hast mir Cecilia verführt!

Calmari (zum Domherrn). Der Mensch ist wohl ganz rasend.

Domherr. Ach Gott, er ist vom Teufel besessen! (bekreuzet sich und Rodolfo) Exi male spirite! Exi male spirite! Exi male spirite, in nomine patris et filii —

Rodolfo. Schweig Pfaffe! (stößt den Domherrn zurück.) U d Du (zum General) gieb mir Rechenschaft! (zieht den Degen.)

Calmari

Heiligenfest in der christlichen Welt. S. Brydone's Reisen nach Sicilien und Malta. B. 2.

Calmari (gelassen). Aha, ist's das! Nun dann! (zieht gleichfalls.) Du sollst sehen, daß man gegen den General Calmari den Degen nicht ungestraft zieht.

Das hitzige Gefecht begann, und Rodolfo drang mit Wuth auf seinen Gegner ein: Calmari, welcher in der edlen Fechtkunst besser erfahren war, parirte anfangs nur, und als er seinen Vortheil ersah, durchbohrte er den rasenden Rodolfo: dieser fiel, und Corilla war sein letztes Wort.

Achtzehnter Abschnitt.

Corilla erfuhr die Nachricht von Rodolfo's Tod gleich bey ihrer Ankunft zu Hause, und fiel in Ohnmacht: sie beweinte den Unglücklichen aufrichtig, weil sie sich als die Ursache seines Todes betrachtete, aber ihre Thränen trockneten bald, und nur wenn sie bedachte, daß sie so viel von Rodolfo's Freygebigkeit besaß, regte sich ein trauriges Gefühl

fühl in ihrem Herzen. Der arme Rodolfo war bald ganz und gar vergessen.

Calmari war unermeßlich reich, und seine Schätze flossen in Corilla's Schooß: fast täglich besuchte er seine Geliebte, und jedesmal verkündigte ein neues Geschenk seine Ankunft. Corilla liebte den Geldsprecher nicht: aber seine Geschenke gefielen ihr; daher log sie ihm Liebe, und betrog ihn, um sich zu bereichern. Nichts wurde gespart, zärtliche Neckereyen, Seufzer, verliebte Blicke, Versicherungen ewiger Treue, alles wurde angewendet, und der Kriegsheld nahm alles für Wahrheit. Aber eine Lage, wie die war, worin sich Corilla befand, ist äußerst kützlig, und schon fing das unbeständige Mädchen an, ihren Geliebten kälter zu behandeln, als ein Krieg ausbrach. Jetzt konnte Corilla hoffen, daß sie ihres abgeschmackten Liebhabers bald los seyn würde.

Ihre Hoffnung betrog sie nicht: denn Calmari erhielt das Obercommando der Sicilischen Truppen vom König von Spanien.

Calmari war ein tapferer Mann, und liebte den Kriegsruhm über alles, und noch mehr, als seine Mätresse; doch liebte er Corilla nächst seinem Ruhm am meisten. Er besuchte sie vor seiner Abreise, und vermischte aufrichtige Thränen mit den erkünstelten seines Mädchens. Corilla's verstellter Schmerz brach in lautes Schluchzen aus; sie zerriß ihre Kleider, zerraufte ihr [illegible]nes Haar, und schlug ihren reitzvollen Busen. Die Schminke lieh ihr eine natürlich scheinende Todtenblässe: sie sprach wenig, affectirte einen finstern Blick, und den Tag vor Calmari's Abzug hörte man nichts als Seufzer von ihr.

Der betrogne Held war sehr gerührt. Ach Corilla, sagte er mit pathetischem Ton, Abgott meines Herzens, eine grausame Nothwendigkeit zwingt mich, Dich zu verlassen. Der Ruhm befiehlt es, die Ehre will es, die Ehre ist aber eben so mächtig als grausam, und ich muß gehorchen. Aber mein Liebe wird mir stets folgen, und das Geräusch der Waffen soll ihre Stimme nicht e[illegible]

sticken

ſticken: ja, o Corilla, meine Liebe wird ſich ſelbſt in Muth umwandeln. Ich werde der Gefahr entgegen fliegen, um Dir zu gefallen, um Deine Achtung zu verdienen. Die Achtung des katholiſchen Königs *), die Achtung von ganz Europa, ja von der ganzen Welt iſt nichts in meinen Augen: die Deinige nur begehre ich. Ich werde dich Lorbeerkronen erndten, um Dich damit zu krönen. Ach welche Wonne, wenn ich triumphirend in Deine Arme zurückkehre! Aber mit welcher Abweſenheit werde ich eine ſo reitzende Wiedervereinigung erkaufen müſſen. — Du ſeufzeſt, liebſte Corilla! — Ach ſeufze nicht, weine nicht, meine Einzige! — Ich würde Dich nicht verlaſſen können — Corilla, weine nicht! — Lebe wohl, meine Einzige! —

Dahin ging er ſtöhnend und ſeufzend, und Corilla lachte ihm nach!

*) Katholiſcher König iſt der Beyname der ſpaniſchen Monarchen. Philipp Alexander der Sechste ertheilte ihn dem König Ferdinand V. von Arragonien.

Bey dem allen traute doch Calmari seiner angebeteten Corilla nicht ganz, und machte Clevesalo zum Aufseher über ihre Aufführung, während seiner Abwesenheit: aber eben dadurch erhielt Corilla alle Mittel den Kurzsichtigen zu betrügen.

Clevesalo begab sich zu Corilla, erklärte ihr den Auftrag, den er ihrentwegen vom General bekommen hatte, und versicherte ihr, daß sie sich ganz auf seine Verschwiegenheit verlassen könne: sie könne sich jedes Vergnügen erlauben, ohne zu befürchten, daß durch ihn dem General etwas zu Ohren kommen sollte. Doch vermeiden Sie nur, fuhr er fort, das allzugroße Aufsehen: sonst möchte der Lauf Ihnen einen schlimmen Streich spielen. — Corilla versprach Clevesalo's Rath zu folgen, und um ihn hübsch verschwiegen zu machen, erlaubte sie ihm eine zärtliche Umarmung. Wirklich war auch Clevesalo einer Umarmung eher werth, als der fade Kriegsheld.

Neunzehnter Abschnitt.

Nach dem Abzug des Generals verwandelte sich das Haus der schönen Corilla in einen glänzenden Hof, wo sich eine Menge alter und junger Herren versammelten, um sich die Blicke ihrer Göttin streitig zu machen. Sobald Corilla aus dem Bette war, welches freylich erst gegen zehn Uhr zu geschehen pflegte, kamen galante Petitmâtres in ihr Zimmer zusammen, und die Toilette der Schönen war ihre Beschäftigung. Einer brachte eine Haarlocke zurecht, welche Corilla mit allem Fleiß unrecht angebracht hatte: ein Anderer steckte Diamanten in ihr Haar, welche er selbst gekauft hatte, und die er ihr schenken wollte, ohne daß sie es merkte; ein Dritter zog ihr so wie von ungefähr eine Schleife auf, um das hohe Vergnügen zu haben, die Schleife wieder in Ordnung zu bringen, und seine Kunst im Schleifenschlingen an den Tag zu legen.

Die

Die jungen Herren, welche Musik gelernt hatten, ließen Instrumente holen, und ob sie gleich die Stücke fast immer jedesmal verbunzten, so spielten sie doch das Schwerste, bloß weil es schwer war, und weil es von einem großen Meister, einem Pergolesi, einem Lully oder einem Händel herkam. Zwey von den jungen Schöngeistern schrieben, Corilla zu Gefallen, gar einen musicalischen Almanach, worin fast eben so viel unverdautes, fades Zeug stand, als in dem musicalischen Almanach, den der poetische Zeitgeist zu Penig im Jahr 1802 ausgeheckt hat.

Daß es in dieser herrlichen Gesellschaft auch Dichterlinge gegeben habe, versteht sich von selbst, und wer nicht genug Kopf hatte, einige Zeilen voll Unsinn am Ende zu reimen, der wendete sich an einen feilen Poeten, und ließ sich für gutes Geld dergleichen fabriciren. Unter vielen Poeten, welche damals in Palermo im Taglohn arbeiteten, war ein gewisser junger Mann, welcher mehr Zulauf hatte, als alle seine Confratern; nicht

als wenn er bessere Sachen, als die andern geliefert hätte – bewahre: denn seine Sachen, ob sie gleich für die elegante Welt bestimmt waren, klangen holprig, wimmelten von Sprachfehlern, und von unsinnigen Tiraden – sondern deswegen, weil er eine Zeitschrift herausgab, worin er sich selbst für einen der ersten Schöngeister und Dichter erklärt hatte.

Corilla hatte die Anstalt getroffen, daß jeden Tag nach Tische um drey Uhr die Stadtmädchen erzählt werden mußten, und die Herren erzählten jedesmal eine ganze Stunde lang, aber sie erzählten auch mit jener Leichtigkeit, welche junge, feine Herren allein zu erreichen im Stande sind: sie würzten ihre Erzählungen jedesmal mit einer allerliebsten grausamen Spötteley auf Kosten derer, welche das Unglück hatten, unter ihre Kritik zu fallen. Ich muß doch so eine Erzählung aufführen, und die soll denn auch den folgenden Abschnitt füllen. Der Erzähler hieß Bugiardo, und glich gar sehr den

jungen

jungen Fäntchen, welche um unsre Damen herumfahren, und sie mit ihrem Schnickschnack unterhalten.

Zwanzigster Abschnitt.

Sie haben gewiß schon von dem reichen Deutschen gehört, sd önste Corilla, fing Bugiardo an, welcher vor Kurzem, ich glaube, es mögen nun vier Monate seyn, hier angekommen ist? Ja mein Himmel, wie heißt er doch – hm, hm – kann ich mich doch auf den barbarischen Namen nicht besinnen! Halt, ich hab' ihn – er heißt – denken Sie, göttliche Corilla, er heißt – Graf von Burzelsprung, ha, ha, ha! Zerplatzen möchte man über den komischen Namen; Burzelsprung, ha, ha, hi, ha! was das für ein närrischer Name ist! Ha, ha, ha. Doch ich will ja erzählen, und lache mich über den schnackischen Namen ausser Athem.

Eh

Eh bien, dieser Graf von Burzelsprung ist auf Reisen, und kommt lieber. Da er herrlich aussah, und Geld hatte wie Heu, auch im geringsten nicht karg ist, so spannten unsre Damen auf ihn – aber der Graf wollte nicht anbeißen: denn er war empfindsam, und man sah es ihm an, daß er bey einer verliebten Intrigue durchaus einen Roman würde spielen wollen. Mehrmals erklärte er, daß wenn er lieben sollte, er gewiß ewig lieben würde. War der Mensch nicht ein Narr, schönste Corilla? Ha, ha, hi, hu, ha, ha!

Der sentimentale Graf war noch nicht lange hier, als er die Schauspielerin Mindella zu Gesicht bekam. Sie kennen ja alle die Mindella? Pardiöh, beym Amor ein schönes, ausserordentlich schönes Mädchen und ganz und gar nicht grausam. Sterblich verliebte sich der Deutsche in die Theaterprinzessin, aber närrisch genug war er, bloß zu seufzen, und seinen verliebten Kummer in seiner Brust zu verschließen. Mindella sahe dieß alles, und ärgerte sich gar mächtig, daß der

Abe-

Adonis nicht sprechen wollte: sie gab ihm Gelegenheit genug, und endlich brach er los, und offenbarte sein Herz dem Gegenstand seiner und der allgemeinen Liebe. Pah, wenn ich bey dieser Erklärung gegenwärtig gewesen wäre! Wie wollte ich gelacht haben, als der zärtliche deutsche Liebhaber da auf den Knien lag, und eine Schönheit anbetete, die für sich selbst keine Achtung hat! Denn Sie kennen ja unsre Schauspielerinnen: die sind ja für jeden, und jeder paßt für sie, wenn er nur Geld hat. Daher hab' ich auch für die Tugend der Damen vom Theater gar wenig Respekt.

Ganz anders wars mit dem deutschen Grafen. Er hielt alles für wahr, was seine Göttin radotirte; und die citirte ihm gar herrliche Tugendstellen aus den Trauerspielen; nun hielt er sie für ein vollkommenes Mädchen, und zweifelte weder an ihrer Liebe noch an ihrer engelreinen Tugend. In Deutschland sind vielleicht die Theaterprinzessin-

gesinnten Keuscher, als bey uns *), oder hatte der Graf keine Kenntniß von der Lebensart dieser Damen, genug unser Held brannte für seine Geliebte, welche er für so tugendhaft hielt, als sie schön war. Die feine Actrice spielte auf ihrer Seite gleichfalls die Sentimentale, und studierte mit ihm die zärtlichen Rollen, welche sie auf dem Theater spielen sollte: unter beyden war nichts, als Seufzer, Flamme, Schwüre und tausend andre synonyme Thorheiten.

Mindella forderte nichts von ihrem Geliebten, aber dieser ließ ihr überflüssig zukommen, wovon er nur von ferne errathen konnte, daß es ihr gefallen möchte. Als er endlich das Ziel seiner Wünsche erreichte, zahlte er für die Schäferstunde mehr, als Mindella würde verdient haben, wenn sie ein ganzes Jahr lang alle Stunden in den Dienst gegan-

*) Wird wohl meine ehole seyn. Die deutschen Theaterdamen wissen auch, wo Barthel Most holt.

Anmerkung des Setzers.

gegangen wäre, ha, ha, hi, hu, ha, ha. — Ist das nicht zum Todtlachen?

Der Graf hatte aber hier einen Freund, den Ritter Caleni, welcher sich ärgerte, daß ein sonst schätzbarer Mann von einer Theaternymphe sollte am Narrenseil herumgeführt werden. „Freund, sagte der Ritter zum Grafen, Sie lieben eine Person, die kein ehrlicher Mann mit ihrem rechten Namen gerne nennt. Aber Sie mögen mir nun glauben oder nicht, so muß ich Ihnen doch sagen, daß man eher beym Kaufmann Edelmuth, beym Justizcommissar Redlichkeit, beym Pfaffen Mitleiden, beym Philosophen gesunden Menschenverstand, als bey den Theaternymphen Tugend antreffen wird. Sehen Sie selbst zu, liebster Freund, spähen Sie das Betragen Ihrer Geliebten selbst aus, und Sie werden bald sehen, daß das angebetete Mädchen ihr Herz mit gar Vielen ausser Ihnen theilt."

Der deutsche Graf gerieth bey diesen Worten des Ritters in Wuth, und hielt sich

durch

durch den seiner Geliebten angethanen Schimpf selbst für beleidigt. Er zog seinen Degen, und würde den Ritter sicher niedergestossen haben, wenn ihm dieser nicht den Degen aus der Hand geschlagen hätte. Es wäre ihm schon recht geschehen, wenn ihm der Deutsche eins versetzt hätte: denn man muß sich nie der Absicht eines Narren widersetzen, welcher in sein Verderben rennen will. Hx, ha, hi, hu, ha, ha. Hab' ich nicht Recht, englische Corilla?

Nun lief der Graf zu seiner Nymphe, aber stellen Sie sich die komische Scene vor, schöne Corilla! Da steht der Narr, und sieht die Heldin vom Theater in den Armen von sechs Liebhabern, welche alle zugleich an ihr caressirten, der eine hier, der andere dort, und Mindella erzählte den Herren die tragisch-komische Liebschaft des albernen Deutschen.

Lange blieb der Graf da stehen, und wußte nicht, was er sagen sollte; er traute kaum seinen Augen. Mindella, welche sich ent-

entdeckt sahe, verlor ihre Besonnenheit jedoch gar nicht. Kommen Sie näher Herr Graf, sagte sie: hier sind sechs von meinen Liebhabern, Sie können der siebente seyn. Es sey nun geheime Neigung, oder Aberglaube, ich liebe einmal ungerade Zahlen.

Dieses Compliment brachte den Deutschen so auf, daß er sogar seine Wuth nicht ausschäumen konnte: er ging fort als ein Rasender, und — platzen möcht' ich, wenn ich daran denke — er erstach sich mit seinem eignen Degen. Hat er nicht auf diese Art ein seiner Thorheit würdiges Ende genommen? Ha, ha, hi, ho, he, hu!

Mindelia war die Erste, welche diese Geschichte bekannt machte. Denn eine solche Geschichte bringt Frauenzimmern ihrer Art Ehre, und nicht alle Weiber können sagen, daß ihre schönen Augen jemand ums Leben gebracht haben.

Ein und zwanzigster Abschnitt.

Corilla schwamm im Vergnügen, welches jeden Tag abwechselte: indessen vergaß sie doch ihren General Calmari nicht ganz und gar, und konnte ihn auch nicht vergessen, da sie stets Briefe und Geschenke von ihm erhielt. Calmari war eifersüchtig, und wenn Corilla ihm nicht von Zeit zu Zeit Zeugnisse ihrer Liebe und ihrer Treue zugeschickt hätte, so würde er vielleicht andre Maßregeln getroffen haben, und dann verlor die Schöne wenigstens die Unterstützung dieses Hauses, welche ihr bey ihrer Prachtliebe doch so nothwendig war. Calmari schrieb oft, und Corilla mußte immer antworten; aber das Antworten ward ihr schwer: denn sie schrieb nicht gern, zumal an einen Mann, für den sie gar nichts empfand, nicht einmal Dankbarkeit.

Einer der Stadtgeistlichen, welcher sich an Corilla's Hofe befand, lieh ihr seinen Witz

Witz und seine Feder, und ward ihr Sekretär; der Schöngeist schrieb mit hohem Pathos, und Calmari glaubte, die gedrehten Ausdrücke der Episteln drückten die wirklichen Empfindungen seiner Geliebten aus. Er irrte sich aber gewaltig: denn die Schöne lachte jedesmal, wenn ihr der Dichterling-Sekretär eine Epistel an den General vorlas. Hier ist eine zur Probe.

Mein anderes Selbst, theuerster Calmari,
Abgott meiner Seele!

Ich sterbe fast, mein Geliebter, wenn ich bedenke, daß Sie im Felde sind, wo tausend Gegenstände Ihr Herz beschäftigen, und bemüht sind, das Bild der unglücklichen Corilla daraus zu verdrängen. Die Ehre ist meine Nebenbuhlerin; ihr bloßer Name macht, daß ich zittre: sie wird gewiß über meine schwachen Reitze triumphiren. Die Ehre allein herrscht in der Seele des großen Calmari; sie allein giebt ihm Gesetze, und ihre Flamme ist zu heftig, als daß sie das Feuer der Liebe nicht sollte verlöscht haben.

Die

Die Gefahren, welchen ſich der groſſe Held Calmari ausſetzt, die Siege womit Mars ſeine Bemühungen krönt, ſind allein ſeinem Geiſte gegenwärtig. Wie könnte er auch durch die Thränen der armen Corilla gerühret werden, er deſſen Muth bloß aufs Morden und Blutvergieſſen aufgeht? Wie ſollten meine Seufzer hörbar werden, unter dem Waffengetös und dem Siegsgeſchrey, welches ſeine Gegenwart verkündigt? Ach, theureſter Calmari, ach, thue nur einen Augenblick Deinem tapfern Enthuſiasm Einhalt, und neige Dein Ohr zu den Klagen Deiner verwirrten Geliebten, welcher der Schmerz allein Beſchäftigung giebt. Bedenke, tapferer Mars, daß indem Du nach dem Tempel der Ehre zueilſt, die Thränen Deiner Venus Dir nachfolgen, und Deinen Lauf hemmen wollen; bedenke, daß jede Gefahr, worin Du Dein koſtbares Leben wagſt, ein Dolchſtich iſt, womit Deine unbarmherzige Hand meinen Buſen zerreiſſt. Ach, Du höreſt mich nicht, und die Ehrbegierde verſchließt mei-

nen Seufzern Dein Ohr! Du rennst in den Tod! Ach, Grausamer! – Halt ein! Der Tod! Ah, ich zittere, ich bebe! Ich kann nicht mehr! – Jede Gefahr, die Deinem Leben drohet, ist für mich ein wahrer Tod! Je mehr Du mit heiterer Stirne in die Gefahr blickst, desto mehr zittre ich! Ach Grausamer, wenn die Liebe Deines Lebens, wenn die Sorge für das Leben Deiner Geliebten Dich nicht aufhalten kann, an wen soll ich mich dann wenden? Soll ich mich an die Götter wenden? – Ach können diese Unsterblichen Deinen Ruhm ansehen, ohne dadurch verblendet, ohne darüber eifersüchtig zu werden? – O Mars, mächtiger Gott der Heerschaaren, wache über meinen Geliebten, dein vollkommenstes Ebenbild! — O Amor, auch Cupido und Eros genannt, gieb nicht zu, daß andre Pfeile, als die deinigen, sein Herz verwunden! — Götter, sollten ihr eben so unerbittlich seyn, als es der Tapfere selbst ist! Ach, alles ist taub gegen mein Geschrey! – Grausamer Calmar! – Entseylio

fetzlicher Geliebter! -- O mein Alles und mein Nichts! - Ich schaudre -- ich sterbe -- ach ich bin nicht mehr!

Von diesem Schlage waren die Episteln, welche Corilla an den General schrieb, oder vielmehr schreiben ließ: sie lachte oft laut über die läppischen Ausdrücke, und über das abenteuerliche Pathos ihres Sekretärs, aber desto mehr gefielen die Briefe dem General selbst. Seine Antworten waren nicht weniger erhaben, aber sie waren gewiß weit aufrichtiger. Ausser den Versicherungen ewiger Liebe, meldete er seinem Mädchen auch noch alles, was bey der Armee vorging, und seine Rapports in dieser Hinsicht waren weit genauer und getreuer, als die, welche er an den König selbst schickte.

Zwey und zwanzigster Abschnitt.

Die ganze Noblesse und alle politischen Raunzießer von Palermo erfuhren bald,

daß Corilla immer sichre Nachrichten aus der Armee erhielt, daß der General Calmari diese Nachrichten selbst schrieb; nun strömte auch alles, was neugierig war, in das Haus der Schönen, und dieses ward bald der Sammelplatz aller Philosophen und aller Politiker. Corilla hatte ihren Spaß mit den Leuten, und erlaubte, daß sie täglich eine Staatssession bey ihr von vier bis sechs Uhr Nachmittags hielten. Waren vorher die Schöngeister, die Masiker, die hungrigen Poeten, die Petitmaîtres gerennt, so rannten jetzt die Philosophen und Politiker noch viel ärger. Da wurden erst des Generals Briefe vorgelesen, und dann gings an ein Commentiren und Räsonniren, daß das ganze Haus ertönte, und daß die Leute weiter selbst nichts mehr verstanden, und hören konnten, als die Schimpfwörter, womit sie sich einander regalirten. Man hätte denken sollen, die Palermischen Politiker hätten die Räsonnir- und Disputirkunst beym Professor Schelling gelernt, welcher seine Gegner mit Machtsprü-

sprüchen widerlegt, und tolle Hunde schimpft. Aber damals philosophirte Schelling noch nicht, und Schlegel schrieb noch kein Europa.

Manchmal gingen die hitzigen Disputationen in Prügeley über, und mancher Positiker und mancher Philosoph kam mit blutigem Kopfe nach Haus. Dieß schreckte indessen die Herren doch nicht ab, bey jeder Session wieder zu erscheinen, weil sie das Vergeltungsrecht ausgüben hoffen konnten.

Indessen erfuhr die Signoria oder der hohe Rath zu Palermo, daß in dem Hotel der schönen Corilla Zusammenkünfte gehalten würden, worin man politische Gegenstände untersuchte, und selbst über die Regierung Kritiken fliegen ließ. Dieses fiel den Herren auf; sie schickten einige Vertraute dahin, und erfuhren, daß alles sich so verhielt, wie ihnen war hinterbracht worden.

Die Herren erschraken, und wußten nicht, was sie thun sollten. Ihre Pflicht befahl ihnen, Zusammenkünfte dieser Art zu stö-

ren — aber die Geliebte des grossen Calmar war ja darin verwickelt! Corilla durfte nur ein Wort von Bedrückung an den alles gelitenden General schreiben, und der König selbst war den Herren feind. Sie konnten keinen Entschluß fassen, bis endlich Signor Polani aufstand, und mit den Worten: „ich werde schon alles in die Ordnung bringen, verlassen Sie sich auf mich" die Gesellschaft verließ.

Signor Polani begab sich zu Corilla, wo sie sich sehr geehrt fand, da ein grandiöser Senator ihre Wohnung öffentlich besuchte. Sie empfing ihn ausserordentlich höflich, führte ihn in ihr vorzüglichstes Gemach, fragte aber nicht, warum sie die Ehre dieses Besuchs habe u. s. w. Diese Frage hatte Signor Polani vermuthet, und hatte sich auf eine Antwort gefaßt gemacht. Da aber keine Frage kam, so war nun die Reihe an ihm zu fragen. Nach einigen gleichgültigen Gesprächen, wobey Polani von Corilla's feinem Witz bezaubert wurde, fing er endlich an: „Sie

„Sie wundern sich ohne Zweifel, Signora, warum ich mir die Freyheit nehme, Sie zu besuchen?“

Corilla. Nicht im Geringsten, Signore; mein Haus steht jedem offen, und besonders solchen Männern, wie Signor Polani ist. Warum sollte ich mich denn wundern, wenn Sie mir die Ehre Ihres Besuchs schenken. Ich hab' ja diese Ehre längst gewünscht.

Polani. So errathen Sie die wahre Ursache auch nicht, warum ich hieher gekommen bin.

Corilla. Sollte vielleicht die politische Gesellschaft —

Polani (einfallend mit Feuer). Eben diese, Signora, eben die politische Gesellschaft, welche sich bey Ihnen versammelt, bringt mich hieher.

Corilla. O Signore, da werden Sie nicht viel Vergnügen finden, wenn Sie sonst kein Freund von Deräsonniren und Spektakelmachen sind. Anfangs behagte mir das

philo-

philosophisch-politische Ding ein wenig, aber jetzt bin ich es herzlich überdrüssig.

Polani. Was, Signora, Sie nehmen diese Gesellschaft nicht in Ihren Schutz.

Corilla. Wenn in Schutz nehmen so viel heißt, als die Mitglieder mit Essen und Trinken versehen, und ihnen erlauben, jede Woche einige Mal sich in meinem Hause zu versammeln, so muß ich Ihre Frage bejahen — sonst aber betheure ich Ihnen, daß mir die Raisonnirereyen sehr zuwider sind.

Polani. O, beste Signora, Sie ziehen uns aus einer großen Verlegenheit.

Corilla (stutzt). Wie soll ich das verstehen, Signor Senatore?

Polani. Die Gesellschaft ist dem Senate verdächtig: sie beschäftigt sich mit Untersuchungen unsrer politischen Verhältnisse, und räsonnirt darüber so laut, daß auch der Pöbel schon wiederholt, was hier gesprochen wird. Freylich versteht keiner von Ihrer Gesellschaft das Geringste von den wahren

Ange-

Angelegenheiten des Staats: denn solche Sachen bleiben den Philosophen und dem philosophischen Politiker ewig verborgen: diese Leute tappen in der Staatskunde ewig im Finstern, wie in ihrer Metaphysik *), aber desto ärger räsonniren sie, und desto mehr verwirren sie denen die Köpfe, welche sie hören, und nicht verstehen. Dinge dieser Art dürfen nicht geduldet werden, und wir würden schon längst sehr thätige Anstalten dagegen getroffen haben, wenn wir nicht hätten fürchten müssen, Sie zu beleidigen, Signora.

Corilla. Mich, Signore, und wie das?

Polani. Lassen Sie mich aufrichtig sprechen, bella Finta Donna, wir kennen alle das große Ansehen, worin der General Calmari bey dem Könige steht.

Corilla (lacht). Nun, und was folgt daraus für die politischen Kannegießer?

Polani.

*) Daß der Signor Recht habe, beweisen die politischen und metaphysischen Bücher unsrer neuen Philosophen, von welchen ich nur den Herrn Fichte honoris causa nennen will.

Polani. Sehr viel, Signora: wir wissen, welche Gewalt Sie über den General haben, und daß der, welcher Sie beleidigt, auch den General sich zum ärgsten Feinde macht.

Corilla. Der illustre Senat wird mich doch nicht beleidigen wollen?

Polani. Nicht im Geringsten. Aber wir fürchten, daß Sie als Beschützerin der philosophischen Politiker —

Corilla. Mein Gott, Signore, reden Sie doch nicht so — ich weiß selbst nicht, wie ich's nennen soll — so incognito. Ich kümmere mich wahrlich nicht um die Politiker: thun Sie, in dieser Absicht was Sie wollen, ich werde nicht im Mindesten mich darüber beklagen, im Gegentheil soll es mir lieb seyn, wenn ich die Afterphilosophen und Afterpolitiker los werde.

Polani. Ist das Ihr Ernst, Signora?

Corilla. Mein völliger.

Polani empfahl sich und ging.

Um

Um vier Uhr Nachmittags kamen die Politiker zusammen, und disputirten bey einem Glas Wein wie gewöhnlich. Auf einmal trat Signor Polani ins Zimmer begleitet von einigen Leuten, welche man in Sicilien Sbirri, in Deutschland Häscher und nach einem sehr significanten Idiotismo Leute nennt, und kündigte den Herren an, daß sie sogleich auseinander gehen, oder gewärtigen sollten, eingesteckt zu werden.

Da fassen denn die Herren, und sperrten die Mäuler auf: einige Philosophen, welche sich Courage getrunken hatten, machten Remonstrationen, aber Signor Polani remonstrirte wieder, und zwar so nachdrücklich, daß immer ein Politiker nach dem andern fortschlich, bis auf einige Philosophen, welche über den Satz, daß jeder Mensch das Recht habe, seine Meynung frey heraus zu sagen, und alles seinen Untersuchungen zu unterwerfen, ein Langes und Breites daher faselten, und endlich durch die Gerichtsdiener abgeführt wurden.

Drey und zwanzigster Abschnitt.

Der Senator Polani war von Corilla's Geist ganz bezaubert: er hatte sie nur als ein feiles Mädchen betrachtet, jetzt aber, da er sie näher kennen lernte, fand er so viel gelehrten Verstand, ein so gesundes Urtheil, ein so feines Gefühl und so viele Kenntnisse an ihr, daß er ihr seine Bewunderung nicht versagen konnte. Er sprach mit seiner Gattin von Corilla, und diese sonst stolze Dame bezeugte Verlangen, die Schöne mit dem zweydeutigen Ruf näher kennen zu lernen. Der Senator besuchte Corilla wieder, und bat sie, mit ihm zu seiner Gattin zu fahren.

Corilla war bisher bloß in Gesellschaft von Männern und solchen Frauen gewesen, deren guter Name nicht über alle Kritik hinausging, aber mit sogenannten ehrbaren tugendhaften Damen war sie nie zusammen gekommen. Es war ihr daher ungemein schmeichel-

chelhaft, von einer Dame, wie Signora Polani war, eingeladen zu werden, und ließ sich unverzüglich vom Senator in seinen Wagen begleiten.

Signora Polani kam der schönen Corilla bis an die Thüre entgegen, und empfing sie, als wäre sie in jeder Hinsicht ihres Gleichen gewesen. Corilla zeigte sich in ihrem ganzen Lüstre, doch so, daß sie nie die der Signora gebührende Ehrfurcht vergaß, und so ward die Signora bald ihre Freundin. Freylich hatte die Signora noch einen andern Grund, Corilla's Freundschaft zu suchen: sie hatte einen Sohn bey der Armee, und diesen hätte sie gern befördert gesehen. Sie gab ihren Wunsch der neuen Freundin zu verstehen, und diese schrieb sogleich an den General Calmari, empfahl den jungen Polani, und hatte bald das Vergnügen zu erfahren, daß ihr Protegé fünf Andern sey vorgezogen worden. Signora Polani dankte der alles vermögenden Corilla herzlich, und achtete nicht darauf, wenn die andern Damen sich dar-

darüber aufhielten, daß eine so angesehene Frau, wie Donna Polani, mit einem Frauenzimmer von Corilla's Charakter Umgang hielt. Die Damen, welche immer weit genug zu sehen pflegen, wenn's darauf ankommt, die Motiven fremder Handlungen auszuspähen, sahen bald ein, warum Donna Polani Corilla's Freundschaft gesucht hatte, und da viele unter ihnen in ähnlichen Verhältnissen standen, vergaßen auch diese, wer Corilla war, und setzten sie.

Zwey, drey und vier Mal ließ sichs der General gefallen, militärische Würden auf Corilla's Empfehlung zu ertheilen: aber endlich entstand ein Murren in der Armee, und Calsabigi sahe ein, daß er fernerhin kein Ohr mehr für Empfehlung haben dürfe. Er erklärte dieß seiner Geliebten mit ermüdender Gründlichkeit, und diese wurde überzeugt, daß sie den General mit Bitten für Andre in Zukunft verschonen müsse.

Corilla kannte die Welt nicht. In der Welt macht sich jeder wichtig; man gehe in das

das Vorzimmer irgend eines Großen, und man wird finden, daß dort alles, bis auf den Kammerdiener und bis zum Lackeyen Einfluß auf die Geschäfte sich zuschreibt, wenigstens stellt sich die ohnmächtige Creatur so, indeß der Herr Große oftmals nicht den geringsten Einfluß hat. Wenn Corilla die Welt gekannt hätte, so würde sie immer versprochen haben, und ihr Ansehen hätte fortgewähret: aber so war sie aufrichtig genug zu gestehen, sie könne und wolle sich nicht mehr bey dem General verwenden.

Man glaubte ihr freylich nicht gleich, und hielt die Sache für Verstellung. Eine vornehme Dame, deren Bruder bey der Armee schlechte Streiche angefangen hatte, und deßwegen war weggejagt worden, wandte sich hopp, hopp! an Corilla, und bat um Fürsprache. Corilla lehnte den Antrag ab: die Dame bot ihr Geschenke an, aber die aufrichtige Corilla wies ihr die Briefe des Generals selbst vor, um sie zu überzeugen, daß es ihr unmöglich sey, die vorgetragne Bitte

zu erſtaunen. Die Dame ſtand auf, und ging mit einem verächtlichen Kopfnicken weg.

Den folgenden Tag ſchickte Corilla ihren Bedienten zu einigen Damen, um ſie zum Abend-eſſen und zum Ball einzuladen: alle ließen ſagen, daß ſie nicht kommen würden. Das fiel dem guten Mädchen auf; ſie wußte nicht, was ſie davon denken ſollte; indeſſen entſchuldigte ſie doch ihre Freundinnen bey ſich ſelbſt, beredete ſich, ſie möchten wohl unpäßlich ſeyn, und wollte ſie den Morgen darauf beſuchen. An jeder Thüre aber wohin ſie kam, wies man ſie ab, und Einige von der Bedientencanaille, der niederträchtigſten aller Menſchenklaſſen, begegneten ihr grob. Corilla weinte und fuhr wieder nach Hauſe.

Eben trat Cleveſalo herein. Corilla hatte für dieſen Mann kein Geheimniß, und klagte ihm ihre Noth. Ah, ſagte Cleveſalo, fällt Ihnen das auf? Merken Sie denn nicht, wo die Damen hinaus wollen?

Corilla. Wie ſollt' ich das? Wenigſtens habe ich ihnen keine Urſache gegeben, mich ſchnöde zu behandeln? Ich habe mich ihnen auch nicht aufgedrungen? Aber da ſie mich einmal ihres Umgangs gewürdigt haben, ſo iſt es jetzt unrecht, wenn ſie ſich ſo ſchnell von mir zurück ziehen.

Clevesalo. Sie verſtehen die Denkungsart der Damen ſchlecht, ſchöne Corilla. Bedenken Sie nur, wer Sie ſind?

Corilla (ſtolz). Je nun, wer bin ich denn?

Clevesalo. Laſſen Sie mich aufrichtig ſeyn, und zürnen Sie nicht. Ihre Verhältniſſe mit Männern ſind ſo beſchaffen, daß unſre Damen ſie nicht billigen, wenigſtens nicht öffentlich, und laut billigen können.

Corilla. Und doch gingen ſie mit mir aufs freundſchaftlichſte um!

Clevesalo. Freylich: aber nur deßwegen, weil ſie, als die Geliebte eines ſehr mächtigen Mannes vielen Einfluß hatten, und Vielen helfen und ſchaden konnten. Jetzt

sagt man, daß Sie nicht mehr helfen können; die Ursache der Freundschaft fällt weg, also auch die Wirkung, die Freundschaft selbst. Mit Weibern können Personen Ihrer Art nicht lange in gutem Verständniß bleiben.

Corilla. Sie haben Recht, Clevesalo, ich war eine Thörin.

Clevesalo. Nicht doch, meine Herrliche: Sie haben eine Zeitlang mit unsern Damen gespielt, wie mit unsern Stutzern, Philosophen und Politikern. Sie haben Zeitvertreib gehabt, und da Sie jetzt allein sind, so dächt ich —

Corilla (einfallend). Ich bleibe allein. Ich bin der Gesellschaft überdrüßig, und werde fernerhin für mich leben. Nur Ihnen, Clevesalo, und denen, welche Sie mitbringen werden, gestatte ich Zutritt bey mir. Hören Sie!

Vier und zwanzigster Abschnitt.

Cleveſalo ging, und begegnete unterwegs einem Bekannten, welcher ihn mit auf ein Kaffeehaus nahm. Hier waren viele junge Herren, und mitunter auch einige Philoſophen und Politiker, welche alle ſonſt bey Corilla aus- und eingegangen waren. Cleveſalo hörte den Namen Corilla von allen Seiten, und dachte, wie die Geſellſchaft von ihr ſprechen möchte. Bald ward er inne, daß die arme Corilla der Gegenſtand des beiſſendſten Spottes und der Frauberezen war.

Cleveſalo, welcher Corilla wirklich ſchätzte, warf ſich zu ihrem Apologeten auf, und nun war die ganze Geſellſchaft wider ihn. Anfangs ſpielte feinerer, dann derberer Witz, und endlich kam's zu Grobheiten, welche ſich damit endigten, daß Cleveſalo einem Stutzer, der ihm ins Geſicht lachte, ein Paar Maulſchellen gab.

Nun gewann der Handel ein ernſthafteres Anſehen: der junge Stuzer forderte Genugthuung, und ſchwur nicht eher den Kampfplatz zu verlaſſen, bis einer von ihnen beyden zu Styx und Acheron, wie er ſich ausdrückte, würde gefahren ſeyn. Clevesalo nahm die Ausforderung an, und der folgende Tag wurde zur Ausmachung des Ehrenhandels beſtimmt.

Früh zur geſetzten Stunde erſchien Clevesalo von einem einzigen Freunde begleitet, auf den Tummelplatz, aber Signor Crugio war noch nicht da. Man wartete eine Stunde; Signor Crugio erſchien noch nicht. Endlich verlor Clevesalo die Geduld: er ging nach der Stadt zurück und gerade in das Haus des Signors. Er ſey verreiſet, hieß es, und würde ſobald nicht wieder kommen: denn er ſey mit einem Schiff nach Cartagena abgegangen.

Clevesalo ſchüttelte den Kopf und ging: er konnte leicht denken, daß Crugio aus Furcht vor der Klinge nicht erſchienen war: dieß

hätte

hätte ihm genügen können; denn er hatte ja, wie man zu sagen pflegt, keine Blame auf sich sitzen; aber damit war er noch nicht zufrieden. Er ging von Kaffehaus zu Kaffehaus, von Gesellschaft zu Gesellschaft und verbreitete die Neuigkeit von seinen Händeln mit dem Sohn des Obrist Crugio, und dessen Hasenherzigkeit. Man warnte ihn, aber Clevesalo ließ sich nicht irre machen, und räsonnirte nun immer ärger.

Eines Abends kam er von Corilla, und wollte nach Hause gehen. In einem engen Gäßchen, wodurch er kommen mußte, überfielen ihn zwey Banditen, gaben ihm einige Dolchstiche, und ließen ihn für todt liegen. Nicht lange darnach kam eine Patrouille, fand ihn, und schleppte ihn nach dem ersten Gasthofe. Man bemerkte noch Zeichen des Lebens bey ihm, und der Arzt, welchen man herbeygerufen hatte, erklärte, die Wunden seyen nicht absolut tödtlich, daher gab er sich auch alle Mühe, den Verwundeten zu verbinden und zu pflegen, und schon nach drey Tagen war Clevesalo ausser Gefahr.

Corilla

Corilla erfuhr das Unglück, welches Clevesalo ihrentwegen begegnet war: sie lief hin, und fand ihn äusserst schwach, und einen Franziskaner an seinem Bette. „Ach theurer Clevesalo, rief sie, welches Unglück hat Sie betroffen. Ich Elende bin Schuld daran! Können Sie mir vergeben.“

Clevesalo (mit schwacher Stimme) Ich habe Ihnen nichts zu vergeben, Signora! Es war so der Wille des Himmels.

Corilla. Was, der Wille des Himmels. Lästern Sie nicht: Gott kann nichts Böses wollen.

Franziskaner. Sie haben Recht, Signora, Gott kann nichts Böses wollen. Aber wenn die Menschen Böses thun, so leitet Gott das Böse zum Guten.

Corilla. Ich verstehe Sie nicht, Herr Pater.

Franziskaner. Das ist sehr schlimm, Signora, daß Sie mich nicht verstehen. Ich werde mich deutlicher erklären: denn die Sache ist auch für Sie von großer Wichtig-

ke

keit. Sehn Sie, Gott bedient sich aller Dinge in der Welt, um uns vom Laster ab, und zur Tugend zurück zu führen. Wer dieß leugnet, leugnet die Fürsehung, ja sogar Gott selbst: denn ein Gott ohne Tugendliebe und Lasterhaß, und zwar sehr thätigen, ist ein Nichtding. — Signor Clevesalo hat Dolchstiche von Mördern bekommen: dieß wollte Gott freylich nicht: aber da es nun einmal so ist, so will Gott, daß der Signor sich bessern soll.

Corilla. Halten Sie dann den Signor für lasterhaft, Herr Pater?

Franziskaner. Nein Signora. Aber für schwach halte ich ihn, für flatterhaft, für ausschweifend — Doch was geht Sie das an, wofür ich den Signor halte? Ich wünschte, Sie griffen in Ihren eignen Busen?

Corilla. Nun?

Franziskaner. Ich sage, daß auch Sie, meine liebe Signora, wohl Ursache hätten, mit Ihrer Lebensart unzufrieden zu seyn — ich will nicht behaupten, daß Sie wirk-

wirklich Böses gethan haben, dafür bewahre mich Gott! Aber Sie können doch nicht leugnen, daß Sie Aergernis gaben: und —

Corilla schlug die Augen nieder, welchen Thränen entstürzten, und verließ das Zimmer. Die Worte des Vaters hatten auf sie gewirkt, noch mehr aber der traurige Anblick des Verwundeten. Sie beschloß als sie wieder nach Hause kam, ihre Lebensart zu bessern, und Cleofalo welcher bald hernach gesund ward, stand ihr in ihrem Vorhaben treulich bey.

Das erste was Corilla that, war die Einschränkung ihres Hofes. Nur die nothwendigsten Bedienten wurden behalten, und die übrigen wurden, aber erst reichlich beschenkt, ihrer Dienste entlassen. Das Geld, welches Corilla durch diese Einrichtung gewann, sollten die Armen haben; sie vertheilte selbst ihre Geschenke, und ging deßhalb so verkleidet und verhüllt in der Stadt herum, um diejenigen aufzusuchen, welche ihrer Hülfe bedürftig seyn könnten: es ge-

lang

lang ihr, vielen dürftigen Familien wieder aufzuhelfen, Kranken Labsal und Hülfe zu verschaffen, Nackte zu kleiden und Hungrige zu speisen: niemand blieb ohne Hülfe, wenn nur Corilla wußte, daß er Hülfte bedurfte.

Corilla's Großmuth wurde bald in ganz Palermo bekannt: die Armen segneten sie, wie einen Engel, den Gott gesendet hatte, um ihnen zu helfen, die Rechtschaffnen vergaßen ihr voriges Leben, und sahen bloß auf ihre jetzigen Werke; aber die Schöngeister machten Pasquille auf sie, und verläumdeten ihre Wohlthätigkeit aufs Aergste.

Corilla weinte bittere Thränen, daß man ihren guten Willen so verkannte: Clevesalo half ihr aus dem Traum, und tröstete sie.

„Sehn Sie, schöne Corilla, sagte er, Ihre Großmuth hat keinen andern Grund, als den, daß Sie nicht wissen, wohin Sie mit Ihrer Zeit sollen. Die Philosophen, die Schöngeister, die Politiker und die Liebhaber sind Ihnen zur Last geworden, und haben ihren

ihren Abſchied nehmen müſſen; die Damen haben Ihnen den Abſchied gegeben: nun ſind Sie ohne Beſchäftigung; Ihr Geiſt kann aber nicht ruhig ſeyn, und deßwegen haben Sie Arbeit bey der Tugend genommen. Glauben Sie mir, meine Beſte, die Tugend iſt ein Handwerk, welches mancher mit Vergnügen, mancher aber mit Widerwillen betreibt. Sie finden Vergnügen an der Ausübung wohlthätiger Handlungen, und wollen noch ebendrein dafür bezahlt ſeyn; Sie verlangen Beyfall. Iſt das nicht unrecht. Doch können Sie auch dieſen haben, ganz Palermo ſoll die großmüthige Corilla loben, wenn Sie nur wollen.

Corilla. Ich weiß nicht, wie dieß geſchehen ſollte. Jedermann legt meinen Wohlthaten einen falſchen Beweggrund unter.

Cleveſalo. Freylich, und das mit Recht. Sie haben die Sache auch verdammt ſchief angefangen.

Corilla. Schief? Habe ich nicht immer geſucht meine Wohlthaten an die zu bringen, welche dieſelben wirklich verdienten?

Cleve-

Clevesalo. Ja wohl, ja wohl; aber eben da steckt der Fehler. Sie haben keinem Kloster, keiner Kirche, keinem Hospital, keinem Pfaffen das Geringste geschenkt. Thun Sie das, und Sie werden Wunder sehen.

Corilla dachte über Clevesalo's Reden nach, und noch an demselben Tage wurden einige Klöster reichlich von ihr beschenkt: sie kleidete verschiedne Muttergottesbilder, stiftete einige Seelenmessen für den erstochnen Rodolfo, gab einige Capitale her, damit jährlich am Tage des heiligen Crispinus und der heiligen Borzokreka die geistlichen Oberaufseher eines Hospitals sich toll und voll saufen *) konnten. Nun kam Corilla in den besten Geruch: die Lästerer schwiegen und mur-

*) Nach einem neuen Ausdruck der unsern Sprachverbessern sehr zu empfehlen ist, heißt ein solcher Zustand leuchten, und ein Mensch der sich oft hinein versetzt, heißt ein Licht. Was ein Kirchenlicht ist, versteht sich nun von selbst. A. d. Anmerkung des Correctors.

wurden ſtummer, als Schellings todte Hunde, und die Pfaffen prieſen die heilige Freygebigkeit und Wohlthätigkeit der ſchönen Sünderin ärger, als die Schlegelianer die unſterblichen Werke eines Novalis, Tiek und des Görlitzer Schuſters preiſen können. Die Schöne erhielt Beſuche von vornehmen und geringern Geiſtlichen, ihr Haus wurde der Sammelplatz der Andächtigen, und ihr Name war in dem Armenwochenblatt zu Palermo, welches die Spötter wegen ſeines elenden Inhalts nur das armſelige Blatt nannten, alle Donnerstage mehrmals mit beygefügten Epitheten großmüthige Wohlthäterin, unermüdete Armenfreundin rühmlichſt zu leſen.

Fünf und zwanzigſter Abſchnitt.

Indeſſen verbreitete ſich die Nachricht von dem Tode des Generals Talmari, und ganz Sicilien gerieth in Trauer. Talmari

war

war wirklich ein groſser Soldat, und jedermann war überzeugt, daſs er auf dem Bette der Ehren — so heiſst man eine Menſchenſchlachterey — geblieben ſey. So hatten es nämlich die Soldaten ausgeſprengt; aber wer von Soldaten, wovon die Officiere gar nicht auszunehmen ſind, Kriegsbegebenheiten erfahren will, wird ſicher betrogen; denn es giebt in der Welt kein leichtgläubigeres und kurzſichtigeres Völkchen, als Soldaten ſind. Der Verfaſſer dieſer Geſchichte hat es ſelbſt erfahren, und da die meiſten gedruckten Nachrichten von Kriegsbegebenheiten ſich von Soldatenerzählungen herſchreiben, ſo ſind dieſelbigen auch wo nicht durchaus falſch, doch wenigſtens jämmerlich verhunzt und ſo verdreht, daſs es beynahe unmöglich iſt, die Wahrheit heraus zu finden.

Calmari war, wie man ausſprengte, und wie alle Zeitungen laut ausposaunten, als ein Held geſtorben, und doch war ſein Tod der Tod einer feigen Memme und eines Niederträchtigen. Unweit Aleſſandria war es

zu einer Hauptſchlacht gekommen: Calmari führte die Truppen an, und die Soldaten thaten Wunder der Tapferkeit, während der größten Hitze des Kampfes verließ Calmari die Schlacht, und begab ſich mit einigen ſeiner Freunde ins feindliche Lager, welches ohne Wachen war. Hier fingen die Herren an zu plündern, und machten unermeßliche Beute.

Die Sicilischen Soldaten, welche immer glaubten, daß ihr Chef an ihrer Spitze ſtritte, bewieſen auſſerordentlichen Muth: denn was vermag die Gegenwart eines Chefs nicht? Eine ſolche Gegenwart macht feige Memmen zu Helden! Die Sicilier beſiegten ihre Feinde, welche ihr Leben durch die Flucht retten und in ihr Lager zurückeilen mußten.

Einige Soldaten fanden den General Calmari in ihrem Zelt, und einer von ihnen ſchlug ihn mit dem Gewehrkolben auf den Kopf, und ließ ihn liegen, weil er ihn für todt hielt. Seine Freunde trugen ihn zurück ins Lager der Sieger, und gaben vor, ſie

hätten

hätten ihn so auf einem Haufen todter Leichname gefunden.

Die Soldaten, welche die Ehre ihres Generals immer für ihre eigne halten, waren nicht ungläubig: sie erzählten die Sache, wie sie dieselbe erfahren hatten, und in ganz Italien und Sicilien wurde von dem Tod des großen Calmari nur mit Bewunderung und Dankgefühl gesprochen: er war ein Held, der sich für das Wohl des Staats geopfert hatte. So erhalten viele Menschen statt für ihre schändliche Thaten Strafe zu leiden, oft die schönsten Belohnungen, weil man nicht weiß, was sie gethan und wie sie es gethan haben.

Calmari lebte noch zwey Tage, und genoß, ehe er starb, die vollste Ehre eines siegreichen Todes. Die Liebe beschäftigte noch seine letzten Augenblicke: er schrieb einen Brief an Corilla, welchen diese nicht ohne Thränen lesen konnte. Hier ist der Brief:

„Ich sterbe, meine theure Corilla: ich sterbe bedeckt mit Ehre und bedauert von meinem

nem Vaterland; aber ich ſterbe weit entfernt von Dir, und dieß iſt bittere Qual. Dieſer einzige Gedanke iſt mehr als der Tod: denn der Tod in Deinen Armen ſollte mir wonnevoll ſeyn, aber die Unſterblichen ſelbſt würden einen ſolchen Tod beneiden, und ſich über ihre Unſterblichkeit beklagen. Deßwegen mußte ich den Tod finden, weit von derjenigen, in welcher ich mein Glück fand — aber meine Liebe hört nicht auf. Ich fühle, daß meine Kräfte abnehmen: eine Wolke raubt mir das Licht der Sonne. Lebe wohl, liebſte Corilla, lebe ewig wohl! Erhalte Deinem treuen und zärtlichen Calmari Dein Andenken. Ach Corilla, — liebſte Corilla — ich ſterbe.“

Corilla las dieſen Brief, und empfand ein Schrecken, wegen ihrer an einem ſo aufrichtigen Mann begangnen Untreue. Sie wollte nun auf einmal ihre Lebensart ändern, und hielt das, was bloß Regungen des Mitleids und der Mißbilligung ihres Betragens war, für Regungen der Tugend. Aber die

Liebe

Liebe des Vergnügens und der Hang zum Laster hatte tiefe Wurzel geschlagen. Eine schwache Reflexion, eine vorübergehende Reue konnte diese Wurzeln nicht herausreißen, und schon einige Tage nach der Nachricht von Calmari's Tode, tröstete schon ein neuer Liebhaber die unbeständige Corilla.

Sechs und zwanzigster Abschnitt.

Corilla's neuer Liebhaber hieß Petralli, eben so sehr angesehen wegen seines Reichthums als seines Adels. In seiner Jugend fiel er den Philosophen in die Hände, und diese verwirrten ihm den Kopf mit ihren politischen Chimären. Petralli fand Geschmack an diesen Träumen, und da er einen äußerst feinen Kopf hatte, so fiel er begierig über die Systeme her, und war bald im Stande, neue zu bilden, und den Staat aus lauter Eifer für das allgemeine Wohl in Unruhe zu setzen.

Es verging kein Monat, daß nicht Petralli neue Pläne entwarf, nach welchen der Staat sollte verwaltet werden, und seine Vorschläge, so abgeschmackt und unbrauchbar sie auch immer seyn mochten, fanden dennoch stets Anhänger: und wenn sich ja keine von selbst fanden, so kaufte Petralli welche. Man weiß ja, wie sehr die Politiker und die Philosophen um Anhänger besorgt sind, und welche Mühe sie sich geben, daß ihre Meynung die Meynung des Publikums werde. Die Herren sprechen zwar, es sey ihnen lediglich um Wahrheit zu thun, aber im Grunde lieben sie bloß ihre Meynung.

Petralli hatte Anhänger in Menge, unter dem gemeinen Volk sowohl als unter den Großen: denn alle Mißvergnügten gaben ihm Recht, und applaudirten seinen Neuerungen, und wo giebt es nicht Mißvergnügte.

Corilla liebte das Vergnügen, und hierzu gehört denn auch öffentliche Erscheinung: ein Frauenzimmer ist nie glücklich, wenn

wenn es sich nicht zeigen kann; aber wie sollte Corilla erscheinen, ohne den Schutz eines Liebhabers? Sie würde sich dem Gespötte der ganzen Gesellschaft an allen den Orten ausgesetzt haben, wo sie erschienen wäre. Also war ihr ein Protector nöthig, und eben als sie sich nach einem solchen umsahe, empfahl Clevesalo den Herrn Petralli, und einen jungen reichen Officier.

Zu welchem rathen Sie mir, lieber Clevesalo, fragte Corilla?

Clevesalo. Zu welchem haben Sie die meiste Neigung?

Corilla. Zu keinem von beyden.

Clevesalo. Je nun, so würde ich den Signor Petralli vorschlagen.

Corilla. Mißfällt Ihnen der Officier?

Clevesalo. Das nicht. Ich halte ihn vielmehr für einen unsrer vollkommensten jungen Leute.

Corilla. Und doch ziehen Sie ihm den politischen Philosophen vor?

Clevesalo. Bewahre. Ich kann den Politikus nicht einmal ausstehen.

Corilla. Das ist doch komisch. Sie können ihn nicht ausstehen, und empfehlen mir ihn doch.

Clevesalo. Weil kein andrer da ist.

Corilla. Der Officier –

Clevesalo. Der Officier ist nichts für Sie: die Herren haben, seitdem sie aus dem Felde wieder zu Hause sind, eine Mode eingeführt, die Ihnen auf alle Fälle zuwider ist.

Corilla. Und worin besteht diese Mode?

Clevesalo. Im Duelliren. – Wenn einer ein Mädchen hat, und sey es auch häßlich, wie die Erbsünde, unausstehlich, wie eine Romanschreiberin, und abgeschmackt wie eine Componistin, so hat er doch gleich Nebenbuhler. Leute die ein solches Gesicht nie ansahen, so lang es noch frey herumzog, sind wie versessen darauf, sobald das Gesicht vergattirt ist. Das thun sie aber bloß, um ihren Cameraden wehe zu thun, und ihnen e

Beute abzujagen, die ihnen weiter nichts nützt. Sie sind wie der Hund in der Fabel, der den Ochsen das Heu nicht fressen ließ, wovon er doch selbst nichts genießen konnte. Sie kennen doch die ehemals berühmte Elise?

Corilla. O ja: aber die ist ja längst aus der Mode.

Clevesalo. Bitte um Vergebung: Elise ist jetzt recht wieder in der Mode. Vor acht Tagen fand sie der junge Marzini auf der Promenade, sprach mit ihr, und brachte sie nach Haus. Von nun an besuchte er sie alle Tage, und oft zwey bis drey Mal, auf allen öffentlichen Plätzen, auf allen Bällen erschien er mit ihr, und das mußte Aufsehen erregen. Er bekam Nebenbuhler: der Hauptmann Ergosta erklärte ihm gerade heraus, daß er ältere Ansprüche auf Elise habe, Marzini lachte ihm ins Angesicht. Daß sie sich schlagen mußten, versteht sich von selbst: Marzini blieb auf der Stelle, und Elise ward die Geliebte des Hauptmanns.

Corilla.

Corilla. Und das konnte Eliſe? Die Geliebte des Mörders des Geliebten! Hu, mich ſchaudert.

Cleveſalo. Eliſen hats aber nicht geſchaudert. Triumphirend hing ſie am Arm des Hauptmanns, gleichſam als wollte ſie ſagen, ſeht, dieſer Mann hat mich mit dem Degen erobert! Ich muß doch wohl etwas werth ſeyn! Aber dieſe Liebſchaft währte nicht lange: denn ſchon den folgenden Tag erſtach ein Huſarenrittmeiſter den Hauptmann, und jetzt iſt Eliſe ſeine Beute.

Corilla. Entſetzlich.

Cleveſalo. Ja wohl entſetzlich. Eben daher wollte ich auch nicht, daß Sie ſich einen Geliebten vom Militär wählten. Perſonen vom Civilſtand ſind weit bequemer; ſie machen lange nicht ſo viel Lärmen, und wenn ſie auch betrogen werden, ſind ſie zehnmal ruhiger und geduldiger, als die, welche Degen tragen. Sie würden mit einem modiſchen Brauſekopf ſchlecht zurechte kommen.

Corilla

Corilla fand den Rath ihres Mentors ganz vernünftig, und nahm die Besuche des reichen Politikers an.

Sieben und zwanzigster Abschnitt.

Petralli war nun der erklärte Liebhaber Corilla's. Er war ein Mann von funfzig Jahren, aber er war noch frisch und munter, ja man würde ihn haben artig nennen können, wenn nicht die Philosophie eine gewisse Finsterniß und ein tiefes Wesen über alle seine Züge und Handlungen verbreitet hätte. Man sahe es ihm von weitem an, daß er ein Politiker und ein Denker war. Er war nicht ohne Kopf; aber er wandte alle seine Seelenkräfte zum Räsonniren an, und erlaubte sich nicht den geringsten Scherz, nicht den mindesten muntern Ausdruck. Statt seiner Geliebten Süßigkeiten vorzusagen, und ihr Stadtmährchen zu erzählen, erklärte er ihr philosophische und politische Systeme, welche

che sie nicht verstand, und doch aus Gefälligkeit auch wider ihren Willen verstehen mußte.

Einst lag er vor Corilla auf den Knien, und schilderte ihr die Stärke seiner Leidenschaft: Corilla hörte aufmerksam zu, und nahm die zärtlichste Miene von der Welt an. Endlich hielt er inne und umarmte Corilla heftig. — „Ha, schrie er wie begeistert aus, ich hab's, ich hab's, ich bin daran! Der Himmel sey gepriesen, ich bin daran! ich bin daran!"

Corilla dachte Wunder, woran Herr Petralli seyn könnte, und erwartete weiter nichts, als daß er einen gewissen Weg verfolgen würde, um an ein Ziel zu kommen, das fast alle Liebhaber sich vorstecken. Aber sie betrog sich: denn Petralli sprang hastig auf, riß sich aus den Armen seiner Geliebten, und sprang in der Stube herum, wie ein Narr, der das große Loos in der Lotterie gewonnen hat.

„Geschwind, rief er, geschwind eine Feder! Papier! Dinte! Mein Gott, machen Sie doch, geschwind, geschwind!"

Corilla

Corilla erſchrak, und begriff kaum, was er Mann haben wollte, daher holte ſie ihm uch weder Feder noch Papier; aber er riß ren Schreibtiſch auf und bediente ſich ſelbſt. Er ſchrieb über zwey volle Stunden in einem eg, und machte dabey ſo kunderliche Gri- aſſen, daß Corilla mehrmals laut aufla- en mußte.

Endlich war er fertig, und legte mit inem lauten „es iſt vollbracht!“ das Pa- ier zuſammen.

„Was hatten Sie denn ſo nothwendig u ſchreiben, fragte Corilla? Ich habe im- ner gedacht, das Cabinett der Geliebten ſey enigſtens keine Schreibſtube?“

„Ach Theuerſte, erwiederte der Politi- er, ſeit acht vollen Tagen, und acht vollen Nächten denke ich über eine neue Regierungs- orm nach. Unſer Staat muß umgegoſſen werden, aber ein einziges Hinderniß war meinem Syſtem im Wege. Das Hinderniß iſt wichtig, und ich ſuchte die ganze Zeit über ein Mittel, es zu heben; endlich habe ich die-

ſes

ses Mittel aufgefunden, und gerade fiel es mir ein, als ich vor Ihnen auf den Knien lag. Ich glaube, Amor selbst hat mir es eingegeben: aber wie leicht hätte mich es Amor wieder können vergessen machen? Deßwegen verließ ich Sie, um diese wichtige Sache aufzuzeichnen: ich that es aus Liebe zum Vaterland. Werden Sie gar nicht böse, wenn ich Ihnen das Vaterland vorziehe. Nach ihm gehört mein Herz Ihnen an."

Corilla liebte den Politiker nicht: aber sie konnte ihn doch leiden. Denn er war freygebig bis zur Verschwendung, und bezeigte nicht die mindeste Eifersucht. Dazu war er zu viel Philosoph. Im Allgemeinen sind die Gelehrten, sie seyen nun Geschäftsmänner oder Stubensitzer, sehr bequeme Liebhaber. Ihre Geliebten, sogar ihre Weiber haben Umgang mit Personen vom Militär, und mit solchen, welche dem Militär so gerne nachahmen, mit Studenten — die Herren wenden die Augen weg, und stellen sich blind, oft sind sie es in der That.

Uebri-

Uebrigens sind' sie weder auffahrend noch herrschsüchtig, und hören gerne vernünftige Räsonnements. Ich weiß zwar, daß es hier starke Ausnahmen giebt, und daß manche Dame ihren gelehrten Liebhaber und Ehemann nicht umsonst foppte: aber dieß sind doch nur Ausnahmen.

Nachdem Corilla eine lange Zeit mit Herrn Petralli in dem besten Vernehmen gelebt hatte, verließ dieser auf einmal Sicilien, weil er gehört hatte, in England sey ein Mann aufgestanden, der ein Werk unter der Feder habe, welches Plato's Republik weit übertreffen würde. Petralli wollte diesen Wundermann kennen lernen, und zog nach England. Corilla war jetzt wieder ohne Liebhaber.

Clevesalo half auch jetzt wieder. So lang er sahe, daß Corilla einen ihrer würdigen, das heißt, einen reichen und freygebigen Liebhaber hatte, war er ruhig, und besuchte sie bloß als Freund vom Hause; so bald er aber merkte, daß die Liebschaft gar

ein

ein Ende hatte, sorgte er schleunigst für Ersatz.

Dieser fleißige Geschäftsmann empfahl den Senator Fiacco, einen Juristen, der seines Gleichen in Palermo nicht hatte, und dessen Aussprüche wie die Orakel der Themis selbst, oder doch wie die Aussprüche des Papinians und Ulpians aufgenommen wurden. Einige unbefugte Leute wollten zwar wissen, daß der Senator Fiacco ein Schurke wäre, welcher die Gerechtigkeit verkaufte, und oft aus großer Unwissenheit der Gesetze ganz läppische und abgeschmackte Urtheile fällte; aber man glaubte diesen Leuten nicht, und Fiacco behielt sein volles Ansehen.

Acht und zwanzigster Abschnitt.

Kaum hatte Corilla sich dem Senator Fiacco ergeben, so lief das Gerücht bey allen Einsichtigen in ganz Palermo herum, daß, wer etwas zu suchen habe bey Gericht, sich an

an die ſchöne Geliebte des mächtigen Sena-
tors halten müſſe.

Bald kam wirklich ein Unbekannter, welcher aber gewiß ein ehrlicher Mann war, weil er ſich durch einige anſehnliche Geſchenke hatte anmelden laſſen. Geſchenke vermindern aber in der Regel das Ueberraſchende eines unbekannten Beſuches gar ſehr.

Der Unbekannte trat ganz Faſſon in die Stube, worin Cecilla ſaß, und ſich mit dem Leſen der Erzählungen des Boccaz beſchäftigte.

„Meine Freyheit befremdet Sie ohne Zweifel, Signora, ſagte der Unbekannte: und ich geſtehe Ihnen, daß ſie mich auch befremdet. Aber Ihre Güte macht mir Muth. Sie haben immer die unterdrückte Unſchuld beſchützt, ſchönſte Donna, und die Unſchuld ſelbſt erfleht ſich jetzt Ihren Beyſtand durch meinen Mund. Ich bin ein Unglücklicher: ungerechte Räuber wollen mir mein Vermögen entziehen. Der Senator Fiacco iſt mein Richter, und Sie — Signora, vermögen

alles

alles über ihn. Können Sie Ihr Ansehen wohl besser anwenden, als zur Vertheidigung eines Unglücklichen.

Corilla wußte nicht, wie sie zu der Ehre kam, daß sie eine Beschützerin der Unschuld genannt wurde: aber der Unbekannte legte ihr einen großen Beutel Zechinen in den Schooß, und empfahl sich schnell.

Einige Stunden hernach kam ein anderer Unbekannter. Dieser war der Gegner des Ersten: er machte ihr fast dasselbe Compliment, und begleitete seine Rede, so wie der Erste, mit ansehnlichen Geschenken. Corilla machte ihm beym Abschied eine gnädige Schutzmiene, und er glaubte schon in ihren Augen den Spruch zu lesen, wodurch er zum Besitz der Güter seines Gegners gelangen sollte.

Nun war aber Corilla in nicht geringer Verlegenheit: sie sahe wohl ein, daß sie durch den Mund ihres Anbeters ein Urtheil sprechen könnte; aber wem sollte sie gewonnen geben. Alle beyde hatten sich aufs Beste empfoh-

pfohlen, beyde hatten Geschenke gebracht. Es war ein äußerst kritischer Fall.

Clevesalo half auch hier. Er besuchte Corilla, und diese stellte ihm das Anliegen der beyden streitenden Partheyen vor. Clevesalo besann sich einen Augenblick, dann stand er auf, ging ohne ein Wort zu sagen weg, und kam eine Stunde hernach mit dem Advocaten Camillo zurück. Camillo war ein großer Jurist, und gegen die Natur seiner meisten Amtsbrüder, ein rechtschaffner Mann. In einem Roman sollte freylich ein rechtschaffner Advocat nicht genennt werden: ein Roman hat eine zu kurze Existenz, und ein redlicher Advocat verdient ein bleibendes Andenken; solche Männer sind gar zu selten *).

Camillo belehrte Corillen, wer von beyden Theilen eigentlich Recht hatte; und diese

*) Selten sollten redliche Advocaten seyn? Es giebt ja aller Orten eine so große Menge Advocaten, und die wären fast alle — Hm, hm, das ist doch schnurrig! Aber was geht das mich an?

Anmerkung des Setzers.

dieſe begab ſich ſofort zu dem Senator Fiacco, und ſprach mit ihm über die Rechtsſache der beyden Partheyen. „Ey, ey, ſchrie Fiacco, glaubſt Du denn, liebes Kind, daß ich den Proceß würde entſchieden haben, ohne Dich zu fragen, wer Recht haben ſollte? Du biſt ja die Beherrſcherin meiner Gedanken, und Dir überlaſſe ich mich und alle die von mir abhängen: Du entſcheideſt ihr Schickſal: mein Mund ſoll bloß das Organ Deines Willens ſeyn; was Du willſt, iſt gerecht, und muß durchgeſetzt werden.

Corilla bediente ſich ihres Anſehens: ſie erkundigte ſich jedesmal, ſo oft jemand ſich wegen einer Rechtsſache an ſie wendete, bey dem Advocaten Camillo, ob er oder ſein Gegner Recht habe: und dann gewann allemal der, welcher es verdiente. So verhinderte ſie ihren Geliebten eine Ungerechtigkeit zu begehen, und billig zu ſeyn, ſo ſehr er ſich auch bemühete, es gerade nicht zu ſeyn.

Aber mit der Zeit wurde der Senator unſrer Schönen zur Laſt, und ſie beſchloß ihn

zu

zu verlaſſen, als er ihr zu rechter Zeit zuvor kam. Er zog ihr eine Tänzerin vor, welche Eugenia hieß, und an welcher nichts hübſches war, als ein Stumpfnäschen: wenn anders ein Stumpfnäschen eine Schönheit iſt. Der Senator ſahe ſie und ward ſterblich in ſie verliebt. Zitternd geſtand er ſeine neue Liebe Corillen, und wollte ſich damit entſchuldigen, daß Liebe eine Empfindung ſey, über welche niemand gebieten könne. Er glaubte Corillen damit zu tröſten, daß er ihr ſagte, ihre Reitze ſeyen weit ſtärker und herrlicher als die der Eugenia, aber ſeine blinde Leidenſchaft habe ihm die Augen verblendet. Nun erwartete Fiacco den Ausbruch der Eiferſucht ſeiner Geliebten: er hatte ſich ſchon vorbereitet ihre Vorwürfe zu empfangen, aber er betrog ſich.

Sie ſind ein großer Narr, ſagte Corilla ganz kalt, wenn Sie glauben, ich ſey eiferſüchtig. Mein guter Herr Fiacco, Eiferſucht ſetzt Liebe voraus, und ich bin gegen Sie nur gleichgültig geweſen.... Was ſagſt

Du, Treulose? ... Er sprach kein Wort weiter, und ging wie ein Rasender weg. Corilla lachte ihm überlaut nach, und war froh, daß er fort war. Indessen ärgerte sie sich doch, daß Fiacco ihr eine andre Schönheit vorgezogen hatte: denn ein Frauenzimmer verzeiht nicht, daß eine andre geliebt werde, gesetzt auch, sie könne den, welcher eine andre liebt, nicht ausstehen. Eifersüchtig war Corilla nicht auf ihren Liebhaber aus Liebe, sondern aus Haß gegen die, welche er ihr vorzog: und gerade aus Eifersucht wollte sie jetzt einem andern Frauenzimmer ihren Liebhaber verführen.

Neun und zwanzigster Abschnitt.

Corilla war nun wieder ohne Liebhaber, aber dießmal half Cleofalo nicht: sie half sich selbst.

Sie wußte, daß Leanti, der Stadtpräsident eine Actrice unterhielt, welche nicht nur

nur für die vornehmste Sängerin auf dem Theater, sondern auch für eine der ersten Schönheiten der Stadt gehalten wurde. Corilla mißgönnte der Schönen ihren Liebhaber, und beschloß, denselben untreu zu machen. Ihre Absicht gelang bald. Eines Abends wurde ein Trauerspiel aufgeführt, wobey jedermann gähnte. Livia, so hieß die Actrice, spielte mit, und Leanti applaudirte ihr: endlich bemerkte er, daß Corilla neben ihm saß, und sein Händeklatschen ward seltner und hörte endlich gar auf. Corilla bemerkte dieses mit innigster Freude, machte sich etwas mit dem Präsidenten zu thun, und besiegte ihn vollkommen. Die Sängerin war vergessen, und Corilla wurde mit Geschenken überhäuft: denn einem Präsidenten einer großen und reichen Stadt kostet es wenig, Geschenke zu machen; er hat ja Gelegenheit, so viel Plus zu machen, als er nur will.

Indessen empfand Corilla doch heftige Gewissensbisse, wenn sie bedachte, daß sie sich bloß mit dem Blut der Armen bereicherte.

Jeder Diamant, womit sie sich schmückte, erinnerte sie an den Schweiß der ihres Vergnügens wegen unterdrückten Unschuld. Diese Vorstellung empörte sie: aber die Vorwürfe des Volks quälten sie noch mehr. Wenn sie ausfuhr und in der prächtigsten Equipage auf öffentlichen Plätzen erschien, so sahe sie den Mißmuth auf allen Gesichtern. Der Arme, welcher ihren prachtvollen Aufzug als die Frucht seines Fleißes, welche man ihm raubte, betrachtete, sah sie mit zornigen und neidischen Augen an. Diese Blicke waren lauter Stiche in Corilla's Herz. Sie hatte zwar die Stimme der Tugend unterdrücken können, aber die Stimme der Menschlichkeit zu unterdrücken, war ihr unmöglich.

Corilla faßte den Entschluß, den Präsidenten zu verlassen, und ein Zufall begünstigte diesen Vorsatz. Der Präsident war, um den Cardinal Erzbischof zu empfangen, nach Rom gereiset: Corilla wollte ihn nicht begleiten; aber der Herr Präsident konnte sich so lange des Umgangs mit Frauenzim-

mern

mern nicht enthalten. Er machte ſich daher mit einem Nymphchen von dem Gefolge des Erzbiſchofs bekannt, und befand ſich recht wohl dabey. Nach ſeiner Zuhauſekunft aber empfand er einige Folgen des Umgangs mit dem Nymphchen, welche ihm die Hülfe des Arztes nothwendig machten. Gegen Corilla gab er vor, er habe ſich auf der Reiſe erkältet, und erbrittiſche Umſtände quälten ihn jetzt. Corilla war froh, daß ſie nun wenigſtens eine Zeitlang für ſich leben konnte, und begab ſich auf ein Landhaus, welches dem Präſidenten gehörte.

Eines Tages fuhr Corilla ſpatzieren, aber der Kutſcher, ein ungeſchickter Kerl, warf um, und der Wagen brach, doch beſchädigte ſich Corilla nicht. Ein junger Herr, welcher den Unglücksfall von weitem geſehen hatte, eilte herbey und nahm ſie in ſeinen Wagen. „Ihr Unglück ſagte er, iſt ein Glück für mich: denn wie würde ich die ſchöne Corilla in meinem Hauſe bewirthen können, wenn Ihr Wagen nicht brach?“

Corilla. In Ihrem Hause? —

Dorini. Welches hier in der Nähe ist: Sie werden sich entschließen, mich zu begleiten, und so lange bey mir zu bleiben, bis Ihr Wagen wieder hergestellt ist: ich habe geschickte Leute, die den Schaden bald wieder gut machen können.

Corilla fuhr mit dem jungen Dorini auf dessen Landhaus, und wurde unterwegs von seinem artigen Wesen ganz bezaubert. Als sie aufs Landhaus kamen, sprang ihnen ein junges Mädchen entgegen, welches Dorini um den Hals fiel und ihn aufs zärtlichste bewillkommte. Corilla erinnerte sich, das Mädchen schon mehrmals gesehen zu haben, aber sie konnte sich nicht gleich besinnen, wo? Endlich hörte sie, daß Signor Dorini das Mädchen mit Namen rief, und es Marilla hieß. Jetzt fiel es Corilla ein, daß das Mädchen sonst auf dem Theater gespielt hatte, und rieth gleich auf die Wahrheit, nämlich, daß Signor Dorini ein Liebesverständniß mit ihr haben müsse.

Dorini

Dorini betete seine Geliebte an, und Manilla war ihm gleichfalls mit der größten Herzlichkeit ergeben: dieß ist freylich ein schwerer Satz zu glauben, aber es war so: Corilla überzeugte sich davon, und ärgerte sich, daß ein Theatermädchen wirklicher Empfindungen fähig war. Daher ward der Vorsatz in ihrer Seele fest, den artigen Dorini untreu zu machen, ohne die Wirkungen der Eifersucht von Seiten Manilla's zu fürchten.

Dorini hatte von seiner ersten Jugend an die Waffen getragen: unter den Officieren hatte er sich jenes freye erobernde Air angewöhnt, welches ein wenig an Stolz und Impertinenz gränzt, und doch immer wohlgefällt. Alle seine Reden waren witzig, und oft beißend, ohne jedoch zu beleidigen: er sahe sehr gut aus, seine Augen waren lebhaft, und sein Anstand edel. Corilla sahe alle diese Vollkommenheiten, und ward in vollem Ernst verliebt.

Dreyßigster Abschnitt.

Dorini bat Corillen, einige Tage bey ihm zu bleiben: sie weigerte sich so, daß er wohl sahe, daß sie das Anerbieten bald annehmen würde, wenn er darauf beſtünde. Sie blieb also, und die ersten Tage giugen unter Vergnügungen hin: endlich wurden ihre Gespräche ernsthafter, und bald folgten von beyden Seiten Erklärungen, welche der armen Manilla ihren Liebhaber raubten.

Dorini schien das Theatermädchen ganz zu vergessen: er sah sie, und suchte bloß Gelegenheit mit Corilla allein zu seyn. Manilla bemerkte bald Veränderungen an ihrem Geliebten, und die fürchterlichste Eifersucht bemächtigte sich ihres ganzen Wesens: sie schwur sich zu rächen, doch suchte sie erst Gewißheit von der Untreue ihres Dorini, und diese war nicht schwer zu erlangen.

Manilla sagte zu Dorini, daß sie nach der Stadt zurückkehren würde, weil ihre

Gegen-

Gegenwart auf dem Theater nöthig sey, und Dorini widersetzte sich im Geringsten nicht: mit dem höchsten Schmerz bemerkte die Verlassene, wie die Freude aus den Augen des Treulosen leuchtete, als sie ihm ihren Entschluß mittheilte. Sie reiste wirklich ab, aber statt nach Palermo zu gehen, begab sie sich in der Nähe zu einer alten Gärtnerin, und schlich sich in den Park, wo sie wußte, daß Dorini mit Corillen oft spatzieren ging.

Beyde Verliebten saßen eben traulich beysammen in einer wilden Laube, und waren eben im Begriff das zärtlichste Duodram aufzuführen, als Manilla ganz ausser sich am Eingang der Laube erschien: ihre Wuth ward noch stärker, als sie die zärtliche Stellung des Ungetreuen und der verhaßten Corilla gewahr ward. Sie goß ihre Wuth in einigen tragischen Versen aus, welche sie declamirte: es waren Verse aus der Medea eines italiänischen Schlegelianers.

Dorini und Corilla waren ganz verblüfft, und sahen die Theaterprinzessin stier an, diese

diese aber bildete sich ein, auf der Bühne zu stehen, und mit den Worten:

Treuloser fahre hin zu Lethe's finstern Wellen,
Dich schickt zum Tartarus selbst der Geliebten Hand!

stieß sie ihm einen Dolch in die Brust.

Dorini sank, aber sein Blut war der rasenden Theaterin noch nicht genug: das Blut der verhaßten Nebenbuhlerin sollte auch fließen: sie hob den Dolch, und wollte ihn eben in Corilla's Herz senken, als ein nahes Geräusch sie daran verhinderte. Ein großer Hund sprang aus dem Gebüsche gerade auf die Komödiantin zu; diese entsprang mit einem großen Schrey, stürzte aber im Laufen, und der Dolch, welchen sie ohne es zu wissen, gegen ihre Brust gekehrt hatte, drang in ihr Herz, und sie fiel todt nicht weit von dem sterbenden Dorini nieder.

Corilla stand da zitternd und bebend: bald betrachtete sie den blutenden Körper ihrer grausamen Nebenbuhlerin, bald ihren tö-

chel-

chenden Geliebten: endlich stürzte sie auf diesen nieder, mischte ihre Thränen mit seinem Blut, und gab ihm die allerzärtlichsten Namen.

„Ach, theure Corilla, ich sterbe, sagte Dorini mit sterbender, kaum mehr hörbarer Stimme – aber beklage mein Schicksal nicht, Geliebte meiner Seele! Mein Tod ist zu schön; ich sterbe ja an Deinem Busen, und Deine Hände drücken mir die Augen zu. O hätte ich nur noch Kräfte genug, um mein Glück ganz zu fühlen! Lebe wohl, meine Einzige! fange meine letzten Seufzer auf. Die Liebe .... ach .... ich sterbe....

Dorini hauchte seinen letzten Athem aus, und Corilla fiel in Ohnmacht. Es war ein Glück für sie, daß eine gänzliche Lethargie ihr den Anblick der schauderhaften Gegenstände entzog, welche sie umgaben.

Als sie so da lag, kamen Dorini's Leute, erschraken, muthmaßten einen Theil der Wahrheit, ersetzten das, was sie nicht aus Gründen muthmaßen konnten, durch Errathen,

then, trugen die Todten weg, und brachten Corilla auf ein Zimmer des Landhauses. Corilla erwachte wieder; sie konnte wieder denken, aber bloß empfand sie ihr Unglück. Sobald sie nur ausser dem Bette seyn konnte, verließ sie jenen Aufenthalt, welcher ihr nur Gegenstände des Schreckens darbot. Sie begab sich auf ein Landhaus, welches ihr angehörte, und faßte den unerschütterlichen Entschluß, das Gewerbe eines feilen Mädchens aufzugeben: denn dieser Stand war ihr abscheulich geworden, und gerne wäre sie wieder in ihre erste Armuth zurückgekehrt, wenn sie das Geschehene hätte können ungeschehen machen.

Corilla lebte indessen doch in ziemlicher Ruhe und mitten im Ueberfluß; denn sie war klug genug gewesen, sich durch die Freygebigkeit ihrer Liebhaber zu bereichern, und solche Güter zu erwerben, die man ihr nicht nehmen konnte. In der Stadt hatte sie ein prächtig möblirtes Haus: und auf dem Lande hatte sie mehrere, welche eben so geschmack-

voll

soll als schön waren. In dem schönsten dieser Lusthäuser suchte sie ihren Kummer zu vertreiben; dennoch fand sie bald, daß sie den unglücklichen Dorini länger nach seinem Tode lieben würde, als sie ihn ohne Zweifel nicht würde geliebt haben, wenn sein Leben länger gewähret hätte.

Ein und dreyßigster Abschnitt.

Corilla ist nun kein feiles Mädchen mehr: wir haben aber gesehen, wie sie sich als feiles Mädchen betragen hat. Ehe ich weiter in der Geschichte meiner Heldin fortfahre, mag man mir einige allgemeine Bemerkungen über feile Mädchen erlauben, und diejenigen meiner Leser, welche dergleichen Bemerkungen nicht leiden wollen, können ja diesen ganzen Abschnitt überschlagen, welcher ohnedin von Corilla kein Wort enthält. Uebrigens erwarte man ja keine vollständige Abhandlung über die feilen Mädchen: denn so etwas fordert Bände in Folio.

Er-

Gewöhnlich betrachtet man feile Mädchen, als sehr verliebte Creaturen: sinnliche Liebe, auf deutsch Geilheit genannt, soll ihren Charakter ausmachen, wie man sich gemeiniglich einbildet, aber eben diese Einbildung entehrt die Dirnchen, und drückt ihrem Stand einen Flecken ein, welchen sie nie auslöschen können, und welcher in den Augen der Ehrliebe stets häßlich erscheint. Aber diejenigen, welche so von den guten Kindern denken, betrügen sich, und die guten Kinder sind klug genug, den Leuten ihren Irrthum nicht zu nehmen. Nichts ist ruhiger, als das Herz einer Lustnymphe, und wenn es ja scheint, mit der Liebe seinen Spaß zu haben, so will es bloß dem Liebesgott zeigen, wie ohnmächtig er ist, es will ihm beweisen, daß er nicht Eroberungen zu machen suchen müsse, die über seine Kräfte sind. Eine hohe Gleichgültigkeit ist die einzige Empfindung einer feilen Kokette; oder sie hat vielmehr ein anderes, welches mit der Liebe noch weniger stimmt, nämlich den Eigennutz. Eigennutz

nutz ist ihre einzige Leidenschaft, und so lange ein Reicher ihre Reitze anbetet, macht sie seinen Schätzen die Cour. Bloß Reichthum sucht sie bey ihren Liebhabern: der reichste ist der liebenswürdigste. —

Wenn eine kluge Kokette ihre Laufbahn anfängt, so wird sie allerdings auf den Rang und die Geburt ihrer Liebhaber sehen, um ihren Ruf fest zu gründen: aber sobald sie für das bekannt ist, was sie ist, so bleibt sie bloß beym Gelde stehen. Sie hält sich vorzüglich zu jenen jungen Herren, welche von lästigem Zwange befreyt, in die Welt eintreten. Solche Herren wollen glänzen, und sich vor andern auszeichnen: sie sind nicht zufrieden, daß sie allein Bewundrung erregen: auch ihre Geliebten sollen es, und daher befinden sich diese so wohl bey solchen Brauselöpfen.

Uebrigens ist der Stand eines feilen Mädchens ein beschwerliches und äusserst verdrießliches Manöver. Ja, wenn der Liebhaber ein junger Mann von feinem Umgang

und

und Sitten ist, so mag ein Extraumgang mit ihm viel Vergnügen verschaffen: hat ein solcher Mann eine schöne, geistreiche, tugendhafte Gattin, so wird das Vergnügen größer: denn die feilen Creaturen finden keine größere Wollust, als wenn brave Frauen ihretwegen hinten angesetzt, beleidigt und verachtet werden *). Eben so angenehm ist es den Lustnymphen, ihre Liebhaber in ihrem Netz zu halten, trotz den Bemühungen tugendhafter Mädchen, sie an sich zu ziehen.

Aber wenn der Liebhaber ein Greis ist, dann ist der Zustand der Geliebten ein wahres Fegefeuer; und doch sind viele von denen, welche Mädchen zu ihrem Vergnügen unterhalten, alte Sündenböcke, welche, wenn sie klug wären, die Gedanken auf junge Mädchen fahren lassen sollten. Wie viel Handgriffe muß nicht das Nymphchen anwenden, um die Begierden des Alten rege zu machen,

*) Dieß gestehet selbst die sonst nicht ganz verdorbene Dame des plaisirs, Ninon de Lenclos, in ihren Briefen, ich weiß nicht wo.

machen, und sie dann zu befriedigen! Der Stachel des Vergnügens ist für den Sünder abgestumpft: man muß ihn wieder schärfen, man muß seine Begierden reizen, und ihn gleichsam wider seine Natur glücklich machen. Die Liebe ist aber die beschwerlichste Kunst, so bald sie nicht mehr natürlich ist.

Indessen hat das Gewerbe der feilen Mädchen doch einiges Vergnügen, welches sich durchgängig findet — das pikante Vergnügen die Männer zu hintergehen, und ihnen ein Feuer anzublasen, welches von aussen sie zu verzehren scheint, indeß ihr Herz kalt, oder wenigstens ruhig bleibt.

Ich habe Männer gesehen, welche in feile Mädchen wirklich und im Ernst verliebt waren: die schienen mir grosse Narren zu seyn, zumal wenn sie der Teufel der Eifersucht plagte. Andre haben gar aus feilen Mädchen ihre Gattinnen gemacht, die waren über allen Glauben niederträchtig *). Es ver-

*) Treflich nach dem Sprüchwort:
Wer eine H... nimmt öffentlich,
Der bleibt ein H...s...r ewiglich.
Anmerkung des Setzers.

versteht sich von selbst, daß ich bloß von den Lustnymphen der ersten Ordnung rede, von denen nämlich, die eine ordentliche Rolle in der großen Welt spielen, und nicht von jenen verächtlichen Geschöpfen, welche für ein geringes Geld jedem zu Gebot stehen, der sie haben will. Diese sind unter aller Kritik *). Und wenn ja ein feiles Mädchen fähig seyn kann, Liebe zu empfinden, so ist sie es gewiß gegen den nicht, welcher sie mit Wohlthaten überhäuft. Liebe läßt sich nicht bezahlen, und hört auf, sobald sie bezahlt wird. Nun wieder zurück zu unsrer Corilla.

Zwey

*) Doch nicht unter der Kritik des Zotologen. Ovidius hat sie in folgenden schönen Versen kritisirt:

Stat meretrix parvo cuivis mercabilis aere,
Et miseras jusso corpore quaerit opes.

Ovid. Amor. L. II. El. VIII.

Zwey und dreyßigster Abschnitt.

Der Stadtpräsident Ferrari, welchen Corilla, mir nichts dir nichts, verlassen hatte, fiel um diese Zeit in den Abgrund des Verderbens. Dieser ungerechte Mann hatte die Stadt betrogen, um seine Mätressen zu bereichern: es ist aber sehr leicht auf fremde Unkosten spendabel zu seyn; eine Freygebigkeit dieser Art fordert nicht viel Seelengröße. Der Präsident plünderte die öffentliche Kasse, welche man ihm anvertraut hatte, und diese ergiebige Quelle von Reichthümern war kaum hinlänglich zu seinen tollen Verschwendungen.

Endlich nahm man höhern Ortes diese Bübereyen wahr, und hörte auf das Geschrey des durch Lasten und Abgaben unterdrückten Volks. Die Güter des Präsidenten wurden zum Vortheil der Staatskasse confiscirt, und er selbst sahe sich bald genöthigt, sein Brodt bey denen zu betteln, welche er ehedem ruinirt hatte. Der Pöbel,

stets unbarmherzig, wenn er sich rächen kann, richtete seine Augen auf das Elend des Mannes, um dessen Strenge zu verbittern: wo er hinkam, erhielt er abschlägige Antworten auf alle seine Bitten. Grobheiten und Vorwürfe wurden nicht gespart.

Der arme Präsident, um sich des Hungers zu erwehren, suchte Hülfe bey seinen Mätressen, welche er durch die Frucht seiner Schurkereyen ehemals bereichert hatte: aber alle wiesen ihn an der Thüre ab, mit der beleidigendsten Verachtung. Das ist aber so an dem Wesen dieser angebeteten Frauenzimmer, an welche die Männer ihr Herz und ihr Vermögen hängen.

Endlich erinnerte sich der Unglückliche an Cortilla; er hoffte, ihr Herz werde grossmüthiger seyn, als das der andern, und betrog sich nicht. Cortilla's Bedienter kam eines Morgens zu ihr ins Zimmer „Madame, sagte er, draußen ist ein Unbekannter, der so galant gekleidet ist, wie ein Thorvisitator, und so artig spricht, wie — o ich mags nicht sagen;

sagen; mir kommts vor, als wenn er einen Zentner Mercurius gefressen hätte: er spricht sonica *) durch die Nase. Er will Sie sprechen. Soll ich ihn zur Thüre hinauswerfen?"

Corilla sahe den Kerl an, und dieser verstand den Wink, und führte den Präsidenten herein. „Sie sehen hier einen Mann, schöne Corilla, sagte der Signor, den Sie einst zu lieben schienen: ich habe Sie angebetet, und Sie verließen mich, aber gerade, daß Sie mich verließen, macht mich kühn genug, Hülfe bey Ihnen zu suchen. Ich bin ein Bettler: meine Verwandten, meine Freunde **), meine Geliebten, alle verlassen mich, und das Volk, dessen Unglück ich vermehrt hatte, verfolgt mich aufs ärgste, doch

*) Ein neues Wort, dessen Ursprung jedoch die besten Etymologisten, sogar der Sudler des Apollon nicht weiß.

**) Illud amicitiae sanctum et venerabile nomen,
Prostat et in quaestu pro meretrice sedet.
Ovidius.

doch noch lange nicht so arg, als meine gewesenen Freunde. Und doch bin ich bloß dieser Schurken und Schurkinnen wegen selbst zum Schurken geworden, um sie zu bereichern."

Hier schwieg der Präsident, welcher vor Aerger und Schmerz nicht mehr weiter sprechen konnte. Corilla antwortete dem armen Teufel nichts, so sehr hatte sie sein Unglück gerührt. Der Bediente, welcher den Präsidenten herein geführt hatte, und aus Neugierde, welche dem Bedientengesindel *) so sehr eigen ist, stehn geblieben war, hielt seiner Gebieterin Stillschweigen auf die Bitte des Supplicanten für ein Zeichen ihres Widerwillens und einer abschlägigen Antwort, und sagte im Bediententon: Madam, soll ich den Kerl hinauswerfen? und indem er dieß sagte, griff er schon nach dem armen Präsidenten, um ihn zu transportiren.

„Haltet ein, rief Corilla, Unverschämter, und packt Euch selbst den Augenblick aus

*) Dieses Wort scheint mir das französische valet taille auszudrücken.

aus meinem Hause. Ich mag die nicht leiden, die dem Elende spotten und es verachten können: noch abscheulicher ist mir der Bube, der den Unglücklichen beleidigen kann. Packt Euch, und kommt mir nie wieder vor die Augen. Hier ist Euer Lohn!"

Der Bediente ging, stahl noch im Hause zusammen, was er erwischen konnte, und zog in aller Stille ab.

Corilla gab dem Präsidenten die Hälfte von dem zurück, was sie von ihm bekommen hatte: er ward ein ehrlicher Mann, und lebte ohne Zweifel glücklich, weil er den Muth besaß, seine ehemaligen Schurkereyen zu verbessern. Er legte sich auf den Handel dieser gelang ihm, und er erstattete alles wieder, was er gestohlen hatte. So erlangte er die Achtung aller guten Leute wieder, und bloß die Schadenfrohen, die Taugenichtse, die Müßiggänger und die Frauhaben redeten noch von des Präsidenten alten Schurkereyen, und von seinem Unglück. Corilla hatte die Bekehrung und das Glück dieses

ses Mannes bewirkt: man schätzte sie unter allen Edelgesinnten, aber die, welche kein Haar besser waren, als der Präsident und Corilla, meynten, sie sey doch nur eine —

Drey und dreyßigster Abschnitt.

Corilla's Jugendfreundin, die kensche Lucinde, war mit einem reichen Engländer in alle Welt gegangen, und hatte an allen unsinnigen Verschwendungen des Lords Theil genommen. Endlich kam der Lord nach Berlin, wo er in der Trunkenheit mit einem gleichfalls trunkenen Rittmeister Händel bekam. Die Herren schlugen sich, als sie wieder nüchtern waren, und der Lord wurde erstochen. Die Bedienten des Lords erfuhren dessen Unglück, packten zusammen, und gingen nach England zurück. Lucinde war jetzt allein und verlassen: sie hatte nichts gespart, und fing gar bald an zu darben. Sie entschloß sich also, ihr altes Gewerbe wieder anzu-

anzufangen, und zeigte sich öffentlich. Im Thiergarten, wo sie öfters spatzieren ging, wurde sie von einem Herrn bemerkt, welcher sie anredete. Lucinde sprach schlecht deutsch: der Herr redete französisch mit ihr, welches sie eben so elend sprach. Nun sprach der Herr italiänisch, und Lucindens Maul ging wie eine Klappermühle. Der Baron von Mückendorf — so hieß der Herr — war von Lucinden bezaubert, und bat sich die Freyheit aus, sie nach Haus zu begleiten. Lucinde gestattete ihm dieß, und so kamen beyde auf einem Dachstübchen an, wo die Nymphe wohnte.

„Was ist das, Signora, sagte der Baron? Sie logiren hier?"

Lucinde. Wie Sie sehen, Signor: in meiner Lage ist mir kein besseres Logis erlaubt.

Baron. Ach wie froh bin ich, daß ich Ihnen ein besseres schaffen kann, wenn Sie Gebrauch von meiner Börse machen wollen.

Lucinde.

Lucinde. Herr Baron, unter jeden andern Umständen würde ich alle Anerbietungen ablehnen: aber ich bin gezwungen, wenigstens ein Reisegeld nach meinem Vaterlande anzunehmen, und wenn Sie mir eine kleine Summe dazu borgen wollten —

Baron. Sie wollen Berlin verlassen, Signora? Jetzt mitten im Winter?

Lucinde. Sie sehen meine Lage; ich kann nicht länger bestehen. (Weint in Tücher.)

Baron. Stillen Sie diese Thränen, Signora, und betrachten Sie mich als Ihren Freund. Es soll Ihnen an nichts mangeln.

Der Baron ging, und schon den folgenden Tag wohnte Lucinde in einem herrlich möblirten Zimmer, hatte ein Kammermädchen, einen Bedienten, fuhr täglich aus und besuchte vornehme Gesellschaften; denn obgleich der Ruf der hübschen Sicilianerin wegen des Umgangs mit dem Baron von Mückendorf ziemlich zweydeutig war, so sind doch

die

die Herren und die Damen zu Berlin tole-
rant genug, niemand von ihrem Umgang
auszuschließen, der nicht gerade öffentlich
scandalös lebt, und das that Lucinde ja nicht.

Wo sie hin kam, erzählte sie ihre Ge-
schichte, die aber einem Roman ähnlich war.
Sie war, sagte sie, die Tochter eines ange-
sehenen aber armen Ritters zu Palermo; hät-
te eine gute Erziehung genossen, und sollte
ins Kloster ziehen, weil ihr Vater verzwei-
felte, sie jemals nach ihrem Stande verhei-
rathen zu können. Sie hätte aber einen gro-
ßen Widerwillen vor dem Kloster gehabt, jedoch
würde sie sich endlich dazu entschlossen haben,
wenn die Liebe die Sache nicht verändert hät-
te. Mylord Bordine kam nach Palermo,
sahe sie, verliebte sich in sie, und bate um
ihre Hand an. Ihre Anverwandten woll-
ten nicht einwilligen, weil Mylord ein Pro-
testant war. Er sollte katholisch werden.
Das werd' ich wohl bleiben lassen, sagte
Mylord; wenn ich die Religion verändere,
so verliere ich die meisten Rechte der engli-
schen

schen Lordschaft: sonst gälte mir es gleich, ob ich ein Türk wäre, oder ein Christ, oder gar ein blinder Heide. Was sollte nun aus der armen Lucinde werden, welche ihren Lord aufs zärtlichste liebte? Sie gab endlich seinen Bitten nach, und ließ sich von ihm entführen. Glücklich kamen sie in Frankreich, und dann in Deutschland an, wo sie ein gewisser Pastor Loci für Geld und gute Worte zusammen traute. Sie kamen nach Berlin, und der zärtlich geliebte Gemahl blieb in Duell.

Die Berliner Herren und Damen hörten das Romanchen an, ließen aber dahin gestellt seyn, ob und wie ferne es wahr sey, doch waren sie höflich genug, keine Zweifel dagegen blicken zu lassen.

Einige Monate lebte Lucinde ganz ruhig, und im Ueberfluß: aber da ihr Geliebter oft abwesend seyn mußte, so wurde ihr die Zeit nicht selten lang, und wenn sie nicht ausging, vertrieb sie sich die lange Weile mit der Musik. Ein junger Musicus kam oft zu ihr, und accompagnirte: dieser Musicus brach-

brachte auch einen Poeten mit, welcher Gedichte auf Lucinden machte, die der Musicus componirte. Einige dieser Gedichte kamen ins Publikum: denn wo ist wohl ein discreter Dichter? Man sang sie öffentlich, und der Baron ward eifersüchtig: er befahl Lucinden den Barbier und den Dudelmajor nicht mehr kommen zu lassen; er habe ein Mädchen für sich, und nicht für poetische und musicalische Tageliebe.

Lucinde ließ nun die Herren immer in Geheim kommen, aber der Baron hatte Spione; er überzeugte sich leicht von Lucindens Untreue, verließ sie, und blamirte sie in der ganzen Stadt. Nun war die Arme wieder ganz verlassen: denn der Poet und der Musicus konnten ihr nichts geben; sie hatten selbst nichts. Die Talente werden vom Glück nicht begünstigt, und die Reimerey bringt so wenig Geld ein, als die Leyerey. Wer nichts Solides daneben treibt, ist und bleibt auf immer ein armer Schlucker. Lucinde wurde nun allgemein verachtet, weil

der

der Baron sie als eine gemeine Bublerin beschrieben hatte. Da sie überdieß nichts gespart hatte, so ward die dringendste Armuth bald wieder ihr Theil.

„Sie können ja so hübsch singen auf italiänisch, sagte eines Tages Lucindens Mädchen zu ihr: gehn Sie doch aufs Theater, und singen Sie in der Opera." Der Vorschlag gefiel Lucinden; sie engagirte sich, und lebte ganz gut: aber auch dieses Glück währte nicht lange: denn Lucinde verdarb es mit dem Intendanten der Oper, und wurde verabschiedet. Einige Studenten, welche Lucinden zu Berlin hatten kennen lernen, und im Begriff waren, auf die Universität zurück zu kehren, beredeten sie, auch dahin zu kommen, und ein Concert zu geben. Lucinde kam auf die Universität, gab einige Concerte, und verdiente viel Geld: von den jungen Herren wurde sie frey gehalten, und hatte also nicht nöthig etwas auszugeben.

Sie zog nun durch Deutschland, und gab in allen großen Städten Concerte: aber das

das Leben war ihr doch endlich zu beschwerlich: sie entschloß sich noch in ein Vaterland zurück zu kehren, und für ihr Geld zu leben. Unweit Rom wurde sie rein ausgeplündert, und kam ohne einen Heller Geld zu Palermo an, wohin sie ein Gnadenspitän, dem sie einige Nächte gestattete, ohne Zahlung gebracht hatte.

Vier und dreyßigster Abschnitt.

Lucinde wendete sich von allem entblößt an ihre ehemaligen Freunde und Liebhaber: aber die hatten alle keine Ohren für sie. Ein Frauenzimmer, meynten sie, daß in der Welt herumgezogen wäre, müsse erst Contumaz halten, ehe man sich ihrer wieder bedienen könne: man könne nicht wissen, was sie von ihren Reisen mitgebracht habe. Einige Groschen Geld, die man ihr gab, reichten kaum hin, ihr eine elende Herberge und ganz gemeine Kost zu verschaffen.

An-

Indessen hörte die Verlassene von dem Wohlstand, worin Corilla lebte. Sie ging zu ihr, und fiel ihr zu Füssen. Corilla erkannte sie kaum wieder. „Mein Gott, rief sie, Lucinde, wie kommst Du hierher? Wie siehst Du aus!“

Lucinde. Dieß sind die Früchte meiner Lebensart. Endlich führt sie uns armen Geschöpfe so weit.

Corilla. Gott, wie dauerst Du mich! Aber sey zufrieden, ich werde Dir helfen, wie ich nur kann.

Lucinde. Thue das, liebste Corilla: nimm Dich meiner Armuth an; Du hast ein gutes Herz, und Deine Wohlthaten werden Dir gewiß Vergnügen machen.

Corilla. Ja Lucinde, erst heute zeigst Du Dich als meine wahre Freundin. Du hast mir ehedem auch geholfen, hast mir mit Deinem Rath beygestanden: aber alles dieß konntest Du ja auch thun, um Deinem Hange zu Wohlthaten ein Opfer zu bringen. Aber jetzt, da Du meine Hülfe suchst, erkenne ich meine

meine Freundin. Deine Hoffnung soll nicht betrogen werden: sie schmeichelt meinem Herzen zu sehr. Bleibe bey mir, liebe Lucinde, und theile meine Reichthümer mit mir; sie sind die Frucht Deiner Rathschläge, sie gehören Dir zu. Erkenntlichkeit, Freundschaft, Dein Unglück, dieß alles giebt Dir ein Recht auf das, was ich besitze.

Corilla und Lucinde lebten in der größten Einigkeit und in einer ungestörten Ruhe auf dem Lande: beyde waren gebildete Mädchen, und daher im Stande, sich selbst zu leben: aber ausserdem kamen noch zuweilen einige Herren und Damen aus der Stadt zu Corilla, und machten ihr das Leben noch angenehmer. Corilla hatte bey sich fest beschlossen, keine Liebesintrigue mehr anzufangen, sondern ihr Herz gegen alle Reitzungen der Liebe zu verwahren. Aber bald ward sie inne, daß ein Vorsatz dieser Art gerade so gut ist, als gar keiner.

Ein junger Genueser, Imperiali, kam nach Palermo, wo er einige Verwandten hat-

te. Dieser junge Signor war Officier in französischen Diensten: man rühmte ihn, als einen sehr guten Soldaten, und die Weiber beschrieben ihn, als den artigsten Cavalier von der Welt. Er war sehr verliebt, und wenn er einen Gegenstand fand, der seine Neigung reitzte, so liebte er auch mit einem rasenden Enthusiasmus: aber nichts kannte er weniger, als Beständigkeit, und nie war jemand flatterhafter, als dieser Conte Imperiali.

Auf einem Ball, welchen Corilla gab, wurde Imperiali mit ihr bekannt: sie liebten sich beyde gleich den ersten Augenblick, und jedermann von den Anwesenden sahe die aufwachsende wechselseitige Liebe. Imperiali war nun täglich bey ihr, und damals war seine Liebe gewiß unverstellt und aufrichtig: aber Leute von dem Charakter des Grafen Imperiali ändern sich nur zu bald; wer ihnen traut, wird betrogen.

Es waren ungefähr vier Wochen verflossen, seitdem Corilla und Imperiali erklär-

te

te Liebende waren, als der Ritter einmal einen ganzen Tag wegblieb. Dieß fiel Corillen fürchterlich aufs Herz: denn sie war eines solchen Ausseubleibens gar nicht gewohnt. Die Zeit ward ihr todtlange, und die fürchterlichsten Vorstellungen folterten sie: bald sahe sie ihn im Duell erstochen, bald hatten ihn die Seeräuber am Ufer des Meers aufgefangen, und nach Algier in die Sclaverey geschleppt, bald war ihm sonst ein Unglück begegnet: aber alles, was sie denken konnte, that ihr nicht so wehe, als wenn sie überlegte, er könne auch wohl ungetreu seyn. Diesen Gedanken ertrug sie nicht.

Den folgenden Tag kam Imperiali wieder nicht: Corilla schickte nach seiner Wohnung, und ließ fragen, wo er bliebe. Die Hausleute sagten, er sey in zwey Tagen nicht nach Haus gekommen, sie wüßten nicht, wo er bliebe. Corilla war in der tödtlichsten Angst und Verlegenheit.

Den dritten Tag kam Imperiali mit einem finstern Gesichte, er seufzete und schwieg.

„Mein Himmel, was fehlt Dir, mein Geliebter? Du erschreckest mich; erzähle mir, was ist Dir widerfahren.“

Ach Gott, erwiederte Imperiali, indem er Corilla in seine Arme schloß, ich schäme mich, Dir meine traurige Begebenheit zu offenbaren. Du kennst doch den Bectoldo, welchen jedermann für den ehrlichsten Mann in der Stadt hält: er war meinem Vater die Summe von tausend Ducaten schuldig. Ich muß, wie Du weißt, meine Corilla, bald zur Armee, und da wollte ich mir die tausend Ducaten geben lassen, um mich zu equipiren. Ich ging also zu Bectoldo, forderte das Geld, und Bectoldo bezahlte mich auf der Stelle: ich war froh; denn ich befürchtete, er möchte das Geld nicht bey der Hand haben. Ich wollte fort, aber Bectoldo behielt mich beym Essen. Nach dem Essen, wobey noch mehrere mir unbekannte Personen zugegen waren, wurde ein Hasardspiel vorgeschlagen: man wollte bloß zum Zeitvertreib und um eine Bagatelle spielen. Ich ließ mir das Ding gefallen,

fallen *), und spielte mit: aber bald wurde der Einsatz erhöht; ich verlor und ward hitzig, und verlor mein Geld bis auf den letzten Heller. Jetzt bin ich verloren: denn ich muß in den Krieg ohne Geld, und welche traurige Personage spielt ein Officier ohne Geld? Sieh an, meine liebste Corilla, in solchem Unglück beflude ich mich.

Deine Unruhe, erwiederte Corilla, ist Beleidigung für mich, und zwar die grausamste Beleidigung. Glaubst Du denn, daß die zärtliche Corilla Dich in der Verlegenheit lassen werde? Du hast tausend Ducaten verloren: wohlan, hier sind zwey Tausend, worüber Du disponiren kannst, wie Du willst. Deine Liebe ist die einzige Belohnung, die ich erwarte.

Imperiali küßte seine zärtliche freygebige Corilla, und entfernte sich, um seine Sachen in Ordnung zu bringen. Corilla war

*) Weil kein Officier gerne ein Spielchen ausschlägt.

Anmerkung des Setzers.

war höchst selig, daß sie Gelegenheit gefunden, ihrem Geliebten einen reellen Dienst zu beweisen: ihre Liebe nahm noch zu; aber in dem Herzen des Geliebten nahm die Liebe ab. Corilla fand bald die alte Wahrheit abermals bestätigt, daß Liebe, welche aus Erkenntlichkeit Pflicht wird, allemal zu Grund gehen müsse. Wir lieben nie unsre Wohlthäter: schätzen können wir sie, ehren, ihnen Gehorsam leisten, ihre Vortheile suchen und fördern, aber das alles ist nicht Liebe: diese widerspricht geradezu den Regungen, welche Erkenntlichkeit und Dankbarkeit erzeugen.

Fünf und dreyßigster Abschnitt.

Ach, beste Lucinde, sagte einige Tage, nachdem Imperiali öffentlich mit Corilla gebrochen hatte, diese zu ihrer Freundin, meine Unklugheit und meine thörichte Freygebigkeit haben mir das Herz des Geliebten geraubt, und die Flamme gelöscht, welche für mich in

in seinem Herzen brannte. Wenn Du wissen solltest, welches Geschöpf er mir vorzieht! Ha, ich schäme mich, es Dir zu sagen — ich zittre, wenn ich daran gedenke. Meine Nebenbuhlerin ist die Mariane, die verächtliche Mariane, welche sonst in meinen Diensten war. Sie war erst bloß als Magd in meinem Hause, aber weil ich ein gerades Herz und einen gebildeten Verstand an ihr zu finden wähnte, machte ich sie zu meiner Vertrauten. Vor einigen Tagen verließ sie mein Haus unter verschiednem nicht unwahrscheinlichen Vorwand: aber gestern erfahre ich, daß sie in einem prächtigen Hause wohnt und eine reiche Equipage hat. Ich wunderte mich natürlich über die Veränderung in Marianens Umständen: denn sie ist doch nur eine mittelmäßige Schönheit, wenn sie überhaupt eine Schönheit heißen kann. Ich besinne mich hin und her, wer doch der närrische Liebhaber seyn möge, welcher so schwachen Reitzen sein Geld aufopfere: und erfahre bald zu meinem größten Aerger, daß der

treu-

treulose Imperiali diese prächtige Loge der Schändlichen verschafft hat. Mein Geld hat er dazu verwendet. Jetzt bedenke, liebe Lucinde, wie weit meine Wuth und meine Verzweiflung gehen müsse. Ach der treulose Imperiali! die schändliche Mariane!

Corilla schwieg hier und schluchzete: endlich nahm sie die Feder und schrieb einen Brief voll Verwünschungen und voll zärtlicher Ausdrücke an ihren Ungetreuen. Der Brief ist original, drum rücken wir ihn hier ein, so wenig wir sonst gewohnt sind, Briefe in unsern Büchern lesen zu lassen.

„Endlich, Imperiali, ist Deine Treulosigkeit entdeckt, und ich erkenne Deine Seele und meinen Irrthum auf einmal. So hast Du mich denn schrecklich betrogen durch Deine Schwüre, welche Du im Herzen verlachtest! Grausame Verrätherey, die ich nicht begreifen kann. Wie konntest Du Ausdrücke einer Liebe nachäffen, welche Du nicht fühltest? Mit welcher Kunst hast Du Dich lebhaft und zärtlich entzückt gestellt! Wie

viel

viel Mühe gabst Du Dir um mich zu hintergehen. Ach so viel war gar nicht nöthig, ein leichtgläubiges Mädchen zu betrügen, welches in Deinem Herzen nur das sahe, was es darin zu sehen wünschte. Meine Zärtlichkeit und Deine Treuloßigkeit betrogen mich eine wie die andre. Meine Seele, welche keine Verstellung kennt, würde jeden Verdacht gegen Deine Treue für ein Verbrechen gehalten haben: und Du konntest Dich entschließen, meine Aufrichtigkeit zu hintergehen, und der unwürdigsten Nebenbuhlerin ein Herz überlassen, welches ich mir durch meine Wohlthaten und durch meine Liebe zu eigen gemacht hatte. — Was findest Du denn bey Marianen? Bist Du ihr etwas schuldig? Hat sie sich um Dich verdient gemacht? Du genießest in ihren Armen kein andres Vergnügen, als das Vergnügen, meiner Einfalt zu spotten. Dieses abscheuliche Vergnügen ersetzt Dir die Liebe! Aber schmeichle Dir nicht, niederträchtige Mariane, daß Du noch lange diese Luft genießen werdest. Wenn

meine

meine Reitze den flüchtigen Liebhaber nicht halten konnten, so werden Deine gewiß nicht kräftiger seyn. Nein, nein, sein Herz welches nur im Leichtsinn beständig ist, wird bald Dir entfliehen, um einen andern Gegenstand aufzusuchen. Ach wie glücklich wäre ich, ich gestehe es mit Erröthen, wenn Du aus Leichtsinn zu mir zurück kämst! Ja, liebster Imperiali, komm zurück; meine Arme stehn Dir offen: was sage ich offen? Sie suchen Dich sogar. Wende Deine Augen zu mir, siehe Corilla an, welche vor Liebe und Schmerz stirbt. Verlaß eine Elende, die Dich aus Erkenntlichkeit duldet, die es vielleicht bloß aus Haß gegen mich thut. Komm zurück, liebster Imperiali, meine Liebe beschwört Dich darum."

Dieser Brief machte auf Imperiali gar keinen Eindruck. Er las zwey oder drey Zeilen davon, und warf ihn dann mit völlig gleichgültigem Blick dahin. Mariane nahm den Brief auf, las ihn durch, und lachte überlaut über Corilla's heftige Ausdrücke.

Eine

Eine Zeit hernach erhielt Imperiali Befehl bey der Armee zu erſcheinen: er verließ Palermo, und vergaß die Mariane ſo gut, als die Corilla.

Sechs und dreyßigſter Abſchnitt.

Corilla hörte, daß Imperiali zur Armee gegangen ſey, und betrübte ſich über ſeine Abreiſe eben ſo ſehr, als über ſeine Untreue. Endlich entſchloß ſie ſich gar ihm zum Heere zu folgen, aber ſie hütete ſich dieſen tollen Vorſatz ihrer Freundin Lucinde zu entdecken: denn dieſe würde ſich gewiß widerſetzt haben. Sie entdeckte ſich bloß einem treuen Bedienten, der ehemals Huſar geweſen war, und wohl wußte, wie's im Felde ausſieht. Sie ließ ſich daher Mannskleider machen, und verließ heimlich in der Nacht ihr Haus, nachdem ſie folgende Zeilen an Lucinde zurück gelaſſen:

„Ich reiſe aus Sicilien weg, aus welchen Urſachen aber, und wohin, erfährſt

Du

Du erst, wenn ich wieder komme. Besorge alle meine Angelegenheiten, liebe Lucinde, als wären es die Deinigen. Sie sind es ja auch, denn was ich habe, ist auch Dein. Suche nicht den Ort, wo ich mich aufhalte, zu entdecken: es würde vergebene Mühe seyn. Lebe wohl, liebe Freundin, und denke im Besten an Deine

Corilla.

Lucinde erschrak zum Tode, als sie die Entweichung ihrer Freundin erfuhr: sie ließ alles ausfragen, aber da Corilla in Mannskleidern entwichen war, so war es unmöglich zu entdecken, wohin sie gekommen war.

Corilla ging zu Schiffe und kam bey Mantua an, wo damals die französische Armee stand. Sie gab sich für einen jungen Edelmann aus dem Neapolitanischen aus und meldete sich als Volontär bey dem französischen General: die gute Miene des angeblichen Edelmanns gefiel dem General, zumal da er versprach, sich selbst völlig zu equipiren, und ohne allen Sold zu dienen. So wurde denn Corilla als Soldat angestellt.

Es

Es war ihr gar nicht schwer, ihren ungetreuen Liebhaber Imperiali aufzufinden, welcher sie aber unter ihren Kleidern nicht erkannte, zumal da sie ein gewisses martialisches Anseben affectirte. Imperiali gewöhnte sich an den jungen Volontär, und ward dessen vertrautester Freund, da er vorher ein sehr untreuer Liebhaber gewesen war.

Imperiali war noch wie sonst ein grosser Spieler; das Spiel war ihm zwar schon mehrmals schädlich gewesen, aber da doch der Spieler nicht grade immer unglücklich ist, sondern dann und wann gewinnt, auch immer hofft sein Glück zu machen, so bessert er sich nie, und spielt so lange als er noch Geld auftreiben kann. Man hat viel moralische Bücher über das Spiel, die Duelle, den Trunk, die wollüstigen Ausschweifungen und andere Laster dieser Art geschrieben, aber es bleibt immer beym Alten: denn die Leute halten diese Sachen an sich nicht für böse oder schädlich, sondern bloß die übeln Folgen derselben;

diesen

diesen übeln Folgen glaubt jeder bey individuellem Fall entgehen zu können; er entgeht ihnen nicht, er verliert sein Geld, verdirbt seine Gesundheit u. s. w.; aber dies schreibt er seiner Unachtsamkeit zu, er wird schon, wie er gewiß glaubt, sich in Zukunft besser in Acht nehmen, und so bleibt es denn immer beym Alten*). Aber was mache ich? Ich behaupte, die moralischen Bücher besserten nichts, und schreibe selbst moralische Anmerkungen nieder.

Also Imperiali war noch immer ein grosser Spieler, und daher fehlte es ihm sehr oft an Gelde: denn unter den Offizieren, mit welchen er spielte, gab es feine Gauner, welche es für ihren Stand im geringsten nicht für schändlich hielten, falsche Würfel zu führen, die Volte zu schlagen, die

*) Ich habe so eben eine recht schöne Predigt von Hern. Insp. Senf über den Mißbrauch der starken Getränke gelesen, aber auch diese wird wenig oder gar nichts bessern.

die Karten zu verwechseln und andere Künste der Art zu gebrauchen. Imperiali spielte ehrlich, und verlor daher sehr oft. Corilla streckte ihm stets Geld vor, wenn sie erfuhr, daß er verloren hatte, und wenn er wiederbezahlen wollte, entschuldigte sie sich, daß sie gern ihr Geld in so guten Händen sähe, und daher bäte, er möchte es nur bis zum Ende des Krieges behalten. Imperiali liebte jetzt Corilla, oder vielmehr den Volontär, mehr als alle seine übrigen Freunde, und verehrte sie als seinen ersten Wohlthäter.

Indessen wurde Mantua erobert, und das Regiment, worunter Corilla stand, kam zur Garnison in diese Stadt. Corilla, sonst das schönste Mädchen, war jetzt der schönste Jüngling, oder vielmehr der schönste Offizier im ganzen Heer. Manche Dame und manches Mädchen liebte diesen jungen Adonis, und machten auch nicht selten Avancen, aber man begreift leicht, daß der Adonis keinen Gebrauch davon machen konn-

konnte. Indessen machte ihr es doch Vergnügen, wenn ihre Kameraden seufzten, und sich über die Härte und Sprödigkeit der Schönen beklagten, welche sie leicht hätte an sich ziehen können. Der General, welcher die bescheidene, im geringsten nicht ausschweifende Lebensart des jungen Mannes sah, begünstigte ihn vorzüglich, und erhob ihn von einer Stufe zur andern.

Sieben und dreyßigster Abschnitt.

Corilla wollte sich endlich ihrem Imperiali offenbaren, denn nun glaubte sie, sein Herz sey ganz frey, und ihre Liebe würde es wieder füllen können. Die arme Corilla wußte nicht daß Spieler, Trunkenbolde und andere dieses Gelichters kein Herz haben. Sie hassen nicht und lieben nicht; ihr Geist und ihre Liebe ist bloß Brutalität und arger Leichtsinn.

Einer

Eines Abends hatte Imperiali glücklich gespielt, und drey Mitspieler völlig ausgezogen*). Die Herren hielten sich über sein Spiel auf, aber er zeigte ihnen, daß er der Mann nicht sey, der sich bekritteln ließe, wo nicht darf gekrittelt werden, ohne die andern tödtlich zu beleidigen, wie zum Exempel im Spiel. Imperiali war als ein Mann von Muth bekannt, und daher wagten es die Feigen nicht, ihm weiter zuzusetzen, sondern beschlossen, ihn heimlich aus dem Wege zu schaffen. Sie hatten ausgewittert, daß er alle Morgen früh in einem nahen Wäldchen spatzieren ging, und da sollte der Bubenstreich ausgeführt werden. Wären die Kerle Deutsche, Franzosen oder Engländer gewesen, so hätten sie niemals

*) Besser: ausgemistet; die metaphorischen Ausdrücke haben so etwas erhabenes. Ausziehen ist zwar auch metaphorisch; allein ausmisten sagt weit mehr.

Anmerk. des Severs.

mals daran gedacht, ein solches Complott zu machen: aber es waren Italiäner, und diese nehmen sich dergleichen Infamien nicht sehr übel.

Den folgenden Morgen ging Imperiali ganz allein nach seinem Wäldchen, um da der frischen Luft zu genießen. Drey Offiziere überfielen ihn, er zog zwar schnell und wehrte sich sehr tapfer, aber endlich würde er doch haben unterliegen müssen, wenn nicht Corilla herbeygeeilt wäre, und ihn errettet hätte. Das heldenmüthige Mädchen war ihrem Geliebten ins Wäldchen nachgeschlichen, und wollte ihm daselbst Entdeckungen machen. Kaum war sie im Gebüsch angekommen, so hörte sie Waffengeklirr, eilte hinzu, und erblickte den Geliebten, welcher sich mit Mühe noch gegen die Niederträchtigen vertheidigte. Sie ward rasend, stürzte auf die Mörder ein, zerstreute sie, und befreyete ihren Geliebten von der Gefahr.

Imperiali betrachtete nun seinen Retter näher, und erkannte seinen Freund Ste-

godor

goderno, denn diesen Namen hatte sich Corilla gegeben.

„Ach! rief er, indem er Corillen umarmte: liebster, theuerster Freund! Sie wagen Ihr Leben für mich — für mich, der Ihnen schon so sehr viel schuldig ist, dieß heißt die Freundschaft zu weit treiben.

Corilla. Ach, Freund! was ich habe, selbst mein Leben opfere ich für Sie auf.

Imperiali. Ja wahrlich, das heißt Freundschaft! So weit geht selbst die Liebe nicht.

Corilla. Wer weiß auch? Haben Sie jemals geliebt?

Imperiali. O ja, aber nie das in der Liebe gefunden, was ich in Ihrer Freundschaft finde, mein edler Etzgoderno.

Corilla. (Mit Feuer.) Die Liebe Ihrer Corilla zu Palermo gab Ihnen mehr.

Imperiali. Kennen Sie diese?

Corilla. Ja, und ich weiß, daß sie noch für Sie brennt, und noch bereit wäre ihr Leben für Sie zu wagen und hinzugeben.

Imperiali. Freund, reden Sie mir nicht von jener Corilla. Ich liebe sie nicht mehr, und wenn sie auch thöricht genug seyn sollte, ihr Leben für mich aufzuopfern, so würde sie doch nie wieder Liebe in meinem Herzen rege machen.

Corilla (rasend) Nun dann, Treuloser, erkenne in mir die verhaßte Corilla. Corilla selbst hat Dir das Leben gerettet, und Du tödtest sie durch Deine Verachtung. Nur Corilla konnte für Dich thun, was ich für Dich that. Aber jetzt thue ich nichts mehr für Dich: Du bist meiner Liebe unwürdig.

Corilla ging langsam weg, und ließ den Untreuen stehen. Die Mörder, welche sich nur versteckt hatten, sahen ihn nicht sobald allein, als sie auf ihn einfielen, und ohne Mühe ermordeten, denn nun kam keine Corilla ihm mehr zu Hülfe.

Corilla

Corilla ging nach der Stadt zurück: gegen Mittag brachte man den todten Imperiali auch dahin: Corilla erfuhr sein Unglück, und beweinte ihn aufrichtig. Ich liebe ihn noch immer, sagte sie, aber er war meiner nicht würdig, wäre er das gewesen, so lebte er noch, und wäre glücklich.

Dennoch hätte Imperialis Tod sehr ernsthafte und böse Folgen für unsre Heldin haben können. Man hatte sie in das Wäldchen gehen, und von da allein zurückkommen sehen, nicht lange vorher als Imperialis Leiche gefunden wurde. Dies war sehr verdächtig, und die gute Corilla wurde eingesteckt. Die Verhöre gingen an, und Corilla mochte sich vertheidigen, wie sie wollte, sie blieb immer verdächtig.

Endlich brachte ein Officier eines andern Regiments die deutlichsten Beweise daß drey italiänische Officiere den Mord verübt hätten. Diese wurden eingezogen bekannten und wurden zur Galeere verdammt. Corilla kam wieder auf freyen Fuß, und erhielt

hielt die vollkommenste Genugthuung, welche sie sich wünschen konnte.

Acht und dreyßigster Abschnitt.

Der Krieg ging zu Ende: viele Officiere, welche, wie man sagt, par honneur oder ehrenhalber gedient hatten *), nahmen ihren Abschied; auch Corilla, oder der Lieutenant Stegobono suchte um den seinigen nach. Sie ging gerade zum General, welchen sie aber nicht zu Hause antraf. Die Tochter des Generals, das schöne Fräulein Lucia war zugegen, und fragte sehr theilnehmend, was der Herr Lieutenant bey ihrem Vater zu thun habe? „Vielleicht kann ich es ausrichten, und Ihnen eine Mühe ersparen."

Corilla. Verzeihen Sie, mein Fräulein, die Sache ist ganz personell, und kann nur durch mich angebracht werden.

Lucia.

*) Gerade als wenn ein Officier auch ohne Ehre dienen könnte. Ohne Sold dienen, wäre wohl richtiger gesprochen.

Lucia. Vielleicht ein Geheimniß.

Corilla. Nichts weniger. Ich suche meinen Abschied.

Lucia (erblassend). Sie wollen fort!

Corilla. Der Krieg ist zu Ende, und ich habe so viel Trauriges in meinem Soldatenleben erfahren, daß ich es nicht mehr lieben kann.

Lucia. Ich weiß doch, daß Sie niemals sind beleidigt worden. Mein Vater wenigstens liebt Sie sehr, und hat viele Achtung für Sie.

Corilla. Dieß alles erkenne ich mit dem vollkommensten Dank. Aber bedenken Sie, ich verlor einen Freund, man hatte mich in Verdacht, als wäre ich sein Mörder.

Lucia. Sie sind vollkommen gerechtfertigt. Und Ihren Freund kann und wird ein andrer Freund schon wieder ersetzen, da er doch einmal für Sie verloren ist.

Corilla. Leider, leider ist er verloren. Ach er war es schon bey seinem Leben. (Wischt sich die Augen.)

Lucia

Lucia (zärtlich.) Einem Manne, wie Sie sind, kann's an Freunden und Freundinnen nicht fehlen.

Dieses Gespräch wurde durch die Ankunft des Generals unterbrochen. Corilla stellte ihm ihr Anliegen vor; der alte Mann erschrak, und suchte den jungen Officier von seinem Vorsatz abzubringen: denn er liebte die verkleidete Corilla, wie sein eignes Kind; aber Corilla war unbeweglich, und der General mußte ihr den Abschied schreiben lassen.

Noch einige Tage beschloß Corilla in Mantua zu bleiben, und dann nach Palermo zurück zu kehren. In sich selbst gekehrt ging sie eines Nachmittags vor der Stadt spatzieren, und kam in einen Garten, wo sie sich in einer Laube niedersetzte, und in Petrarca's Gedichten las. Sie hatte noch nicht lange gesessen, als ein Officier auch in diese Laube trat, welchen sie zwar dem Nämen nach kannte, mit dem sie aber nie ein Wort geredet hatte. Der Officier grüßte sie, und setzte sich neben ihr nieder. Da er ihr so nahe

war,

war, beobachtete sie seine Gesichtszüge etwas genauer, und erkannte ihren ersten Geliebten, ihren Carlo Mandori. Sie fuhr mit einem Schrey in die Höhe, und wäre beynahe in Ohnmacht gefallen, doch erholte sie sich, und gab gegen den Officier, der ihrentwegen sehr besorgt zu seyn schien, vor, sie empfände dann und wann heftige gichtische Zuckungen, diese wären aber nun vorbey. Der Officier wünschte ihr Glück zur schnellen Wiederherstellung ihrer Gesundheit, und fuhr dann fort: „Sie verlassen das Regiment Herr Camerad?“

Corilla. Ja, Herr Camerad, ich habe schon meinen Abschied.

Mandori. Das hätte ich von Ihnen nicht vermuthet.

Corilla. Aber nehmen Sie nicht auch den Ihrigen? Ich denke, ich habe gehört, der Hauptmann Tosati wolle auch nicht mehr dienen.

Mandori. Allerdings nehme ich meinen Abschied, oder werde vielmehr auf Pen-

sion

ſion geſetzt. Mein Arm iſt ſteif; er wurde mir vor ſechs Monaten entzwey geſchoſſen. Ich bin zum Dienſt unfähig. Aber Sie, Herr Camerad —

Corilla. Kann mir nicht auch ſo ein Unglück begegnen, wenn ich länger in Dienſten bliebe?

Mandori. Ja wohl kann das geſchehen: denn wenn ſchon jetzt Friede iſt, ſo kann doch bald wieder Krieg werden. Aber Sie ſprechen nicht im Ernſte; denn ich weiß, daß Sie Muth haben. Auf Sie wartete ein ſo glänzendes Glück!

Corilla. Das Glück das man bey den Soldaten findet, iſt gewöhnlich ſehr geringe.

Mandori. Ja, ja das man gewöhnlich findet. Aber mit Ihnen war es ein ganz andrer Fall. Bedenken Sie, wie gut Ihnen der General iſt: und dann Fräulein Lucia —

Corilla (gleichgültig). Fräulein Lucia. Sie ſcherzen, Herr Hauptmann?

Man-

Mandori. Ganz und gar nicht: ich weiß es, und weiß es aus sichern Quellen, daß Fräulein Lucia Sie liebt. Sie hat es gegen meiner Frauen Schwester gestanden.

Corilla (hastig einfallend.) Sie sind verheirathet, Herr Hauptmann?

Mandori Ja, gewesen; aber seit drey Monaten nicht mehr, da meine Frau an der Schwindsucht gestorben ist. – Aber was ich Ihnen sage, Herr Camerad, ist gegründet. Lucia hat meine Schwägerin zu ihrer Vertrauten gemacht: diese, wie denn die Weiber sind, hat mir wieder gesagt, was das zärtliche Mädchen ihr entdeckt hatte, und ich trage gar kein Bedenken, Sie mit einer Sache bekannt zu machen, welche Ihr Glück so nahe angeht, zumal da ich weiß, daß ich selbst dem Fräulein keinen übeln Dienst dadurch erweise. Der General schätzt Sie, Lucia liebt Sie, und Ihr Glück ist gemacht.

Corilla. Lassen Sie das, Herr Hauptmann; ich habe meinen Abschied, und kann hier mein Glück nicht machen.

Man-

Mandori. Sie sind ein seltsamer Mann, das muß ich gestehen. In Ihren Jahren unempfindlich gegen eine glänzende Laufbahn, und gegen die Reitze des schönsten Mädchens! — Sie lieben aber, wie ich sehe, die Literatur. (Hebt den Petrarca auf, welcher auf die Erde gefallen war.) Was ist das? Wo haben Sie das Buch her, Camerad?

Corilla. Ich weiß es wirklich nicht mehr. Ich glaube es in Palermo gekauft zu haben.

Indem kamen einige andre Officiere von Corilla's Bekanntschaft, und ihr Gespräch mit Mandori ward unterbrochen. Werde ich Sie heute oder morgen sprechen können, Herr Camerad, fragte Mandori, als sich Corilla entfernte? O ja, morgen Vormittag, wenn Sie wollen, antwortete Corilla, und ging weg."

Neun und dreyßigster Abschnitt.

Corilla kam auf ihrem Quartier an, und fand folgendes Briefchen von Fräulein Lucia.

Lieber Stegodorno!

Vergeben Sie einem Mädchen, welches Ihretwegen das Zartgefühl welches unserm Geschlechte eigen ist, unterdrückt, und Ihnen gesteht: daß es Sie liebt. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen; thun Sie was Sie wollen. Meine Hand versagt Ihnen mein Vater nicht, und dann wäre glücklich, sehr glücklich

Ihre Lucia.

Das Mädchen, welches das Briefchen gebracht hatte, wartete auf Antwort; Corilla schrieb folgendes:

Schönste Lucia!

Wenn eine Verbindung zwischen Ihnen und mir möglich wäre, so würde ich der glück-

glücklichſte Menſch auf Erden ſeyn. Aber die Natur ſelbſt ſetzt dieſer Verbindung unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen. Es kann ſeyn, mein Fräulein, daß Sie mich lieben, weil Sie glauben, ich ſey das, was ich zu ſeyn ſcheine. Ihre Liebe gegen mich kann Sie nicht glücklich machen: aber unglücklich werden Sie auch nicht dadurch; denn ſie wird ſich in dem Augenblick verlieren, wo Sie erfahren werden, wer ich bin. Ich kenne das weibliche Herz, und verarge es Ihnen daher nicht, daß Sie mir geſtehen, was Sie gegen mich fühlen. Nie werde ich aufhören Sie zu ſchätzen, und als meine Freundin zu lieben. Ihr

Stegodorus.

Corilla ging dieſen Tag nicht mehr aus, und überlegte die ſeltſame Begebenheit mit Mandori ohne Aufhören. Kaum konnte ſie die Zeit erwarten, wo er verſprochen hatte zu ihr zu kommen, und war entzückt, als er endlich den andern Tag kam.

„Sie

„Sie haben ſich wohl beſonnen, Herr Camerad, ſagte Mandori, wo Sie Ihren Petrarca gekauft haben?

Corilla. Ja, ich erinnere mich dieſes Buch von einem gewiſſen Cicoſalo gekauft zu haben.

Mandori (ſtampft mit dem Fuſſe). Ja, ja, von dem Hauptlumen Cicoſalo! Sie können Recht haben: dieſer konnte das Buch beſitzen.

Corilla. Herr Hauptmann, erlauben Sie mir jetzt auch eine Frage.

Mandori. Sehr gern: wenn ich ſie beantworten kann, werde ichs mit Vergnügen thun.

Corilla. Hießen Sie immer Tofati?

Mandori. Mein Herr Camerad, Tofati iſt der Name meiner Mutter.

Corilla. Und wie hießen Sie ſonſt?

Mandori. Erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß es gewiſſe Geheimniſſe giebt, nach welchen —

Corilla.

Corilla. Niemand zu fragen hat. Ganz recht. Sie hießen sonst Mandori, und sind ein Sicilier aus Palermo. Ich kenne Ihre Geschichte.

Mandori (erstaunt). Und woher kennen Sie meine Begebenheiten?

Corilla. In Palermo habe ich sie von einem gewissen Frauenzimmer erfahren.

Mandori. Dieses Frauenzimmer hieß?

Corilla. Lacinde.

Mandori. Die Schlange! Ach, die hat den ersten Grund zu meinem Unglück gelegt.

Corilla. Ich weiß alles! — Aber konnten Sie denn wohl verlangen, daß Ihr Mädchen Ihnen treu bleiben und dabey verhungern sollte?

Mandori. Erinnern Sie mich nicht mehr an die treulose Corilla.

Corilla. Die Ihnen jetzt ganz gleichgültig ist.

Man-

Mandori. Sie irren ſich, Signor. Ich vergeſſe ſie ewig nicht. Ach, ich muß Ihnen meine Schwachheit geſtehen: ich liebe ſie noch. Aber ſagen Sie mir, wie lange iſt es her, daß Sie in Palermo waren?

Corilla. Etwa zwey Jahre.

Mandori. Dann müſſen Sie ſehr viel von Corilla wiſſen. Ich bitte Sie, erzählen Sie mir, was Sie von ihr erfahren haben. Ich habe, ſeitdem ich Sicilien verließ, nichts von ihr gehört.

Corilla erzählte nun ihre eigene Hiſtorie, und ſchonte ſich im geringſten nicht: ſie entfaltete alle ihre Geſinnungen, und ſprach ſo herzlich, daß Mandori einmal über das andere ausrief: obgleich ein dann und wann feiles Mädchen, war Corilla doch immer ein ſehr edles Mädchen!

Als Corilla ihre Geſchichte geendigt hatte, ſagte Mandori: jetzt, Freund, kann ich mir erklären, warum Sie wieder nach

Palermo zurück wollen, und warum Fräulein Lucia keinen Eindruck auf Sie macht.

Corilla. Wie verstehen Sie das?

Mandori. Sie lieben Corilla: freylich ist etwas Philosophie dazu erforderlich, um eine Corilla hochzuschätzen, und Hochachtung muß sich doch billig bey der Liebe finden.

Corilla. Ich bin Ihrer Meynung, Signor; aber verdient Corilla denn gar keine Achtung mehr?

Mandori. O ja; ich selbst achte sie noch sehr, und zwar nach allem, was ich von ihr gehört habe: aber nicht alle Menschen möchten so denken. Ich verarge es Ihnen nicht, daß Sie nach Palermo zurückkehren, um Corilla wiederzufinden.

Corilla. Sie irren sich, Herr Hauptmann, Corilla ist nicht in Palermo.

Mandori. Nicht? Wo hält sie sich denn auf?

Corilla. Das weiß kein Mensch in ganz Palermo; sie verschwand, und niemand erfuhr, wohin sie gekommen ist.

Man-

Mandori. Sie soll aber doch, wie Sie selbst gesagt haben, sehr reich seyn.

Corilla. Ihr Vermögen hat sie ihrer Freundin Lucinde anvertraut.

Mandori. Und wahrscheinlich, wie man sagt, den Bock zum Gärtner gemacht.

Corilla. Auch Lucinde denkt edel. — Aber, lieber Hauptmann, ich habe Ihnen die Geschichte der Corilla erzählt, wollten Sie jetzt nicht auch die Ihrige mir erzählen? Ihre Schicksale interessiren mich sehr.

Mandori. Das bin ich Ihnen schuldig.

Vierzigster Abschnitt.

„Nachdem ich mich von Corilla's Untreue überzeugt hatte, sagte Mandori, war mir Palermo ja selbst ganz Sicilien zu enge. Ich hatte in meinem Vaterlande nichts zu verlieren, und verließ es ohne seinen Verlust zu bedauern. Das einzige, was mir wehe that, war,

daß ich die ungetreue Corilla zurück lassen mußte, welche ich noch immer liebte. Ich kam nach Italien; Florenz war die erste Stadt, wo ich mich einige Zeit aufhielt, um ein Unterkommen zu suchen. Aber ich würde haben Hungers sterben müssen, wenn ich da hätte immer bleiben wollen: denn die Florentiner hassen die Sicilier, und sind ohnehin eingebildete stolze Leute, welche niemand lieben, niemand forthelfen, als ihres Gleichen."

„Zum Glück war ein deutscher Graf in Florenz, welcher einen Bedienten suchte. Ich meldete mich" —

Was, fiel Corilla ein, Sie wollten Bedienter werden? Sie, der Liebhaber, der begünstigte Liebhaber einer Corilla?

„Nun, sagte Mandori, ist denn das so was entsetzliches? So lange ich in der That Corilla's wirklicher Liebhaber war, glaubte ich freylich glücklicher zu seyn, als alle Glückliche auf der Welt: aber als ich in Florenz ohne Geld und beynahe ohne Klei-

der

der war, als mich der Hunger plagte, da fand ich wohl, daß zum Glück etwas mehr gehört, als die Erinnerung an vergangene Liebe. Doch hören Sie weiter."

„Mein neuer Herr, der deutsche Graf hatte schweres Geld: denn er borgte in Deutschland zusammen, wo er wußte und konnte, ließ sich Geld über Geld schicken, und verschwendete es in fremden Ländern. Dieß soll überhaupt so die Mode der Deutschen seyn, und wo sie hinkommen, wollen sie auch glänzen, das heißt, Geld aufgehn lassen: denn sie sollen den närrischen Grundsatz haben, daß man nicht glänzen könne, ohne auf die unsinnigste Art das Geld wegzuwerfen. Alle Bedienten, welche der Graf bisher gehabt hatte, waren Schurken gewesen, und hatten ihn häßlich betrogen. Er mochte eben das von mir erwarten: denn anfänglich traute er mir gar nicht; aber wer mich kennt, der weiß, daß ich solche niedrige Manöver hasse; ich diente meinem Herrn mit aller Treue, und bald war er von meiner Ehrlich-

keit

keit überzeugt. Ich hatte sein vollkommenstes Vertrauen, und als er nach Frankreich zu seinem Regiment zurück ging, nahm er mich dahin mit. Sie müssen wissen, daß die deutschen Fürsten, Grafen und Edelleute, sie mögen regierende Herren seyn, oder nicht, nirgends lieber dienen als in Frankreich, ob sie gleich in ihrem Vaterland, wo man auch viele Soldaten hält, Dienste finden könnten *). "

„Mein Graf wollte nicht, daß ich in Frankreich sein Bedienter seyn sollte: er rieth mir daher, mich für einen Edelmann auszugeben, und dann wolle er mir bald eine Officierstelle verschaffen. Ich nahm den Namen meiner Mutter an, welche aus dem adlichen Geschlecht der Tofati abstammte, und kam so nach Frankreich. "

„Mein Adel wurde anerkannt, weil der Graf behauptete, er sey ächt, und weil die Franzosen in diesem Stück gar nicht kritelich sind:

*) Dieß war wohl ehemals so, und noch vor 1792: jetzt hat sich die Sache geändert.

sind: in kurzer Zeit war ich Officier; in dem jetzigen Krieg erhielt ich eine Compagnie, und jetzt bin ich Invalide. Sehn Sie, das ist meine Geschichte."

„Sie sagten mir ja, Herr Hauptmann, sagte Corilla, Sie seyen verheirathet gewesen."

„Ja, das hätte ich beynahe vergessen, antwortete Mandori. Mit meiner Heirath gings so zu. Ich lag in Strasburg in Garnison, wo man die Narrheit hat, alles nachzumachen, was in Paris vorgemacht wird. Daher ist Strasburg eine böse Garnison für einen Officier, der nicht reich ist. Mein deutscher Graf unterstützte mich zwar mit Gelde; aber nicht lange, nachdem ich als Officier angestellt war, fiel er in eine heillose Krankheit, welche wir Sicilier il male bambino nennen, und da er völlig ausgemärkelt war, mußte er seinen Geist elendiglich aufgeben. Ich war folglich ohne Unterstützung, und es währte nicht lange, so drückten mich die Schulden von allen Seiten. Ich war zu stolz und vielleicht auch zu ehrlich" –

„Was

„Was wollen Sie mit Ihrem Vielleicht, fiel Corilla ein? Giebt es bey der Ehrlichkeit auch ein Vielleicht? Weiß man nicht immer gewiß, ob man ehrlich sey, oder nicht?"

„Nein, das weiß man nicht immer gewiß, vielleicht weiß man es nie gewiß. Sie sehen mich an! Wissen Sie nicht, was unsre Kirche lehrt, nämlich, daß der Mensch nie der Gnade Gottes gewiß seyn könne?"

Corilla. O ja wohl weiß ich das. Aber wie gehört das hieher?

Mandori. Das will ich Ihnen sagen. Der Satz, niemand kann der Gnade gewiß seyn, will nichts anders sagen, als wir glauben oft gut, das heißt, nach reinen moralischen Grundsätzen zu handeln, und thun doch die allerschönsten Thaten der Großmuth, des Mitleids, der Menschenliebe, der Tapferkeit aus oft sehr unreinen Ursachen, welche wir selbst nicht einmal deutlich einsehen. Aber ich komme ganz von meiner Erzählung ab, um einen sehr trivialen Satz zu beweisen.

Also ich war zu ehrlich, um mich auf das königliche Edikt zu berufen, welches den Officieren und überhaupt allen zum Militär gehörigen Personen erlaubt, ihre Schulden nicht zu bezahlen, ohne ihre Ehre zu verlieren, und ohne jemals belangt werden zu können *), und fing an, sehr ernsthaft auf die Befriedigung meiner Gläubiger zu denken. Aber wie sollt' ich das anfangen? Ich hatte über zwey tausend Liver Schulden, mußte jährlich hundert Liver Interesse zahlen, und erhielt monatlich funfzig Liver Sold: ich ward somber und mißvergnügt, ging wenig mehr in Gesellschaft, und war mit meinem Schicksal nie unzufriedner, als damals. Einige meiner Cameraden erschossen sich, Schulden halber, andere liefen weg, Schulden halber, und ließen ihr Bildniß an den Galgen

*) Nach diesem Edikt waren also alle Schulden der Militärpersonen illegitim; nach den Universitäts-Edikten sind es doch nur einige, obgleich übrigens die Grundsätze dieser Edikte sich gleich sind.

gen schlagen, nicht wegen der Schulden, sondern wegen des Weglaufens, noch andere schlugen sich auf den Degen, oder auf Pistolen, Schulden halber, wenn's nämlich Ehren-, das ist, Spielschulden waren, die sie nicht bezahlen konnten. Alle diese Manöver gefielen mir nicht: den Selbstmord hätte ich auf alle Fälle vorgezogen, aber dadurch waren meine Schulden doch noch lange nicht bezahlt.

Betrübt ging ich einen Tages auf der Gallerie spatzieren: ein junges Mädchen redete mich an: „sind Sie der Lieutenant Tofati?" „Ja." „Nun so bin ich recht. Hier ist ein Brief an Sie." Ich nahm den Brief, und das Mädchen entfernte sich schnell. Ich fand einen Wechsel von 4000 Liver eingeschlossen, und folgende Zeilen dabey:

Mein Herr!

Ein Freund von Ihnen, der Sie sehr schätzt, und Ihre Lage genau kennt, nimmt sich die Freyheit, Sie aus Ihrer jetzigen Verlegenheit zu ziehen. Vergeben Sie ihm diese Freyheit, und leben Sie wohl.

Keine

Keine Unterschrift war bey dem Zettel; ich erstaunte, und überlegte, was zu thun sey; aber auf einmal wurde ich bestimmt. Ein Officier von meiner Bekanntschaft begegnete mir: „Weißt Du auch Bruder, daß der alte Kerl, der Annay abgeschurrt *) ist.“

Ich Er dauert mich. Er war ein friedlicher Mann.

Officier. Nicht wahr? Herr Bruder, er pumpte flott, und manichäerte selten.

Ich Er war reich, hatte also nicht Ursache immer zu mahnen.

Officier. Reich? Den Teufel auch. Nach seinem Tode hat sichs gewiesen, wie reich er war. Seine Gläubiger haben alles versiegeln lassen, und seine Frau mit den Kindern ist aus dem Hause gesetzmissen worden, auf Befehl des Herrn Ammeisters. Nun haben die armen Teufel weder zu nagen noch zu beissen. Indessen bin ich doch fidel, daß der Alte todt ist. Ich war ihm noch sechshundert Livres schuldig: die sind jetzt bezahlt.

Ich.

*) Gestorben.

Ich. Hast Du sie bezahlt?

Officier. Komische Frage! Ich und bezahlen; da kennst Du mich schlecht. Der Kerl ist todt, er kann nicht mehr mahnen; und wie ich glaube, ist ja der Herr Bruder dem Calaber auch noch so ein kleines Sümmchen von tausend Liver schuldig. Die sind nun auch bezahlt.

Mit Verachtung ließ ich den Officier stehen und eilte zu einem Bankier, wo ich gegen meinen Wechsel 4000 Liver empfing; denn nun hatte ich kein Bedenken mehr, von der Großmuth des Unbekannten Gebrauch zu machen: lieber weniger Delikatesse als Ehrlichkeit, dachte ich. Schnell eilte ich zu der unglücklichen Familie, und fand diese in den elendesten Umständen; der Herr Ammeister hatte sie, im strengsten Sinne des Worts, ausgeplündert. Ich zahlte nicht nur was ich schuldig war, sondern gab noch fünfhundert Liver mehr; mit dem Rest tilgte ich alle meine übrigen Schulden und löste meine versetzten Sachen ein.

Nach

Nach vier Monaten erhielt ich abermals, und zwar durch daſſelbe Mädchen einen Wechſel von 4000 Liver. Ich wußte nicht, was ich denken ſollte, beſchloß aber, jetzt keinen Gebrauch davon zu machen, weil mich keine Gläubiger drängten. Ich ging, ohne zu wiſſen wohin, zum Thore hinaus, nach dem Rheine zu; eine Kutſche kam mir entgegen, und ſiehe da, mein Mädchen ſaß mit einer ſehr wohlgebildeten Dame darin. Dieß war mir genug. Ich eilte zurück und fragte die Schildwache wer ſo eben eingepaſſirt ſey. Die Frau von Moreau, war die Antwort. Ich erkundigte mich, wo dieſe wohnete, und nach einer Stunde war ich ſchon bey ihr. Was ich ihr ſagen und was ſie mir antworten mußte, können Sie ſich vorſtellen. Endlich ſagte ſie auf die liebenswürdigſte Art von der Welt: da Sie nun einmal wiſſen, daß ich Sie unterſtützt habe, ſo will ich Ihnen auch ſagen, warum ich es that: ich liebe Sie, und wenn Sie wollen, ſo iſt meine

Hand Ihre. Mein Schwager, der Obriſt-lieutenant Coltier hat Sie mir als einen ſehr würdigen Mann beſchrieben, und ich werde, hoffe ich, mit Ihnen nicht unglücklich ſeyn.

Damit ichs nur kurz mache, wo ſich ſchon alles von ſelbſt verſteht: ich heyrathete die ſchöne Wittwe, welche mir der Tod vor einiger Zeit entriſſen hat. Ich habe ſie ſehr aufrichtig bedauert, denn ſie machte mich glücklich.

In den Armen dieſer Guten vergaßen Sie denn, wie natürlich, die untreue Corilla, ſagte dieſe.

Mandori. Nicht doch, mein Freund. Corilla's Bild iſt nie aus meinem Herzen gewichen, ja ich geſteh es Ihnen, ich liebe Corilla noch.

Ein und vierzigſter Abſchnitt.

Den folgenden Tag früh erhielt Mandori folgenden Brief von Corilla.

Theuer-

Theuerſter Carlo!

Corilla liebt Dich noch und wird Dich ewig lieben; nur Noth und Leichtſinn hat ſie mit dem Laſter bekannt gemacht, ohne ihr Herz zu verderben, welches ſtets der Tugend getreu geblieben iſt. An dich verlor Corilla ihre Unſchuld, und dann opferte ſie ihren guten Namen auf, fiel aus einem Taumel in den andern, und iſt nur da zur Beſinnung gekommen, als ſie aus der Erfahrung lernte, wohin das Laſter führen kann. Doch will ich Dich nicht bereden, mich für Deiner würdig zu halten, aber Deine Verachtung verdiene ich nicht, und habe ſie auch nicht, nicht einmal Deinen Haß, wie Deine, dem Lieutenant Stegodorno gemachten Geſtändniſſe, hinlänglich beweiſen. Unſere Lage iſt kritiſch, ſehr kritiſch, wenigſtens die meinige: ich weiß nicht, was ich von Dir bitten ſoll, und Du wahrſcheinlich nicht, was Du thun ſollſt. Verzeihung fordere ich doch von Dir, mein Carlo, und gern möchte ich Dich ſehen,

Du findest mich bey Klegodorus, dem einzigen Menschen, welcher weiß, daß ich hier bin. Kannst Du meine an Dir begangene Untreue vergessen, so eile zu

Deiner Corilla.

Man stelle sich Mandoci's Erstaunen beym Durchlesen dieses Briefes vor! Auf der Stelle wollte er zu Corilla eilen, und sich ihr zu Füßen werfen; denn sie stand wieder mit allen ihren Reitzen vor seinen Augen, und seine ganze Liebe gegen sie erwachte wieder. Aber wohin hatte sie ihn bestellt? — Zum Lieutenant Klegodorus? Was macht sie bey diesem? Dieser allein weiß, daß sie hier ist? Ist gewiß ihr Liebhaber! So sprach Mandoci zu sich selbst, und die Eifersucht fing an ihn fürchterlich zu quälen.

„Ich will nicht gehen, will Corilla nicht vor die Augen kommen; ich kenne ihren Feuerblick, der mich unglücklicher machen würde, als ich ohnehin schon bin! — Doch nein, ich will hingehen, und

und ist mein Argwohn gegründet, so zittere Stegoderno vor meiner Rache!*)"

Er ging hin: in dem Hause, wo Stegoderno logirte, fragte er nach diesem, man wies ihn in ein Zimmer, und Corilla, schön wie eine Grazie, sank in seine Arme.

Mein Carlo, rief sie, o mein Carlo, Vergebung und einen Kuß!

Mandori konnte vor süßem Entzücken kein Wort hervor bringen, als: Corilla, meine Corilla!

„Carlo, Du vergibst mir!"

„Alles, alles! — O Corilla, ich habe Dich wieder!"

„Und ich habe Dich wieder, mein Carlo! Welche himmlische Seligkeit erfüllt in Deinen Armen mein Herz."

Endlich erholte sich Mandori von seinem Taumel. „Wo ist Stegoderno?" frag-

*) Pereat Stegoderno tief, tief! würde er ausgerufen haben, wenn er ein . . . gewesen wäre.

Anmerkung des Setzers.

fragte er haſtig, und ſchon regte ſich der Dämon der Eiferſucht wieder in ihm.

Corilla. Nach Stegodorno fragſt Du, mein Carlo?

Mandori (etwas bitter). Ja, Corilla, nach Stegodorno frage ich! Wer iſt Dir dieſer Menſch?

Corilla. Mir iſt Stegodorno alles: ohne ihn bin ich nichts; mein Daſeyn hängt an dem ſeinigen.

Mandori (reißt ſich aus ihren Armen). Ha, Treuloſe! Schadenfrohe! mußteſt Du abermals mein Herz zerreißen, und mir das Bekenntniß Deiner Liebe zu einem Andern ſo ablegen (will fort).

Corilla (fällt in ſeine Arme und hält ihn zurück). Carlo, Carlo, was iſt Dir? Sieh mich doch an; ich bin ja Stegodorno.

Mandori (verblüfft). Was ſagſt Du?

Corilla. Ja, mein Carlo, unter dem Namen Stegodorno diente ich bey der Armee.

Man-

Mandori. Und ich hätte Dich nicht erkennen sollen?

Corilla. Dicke braune Schminke, die ich täglich auflegte, sorgfältige Verbergung aller weiblichen Reitze durch Kleider und beständige Vermeidung Deiner Blicke, ließen Dich nicht errathen, daß Deine Corilla mit Dir sprach.

Mandori. Aber warum verließest Du Palermo, und zogst in den Krieg?

Corilla. Um den Tod zu finden oder mich mit Dir zu versöhnen. Ich wußte, daß Du unter diesen Truppen dientest.

Die Liebe glaubt alles, sagt Paulus, und Mandori glaubte, was ihm Corilla vorsagte; die Versöhnung der beyden Liebenden war völlig hergestellt, und die Stunden flogen unter den süßesten Umarmungen dahin wie Augenblicke.

„Liebste Corilla, wir trennen uns nie wieder, sagte Mandori.

Corilla. Nie, mein Carlo: treue, ewige Liebe bindet uns auf ewig. Aber was beschließest Du für unsre Zukunft.

Man-

Mandori. Feyerliche Verbindung vor den Augen der Welt.

Corilla. Unmöglich, mein Carlo.

Mandori. Und warum, meine Einzige?

Corilla. Denke an meine vorige Lebensart!

Mandori. Ich liebe nicht Corilla, die Buhlerin: Corilla, die getreue wird meine Gattin.

Corilla. Wirst Du Dich nie an meine ehemalige Lebensart erinnern? Wird diese Erinnerung nicht Deine Liebe zu mir verjagen, und Dein Leben verbittern?

Mandori (sie umarmend). Nein, meine Einzige; ich werde Dich wegen Deiner Tugend lieben; über alle Vorurtheile bin ich weg.

Corilla. Vorurtheile? Nennst Du die Forderung des Mannes, daß die, welche er zur Gattin wählt, ein unbefleckteres Leben geführt habe, ein Vorurtheil?

Mandori. Nicht doch Corilla, nicht ganz. Wenn er aber dafür hält, ohne jenes

keusche,

keusche, unbescholtene Leben sey ein Frauenzimmer überhaupt unwürdig geliebt zu werden, dann irrt er. Die Vorzüge eines Weibes bestehn nicht allein in einem unschuldigen Leben; die Tugend des Weibes hat mehrere Aeste: und so lang ein Weib ungebunden ist, — durch Ehe oder durch Liebe ist gleichviel, — ist die Keuschheit gerade eine der geringsten dieser Aeste. Du warst freylich ungetreu: denn Du liebtest mich; dieß kränkte mich beynahe: aber ich werde nicht mehr daran denken. Du warst durch Noth und Armuth gezwungen, Dich Menschen zu überlassen, die Du nicht liebtest. Dein Herz vereinigte sich nicht; Dein Körper verkaufte sich nur, und Deine Sinnen ließen sich reitzen, vielleicht auch vergnügen. Dieß ist alles, und so denke ich jetzt. Meynst Du denn, meine Liebe, Mandori habe nie ein Weib außer Dich berührt?

Corilla. Du warst ja verehlicht, mein Carlo!

Mandori. Ich liebte und ehrte meine Gattin, und doch — Man kann ein Mädchen,

chen, eine gute Frau lieben, und ſich dennoch ſinnlichen Reizen ergeben. In Zukunft aber werde ich Dir gewiß treu ſeyn.

Corilla. Noch eins, Mandori. In Palermo kennt man mich zu genau; dort dürfen wir nicht wohnen, mein Carlo.

Mandori. Das wollen wir auch nicht. Wir gehn nach Frankreich oder ſonſt wohin, wo man uns nicht kennt, und leben unter veränderten Namen das ruhigſte Leben. Du willſt doch?

Corilla. Ja Carlo, ich bin Dein. Mache mit mir, was Dir gefällt.

Zwey und vierzigſter Abſchnitt.

Mandori erſchien mit Corilla öffentlich, und erklärte ſie für ſeine Braut: jedermann bewunderte Corilla's Schönheit, aber keiner erkannte in ihr den Lieutenant Stegodorno, über deſſen ſchnelles Verſchwinden allerley geurtheilt wurde.

Der

Der Tag der Hochzeit wurde nicht lange verschoben, und ging ohne Gepränge hin: Mandori und Corilla erwarteten zwar nichts ihnen vorher unbekanntes mehr von einander, doch waren beyde entzückt, sich nun rechtmäßig zu besitzen.

Corilla hatte mit Fräulein Lucia Freundschaft errichtet, welche bald in wechselseitige Vertraulichkeit überging. Corilla erzählte dem Fräulein von ihrem Leben, was sie für dienlich hielt, und füllte die Lücken mit Erdichtungen aus: das Fräulein hingegen war ganz offenherzig, und gestand ihrer neuen Freundin unter tausend Thränen ihre Liebe zu dem heimlich entwichenen Stegodorno. Sie zeigte ihr auch den Zettel desselben, dessen Inhalt sie nicht verstehen konnte.

„Stegodorno liebt Sie, mein Fräulein, sagte Corilla, gewiß er liebt Sie."

Lucia. Nein, meine Freundin, er liebt mich nicht, sonst hätte er mich nicht so verlassen.

Corilla. Allerdinge liebt er Sie nicht so, und kann Sie nicht so lieben, wie Sie von ihm geliebt zu seyn wünschen könnten.

Lucia.

Lucia. Ach der Treulose liebt eine Andere! Er hat mich verlassen.

Corilla. Er hat Sie nicht verlassen, meine Beste: nie war er Ihnen näher, als in diesem Augenblick. Sie sehen in meiner Person Ihren Stegodorno.

Corilla erklärte ihre Freundin das Geheimniß ih e. Bekleidung, und überzeugte sie völlig von der Wahrheit; Lucia erröthete, umarmte Corillen, und verbarg vor Scham ihr Gesicht an ih em Busen.

„Ihren Reizen, schönste Lucia, sagte Corilla wird stets kein Mann: ich mußte ein Weib seyn, um dieß zu können. Sie werden schon einen finden, der Sie so glücklich macht, als ich es jetzt durch meinen Geliebten bin. Vergessen Sie immer den Stegodorno, der ihnen nicht mehr in der Welt ist, und lieben Sie so treu Ihre Freundin Corilla, wie diese Sie ewig lieben wird."

Der Kummer, welchen eine hoffnungslose Liebe in Lucia's Herzen verursacht hatte, schwand bald; ihre Neigung zu Stegodorno nahm eine andere Gestalt an in der Freundschaft zu Corilla, und so gelangte das herrliche Mädchen wieder zu seiner vorigen Munterkeit. Wahrscheinlich ward sie in der Folge glücklich.

Unsre

Unsre Liebenden kehrten nach Palermo zurück. Man denke sich das Entzücken der treuen Lucinde, als sie ihre Freundin Corilla wieder sah, und in ihre Arme schließen konnte. Das gutmüthige Geschöpf hatte die Güter ihrer Freundin aufs gewissenhafteste verwaltet, und legte eine genaue Rechnung von allem dem dar, was sie gethan hatte. Corilla zerriß die Rechnungspapiere, ohne sie anzusehen, und warf die Stücke ins Feuer. „Du bist mir keine Rechnung schuldig, liebe Lucinde, sagte sie, und wenn ich auch keinen Heller mehr von alle meinem Vermögen gefunden hätte, ich würde doch nicht mit Dir zürnen: das was ich mitgebracht habe, würde ich noch mit Dir theilen."

Indessen hatte Mandori's Stiefmutter erfahren, daß ihr Stiefsohn, den sie so schändlich um sein Vermögen gebracht hatte, in Palermo angekommen sey. Diese Nachricht rührte sie nicht im Geringsten, aber einige Tage hernach fiel sie in eine heftige Krankheit, und der Arzt versicherte: daß sie schwerlich aufkommen werde. In dieser Lage ließ sie einen Geistlichen kommen, welcher ihr den Ausgang aus dieser Zeitlichkeit erleichtern, und den Eingang in die frohe Ewigkeit bereiten sollte. Der Geistliche, welcher gerufen wurde, war ein ehrlicher

Mann,

Mann, der ſein Amt ehrte, ſeine Pflicht kannte, und wohl wußte, daß nie zur ungelegnern Zeit der Charlatan gemacht würde, als am Krankenbette. Dieſem Manne beichtete die alte Sünderin unter andern auch ihr Verfahren gegen ihren Stiefſohn. Der ehrwürdige Pater – es war ein Capuziner – erſchrak über die Bosheit des Weibes, und ſagte ihr, daß ſie die ihrem Sohn entriſſenen Güter denſelben wieder zurückgeben möchte. Die Alte tergiverſirte lange, verſprach dem Kloſter Legate und andere fromme Stiftungen zu machen, Altäre und Muttergottesbilder zu kleiden, Meſſen zu ſtiften, u. d. gl. Aber der Pater verſicherte ihr, daß, da ſie im Stande ſey, das geraubte Gut wieder herauszugeben, ſie es auch thun müſſe; alle Meſſen würden ſie nicht aus der Hölle, welche ihrer wartete, retten können. Der Alten ward angſt, ſie gab die Güter heraus, die jedoch Mandori mit ihren nächſten Verwandten theilte, und ſtarb in der feſten Hoffnung, daß Petrus ſie an der Himmelsthür nun nicht mehr abweiſen könne. Was geſchehen iſt, wiſſen wir nicht.

Drey und vierzigster Abschnitt.

„Nun ists Zeit, theurer Carlo, sagte Corilla zu ihrem Gatten, daß wir Sicilien verlassen; unsere Güter sind verkauft und zu Gelde gemacht, und Du siehst, mit welchen Augen man uns hier ansieht; man macht uns den Hof, weil wir reich sind, und verachtet uns hinter unsern Rücken; mich, weil man nur zu gut weiß, wer ich war, und Dich, weil Du Dich mit einer Person verbandest, wie Corilla ist.“

Mandori billigte, was Corilla wollte, und so verließen beyde in Lucindens Begleitung, aber ohne alle weitere Bedienung, das glückliche Sicilien, und begaben sich nach der Schweitz. In diesem, damals freyen, ruhigen und folglich glückseligen Lande kauften sie sich ein kleines Landgut, und lebten unter einem fremden Namen daselbst, um alles Nachfragen nach ihnen fruchtlos zu machen.

Mandori ergab sich, nach Art der braven Schweitzer, der Landwirthschaft, und fand, wenn er nicht in seiner Familie war,

am Ackerbau und in dem Umgang mit Schweitzerbauern sein gröſstes Vergnügen.

Beyde, Maudori und Corilla, machten von ihrem Vermögen den edelsten Gebrauch: der Freundschaft opferten sie viel, der Wohlthätigkeit noch mehr. Stille Ordnung ohne Pracht herrschte in ihrem Hause, und niemand, der sie besuchte, ging von ihnen weg, ohne das Glück und die gesellschaftlichen Tugenden dieses edlen Paars zu preisen.

Corilla ward Mutter mehrerer Kinder, und so wie sie eine vortrefliche Gattin war, ward sie nun eine nachahmungswürdige Mutter.

Lucinde heirathete den Verwalter des Guts, und lebte sehr glücklich mit ihm.

Dann und wann seufzete Corilla, und Thränen rollten über ihre Wangen: wenn Maudori dieß sahe, so errieth er auch die Ursache dieser Seufzer und dieser Thränen, umarmte seine Gattin und sagte: Tröste Dich, meine Corilla, und trockne Deine Thränen; Du warst ja nie lasterhaft.

„O mein Carlo, erwiederte alsdann Corilla mit einem herzlichen Kusse, wie glücklich machst Du mich!“ Ende.